# Eine Selbstschau.

Zweiter Theil.

Die Welt- und Gottanschauung

## Vorbericht zur fünften Auflage.

Beim Erscheinen der vierten Auflage der „Selbstschau" im Jahre 1849 erachtete es der Unterzeichnete, welcher von der Verlagshandlung mit der Revision beauftragt war, für angemessen, nur den ersten Theil derselben, „das Schicksal und der Mensch" betitelt, dem Drucke zu übergeben, den zweiten Theil dagegen, die „Welt- und Gottanschauung" für einmal nicht erscheinen zu lassen. Es sprachen dafür wichtige Gründe. Für's Erste nämlich wußte er aus manchen Aeußerungen seines sel. Vaters während dessen letzten Lebensjahren, daß derselbe mit jenem zweiten Theile, sowohl hinsichtlich der darin niedergelegten philosophisch-religiösen Ueberzeugungen als ihrer Darstellung, nicht mehr ganz einverstanden war. Heinrich Zschokke hatte die Zeit seiner Muße in den letzten sechs Jahren fast ausschließlich nur dem Erforschen der Gottheit und ihres Waltens im All der Dinge zugewendet und war dabei zu Resultaten gelangt, von denen er überzeugt war, daß sie der Vollendung in der Wahrheit näher ständen, als das früher Niedergeschriebene. Es schien deßhalb das Fallenlassen des Letztern gerechtfertigt zu sein, zumal damals Hoffnung vorhanden

war, daß in dem Nachlasse des Verewigten sich neues, wenigstens einigermaßen vollständiges Material finden werde, das mit der Zeit an dessen Stelle gesetzt werden könnte.

Diese Hoffnung war der zweite bestimmende Grund. Denn Heinrich Zschokke hatte, wie bereits in dem Vorbericht zur vierten Auflage bemerkt wurde, ein neues Werk über das „göttliche All" in Arbeit. Er schrieb daran Jahre lang; selbst während seiner Krankheit war dies noch seine Lieblingsbeschäftigung; allein der Tod kam zu früh. Sein Werk blieb Bruchstück und zwar, wie sich nun bei genauerer Prüfung ergeben hat, dermaßen Bruchstück, daß es durchaus unzulässig gewesen wäre, dasselbe in so unvollendeter Gestalt der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Bei dieser Sachlage kam es wieder zu Erwägungen darüber, ob bei den vielfachen, sich immer wiederholenden Nachfragen des Publikums nach dem religiös-philosophischen Theile der Selbstschau, es nicht dennoch gerathen sein dürfte, jenen im Buchhandel vergriffenen, zweiten Theil wieder in seiner alten Gestalt abdrucken zu lassen, und der Selbstbiographie, wie ehedem, beizugeben. Dagegen sprach der obenerwähnte, erstere Grund; dafür aber wesentlich der Umstand, daß beim Abgang der „Welt- und Gottanschauung" für die Freunde der Zschokkeschen Schriften im Bilde seines Lebens und Wirkens immerhin eine bedeutende Lücke unausgefüllt blieb, die um so schmerzlicher gefühlt wurde, als der ganze Entwicklungsgang seines Geistes, wie er in seinen

Schriften sich darstellt, immer und immer wieder darauf hinwies, daß da noch Etwas fehle, und dieses Etwas in der That in nichts Geringerm besteht, als dem den ganzen Bau eines schön vollendeten Lebens abrundenden Schlußsteine. Bleibt es immerhin wahrscheinlich, daß bei längerer Lebensdauer des Künstlers dieser Schlußstein ein noch schönerer und besserer geworden wäre, als der früherhin gesetzte, so ist denn doch der bisherige besser, als gar keiner. Und so kam es zur Entscheidung, vielseitig ausgesprochenen Wünschen Rechnung tragend, jenen zweiten Theil wieder aufzunehmen.

Uebrigens kann der Unterzeichnete die Bemerkung nicht unterdrücken, daß wenn auch dieser zweite Theil den Philosophen von Fach auf dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft nicht mehr genügen wird, wie er dem Verfasser selbst auf seinem zuletzt eingenommenen Standpunkte nicht mehr genügte, er dennoch für Denker im weitern Kreise der Gebildeten einen überaus reichen Schatz heiliger Erkenntniß und daraus hervorgehender neuer Anregung bietet. Zschokke hat dieses Buch in seinem kräftigsten Mannesalter geschrieben, auf einer Höhe von Lebenserfahrungen und Studien, auf der ihm ohne Zweifel Einzelne, mit noch eindringenderem Scharfsinn begabt, voraneilen mochten, unter der aber auch eine große Zahl Anderer noch weit zurückblieb. Für sie hat sein Werk daher auch, so wie es ist, großen Werth und um so mehr, als es mit jener Gabe klarer, und (wenn es gestattet ist, wo es sich um Uebersinnliches handelt, diesen

Ausdruck zu brauchen) volksthümlicher Darstellungsweise geschrieben ist, welche sonst beinahe allen Schriften ähnlicher Art abgeht. Die Meisten der Letztern sind für den engabgegrenzten Kreis der Schule bestimmt: die „Welt- und Gottanschauung" dagegen geht auf Volksbelehrung, in höherm Sinne des Wortes, aus. Hat mancher junge Mann, der zu den „Heimlichkranken" unserer Zeit gehörte, im „Alamontade" den ernsten Wink erhalten, wo Balsam für ihn zu suchen sei; haben Tausende von Familien seit bald einem halben Jahrhundert beim Lesen und Wiederlesen der „Stunden der Andacht" Trost und häusliche Erbauung im Geiste Jesu Christi gefunden und hat dieses Buch selbst da religiöse Gefühle wieder geweckt, wo die Herzen dem Göttlichen völlig abgestorben schienen: so ist die „Gottanschauung" für Jeden, den die heilige Sehnsucht zu tieferem Ergründen weiter treibt, ein, wenn auch leises, Lüften des Vorhanges, der vor dem Allerheiligsten der Wahrheit schwebt. Vollkommene Erkenntniß, wo ist sie hienieden zu finden? In spätern Jahrtausenden wird auf die Forschungen unserer Tage zurückgeblickt werden, wie wir jetzt auf Plato zurückschauen; und einst, wenn was gesagt ist in Irrthum und Schwachheit, auferstehen wird in Kraft, wie wird uns da erst unser jetziges Wissen und Weissagen als Stückwerk erscheinen!

Aarau, im September 1852.

Emil Zschokke.

# I. Kenntniß und Erkenntniß.

## 1. Durch Zweifel zum Erforschen des Wahren.

„Die holdeste der Feen unterm Himmel ist die Täuschung, diese reizende Mutter des Glaubens und der Hoffnung. Wehe dem aber, der im Zaubergarten derselben vom Baum der Erkenntniß eine Gewißheit naschen will! Er hat lebenslang das verlorne Paradies zu beweinen.“ So seufzt' ich einst, von Zweifeln in meinem Innersten zerrissen, als Jüngling; so noch, als reifender Mann. Und ich habe im Lauf des Lebens diesen Seufzer im Stillen aus der Brust manches Andern vernommen. Ich beklage die Heimlichkranken, wie ich einst mich selbst beklagt habe. Spät sind meine Wunden geheilt worden; vielleicht sind die von Andern nicht unheilbarer. Ich will versuchen, den Gang meiner Genesung zu zeichnen; vielleicht wird er zum ihrigen. Zuvor will ich aber meine Narben aufdecken. Will aussprechen, wie mir einst Leben und Welt, Gott und Ewigkeit erschienen *). Ich dachte und sprach:

„Weitaus der Großtheil der Sterblichen handelt und wandelt noch willig und gläubig im schönen Traumreich. Man lebt sich, vom ersten Schlummer an der mütterlichen Brust hinweg, durch die Spiele der Kindheit, so allmälig, leise und tief ins reifere Alter hinein, daß man kaum einmal an den Gedanken stößt: Warum

*) Das im ersten und zweiten Abschnitt Folgende gab ich, als Bruchstück, schon 1832 in der Zeitschrift „Prometheus, für Licht und Recht.“ Hier theil' ich nur Auszug vom Wesentlichen dessen mit, was dort in Briefform eingekleidet war.

denn das so und nicht anders sei? Woher und wozu dies Alles? Oder fragt: Wodurch hat sich das ganze Weltall ins Dasein hineingebaut? Könnte nicht ebensowohl gar nichts sein? Und warum ist Etwas, warum Alles da?"

„Ja, Fragen dieser Art werden den meisten Menschen sogar grundalbern scheinen; einigen noch gottlos dazu. Denn die Welt ist doch nun einmal vorhanden, und wir sind es mit ihr, ohne zu begreifen, wie? Gott hat es so geschaffen, und, nach unserm Ermessen, sehr weise eingerichtet. Das muß genügen und genügt. Und auf der festgetretenen Landstraße des Alltags-Lebens fortwandernd in Gesellschaft aller Zeitgenossen, gilt Jedem die gewohnte Ansicht zuletzt für Naturgang; und die Uebereinstimmung andrer ehrlicher Leute mit uns, für Bürgschaft des Wahren."

„Wir schwimmen mit Allem, was sich um uns regt und bewegt, den Strom der Jahre ohne Arg hinab. Erzogen und belehrt, erziehen und belehren wir Andre; finden des Lebens höchste Aufgabe im Betrieb eines Berufs, unser Dasein zu veranmuthigen, oder hungerlos zu fristen. Wir arbeiten und ruhen, lieben und hadern, jauchzen und weinen, bis das Haar ergraut, bis das Aug im Tode bricht, und der Vorhang des etwas verworrenen und kaum halb verstandenen Schauspiels fällt."

„Jeder tröstet sich, wie er's vermag, mit irgend einer Erwartung von Dingen nach dem Tode. Zwar kam niemand der Verstorbenen aus dem Jenseits, als Bote, zurück. Aber man hat doch Verheißungen. Und die unbezwingliche Lust am Dasein erleichtert denen, welche Unsterblichkeit versprechen, das Geschäft des Ueberzeugens. Ueberdem wird in Christenkirchen, Pagoden, Judenschulen und Moscheen nicht nur die Weltverwaltung Gottes umständlich auseinandergesetzt; sondern wir kennen sogar Eigenschaften, Verhältnisse, Thaten und Beschlüsse des höchsten Wesens ziemlich genau aus Katechismen, mosaischen Büchern, aus Koran und Zen-

daveda. Der Unendliche hat sich, was mehr, als Alles, sagt, persönlich in Hindostan, Kleinasien, Peru, Arabien u. s. w. vor Alters gezeigt oder auserwählten Menschen offenbart. Die Ueberlieferung ist sorgfältig von Rabbinen, Braminen, Priestern, Marabuts, Mufti's bewahrt. Sie ist um so glaubwürdiger geworden, je älter und dunkler sie wurde; nur mit der einzigen Beschränkung, daß jede Glaubenspartei sich vorbehielt, die Ueberlieferung aller übrigen, wie baare, klare Lüge und heillose Ketzerei, mit Beil und Schwert, Steinigung, Sklaverei, Scheiterhaufen und Brandmarkung, zur Ehre Gottes, zu verfolgen oder zu bestrafen."

„Der alte Glaube an die Götter Latiums mußte, nach den Tagen des Cäsar Augustus, untergehen und dem christlichen Sinn für das Ueberirdische schon darum weichen, weil die Legionen Roms, von einem Ende der Welt zum andern umherziehend, bei allen Völkern andere Altäre, andere Gottheiten, andere Ueberlieferungen fanden. Die in unsern Tagen erweiterte Völkerkunde, und der allgemeinere Verkehr der Nationen, vermittelst der Druckerpresse und des Welthandels, erschüttert nothwendig den alten Ueberlieferungsglauben der Religionsparteien abermals in seinen Grundfesten."

„So schlägt denn mitunter auch dem Gläubigsten der Gläubigen, früh oder spät, eine Stunde der Versuchung, in welcher er an den Versicherungen der Schule oder Kirche irre wird. Er fragt, wie Pilatus einst: „Was ist denn Wahrheit? Sind Vorstellungsarten darum falsch, weil sie von den Leuten in Mekka oder Jeddo, in Rom oder Lassa, als Ketzereien verflucht werden? Sind sie darum wahr, weil sie, gegeben mit der Muttermilch, in die Gesammtheit unsrer Begriffe hineinwuchsen und mit denselben, ich möchte sagen, in uns verknörpelten?"

„Man ruft uns Blutzeugen der Wahrheit auf. — Beweist denn aber der Tod des Märtyrers, daß seine persönlichen

Ueberzeugungen auch die der übrigen Welt sein müssen? Auch der Parse, der Jude, der Bramine, auch ein Vanini, ein Giordano Bruno, die man der Gottesverläugnung bezüchtigte, starben für Vorstellungsweisen, die sich nicht vom Bau des eignen Gedankenthums abreißen konnten, ohne diesen aus allen Fugen zu stoßen. Mich dünkt, nicht die Wahrheit, für welche der Märtyrer blutete, sei das Herrlichste von ihm gewesen, sondern das Sterben selber um Etwas, das ihm höher, denn der Reiz des Lebens galt, und was ihn gegen die Macht der Natur mächtiger, als sie selbst, machte."

„Aber, die Anfechtungen des Zweifels foltern das Menschengeschlecht nicht erst seit gestern."

„Mag die Sage vom Sündenfall des ersten Paares doch immerhin aus Gesängen vorsündflutlicher Weltalter in die ägyptischen Tempel herübergeklungen sein, oder, andern Quellen entflossen, sich zuletzt unter dem Griffel des israelitischen Gesetzgebers versteinert haben; — mag Hiobs Jammer über das Loos der Tugend auf Erden längst vor Salomon und Moses, oder erst unter den Thränenweiden Babylons, gehört worden sein: stets wohnet darin Hinweisung, daß der Mensch, beim ersten Insich-Erwachen, voller Entsetzen über den Widerspruch seines innern Gesetzes mit dem Gesetz der Natur oder des Schicksals, die Frage über den Ursprung des Uebels gethan, welche nachher jedes Jahrtausend wieder nachseufzte."

Und, in der That, warum werden Muth und Opfer des Gerechten gemeinhin mit Dornen gekrönt, während verbrecherische Schlauheit sich der Umarmungen des Glücks freut? Warum ward dem Menschenherzen die Liebe gegeben, wenn es zuletzt doch daran verbluten muß? Warum dem Geiste des Menschen der ewige Durst nach Wahrheit, wenn er zuletzt, in Zweifeln vergarnt, verzweifeln muß? Warum allen Völkern auf Erden das sehnsüchtige Rin-

gen nach Anerkennung ihrer Menschenwürde, ihres Ur-Rechtes, wenn die Nationen zuletzt doch immer unter den Füßen des Ehrgeizes und Eigennutzes einzelner Gewalthaber zertreten werden sollen?"

„Wahrlich, unter allen Geschöpfen ragt der Sterbliche, als das unseligste, hervor. Der Fels, wie die Pflanze, stehen ihrer unbewußt da, und vergehen gefühllos unter der zermalmenden Ferse der Zeit. Sie kennen keine Freude; aber sie sind dafür jammerlos. Das Thier empfindet, neben der Lust, wohl auch den Schmerz des Daseins; aber es lebt doch nur im Punkt der Gegenwart, ohne Leiden um Vergangenes, ohne Zittern vor Künftigem. Nur der Mensch wird von dem, was nicht mehr ist, und von dem, was noch nicht ist, zugleich und noch mit dem gepeinigt, was eben der Augenblick außerdem Böses bescheert. Wiegen die Freudengenüsse des Lebens wohl alle Bitterkeiten desselben auf? Wer möchte doch von der Wiege bis zum Sarge, Alles und durchaus, wie es war, zweimal hintereinander leben?"

„Die Vernunft ist am Ende die ärmlichste Trösterin, und unser Bewußtsein eine matte Leuchte. Es ist dies schon oft gesagt worden! Das Leben des Menschen ist durchaus nichts, als Uebergang von einer Geburtsnacht zu einer Todesnacht. Wozu dient ihm das Licht des Bewußtseins zwischen beiden? Daß er die Finsterniß hinter sich erblicke, aus der er kam, und die Finsterniß vor sich, in der er wieder verschwinden wird? — Lieber volles Licht, oder ewige Nacht!"

„Es ist wahr, ich kann beim Fackelschein der Vernunft auch die Dinge anstaunen, die sich daran unterwegs, auf der Wanderung von einer Nacht zur andern, erhellen. Ja, ich staune es an, dies Räthselreich der sogenannten Wirklichkeit; dies Zauberbild auf dem Nichts gemalt, oder auf einem unbemerkbaren Etwas. Ich bewundere das weite Weltall voller Ereignisse und Gestalten, für deren Menge, Arten und Größen und Zahlen, uns Namen und

Maße fehlen. — Aber die Bewunderung so vieler Pracht und Macht artet oft zu grauenvoller Verwunderung aus, bei dem Gedanken: Was ist dies All? Warum ist es vielmehr nicht vorhanden, als daß es vorhanden ist? Warum ist nicht vielmehr ein All-Nichts? — Sollte nicht ein Nichts möglicher, als ein Etwas sein? Von wannen stammt das Weltall, welches ich zwischen der Nacht der Geburt und des Todes sehe? — Aus einer dunkeln Allmachtshand? — Sage mir, von wannen die Hand?"

„Was ist denn zuletzt wahr und wirklich? Alles? oder vielleicht Nichts? Es gibt Menschen, sie sehen nicht Farben und Formen, wie ich; sie hören die Töne nicht, wie ich. Mir ist süß, was ihnen bitter. Woran liegt's? Anders die Sinne, anders die Welt! Was ist denn nun diese eigentlich an und für sich, da sie doch das Meiste durch mich ist; oder da ich sie nur erkenne, wie sie für mich zu sein scheint. Ich bemerke Ordnung und Zweckmäßigkeit in Allem waltend. Spricht aber diese Ordnung wirklich aus den Dingen zu mir her, oder sprech' ich sie in die Dinge hinein, vermöge der nothwendigen Art und Weise meiner Sinne und meines Erkennens? Sind die in mir waltenden Gesetze des Denkens, vermöge deren ich Alles, was erscheint, unter sich verbinden muß, darum auch Gesetze dessen, was außer meinem denkenden Ich besteht? Wer bürgt dafür, daß das Weltganze für sich nicht ein ganz Anderes sei, als ich mir's vorstelle; gleichwie im Kaleidoskop Blumenblättchen, Splittern und Flittern, verworren für sich durcheinander, dem Auge in regelmäßigen, zierlichen Gestalten entgegentreten?"

„Die allgemeinen Gesetze des Denkens zum Bau der Erkenntnisse durch Begriffe, Urtheile und Schlüsse sind in allen Menschen die gleichen; daher auch im Allgemeinen eine gewisse Art der Uebereinstimmung. Jene Gesetze bleiben so unwandelbar dieselben, wie in der Natur, nach denen die Biene unwillkürlich ihre Honigzellen, der Ameisenlöwe seine Fallgruben, der Biber sein Wasserhaus

baut. Was aber wird, bei der Naturnothwendigkeit unserer Erkenntnißgesetze, aus dem Stolz unserer Willensfreiheit? Denn ich will, je nachdem ich denken muß. Was wird aus jener Freiheit beim unabwehrbaren Einfluß der Erziehung, der Gewohnheitsmacht, der Altersstufe, der Nervenreizbarkeit, und im weichen Zuge der uns mit sich fortflutenden Schicksale?"

„Fragen, wie diese, haben Tausenden unsers Geschlechts, und nicht den Unedelsten, herbe Trostlosigkeit gebracht. Tausende mögen im stummen Verzagen aus der Welt gegangen sein. Tausende flüchteten sich, um sich selber zu vergessen, in gemeines, wildes Lustleben, in wüste Zerstreuung; oder in die Klosterstille und Klosterstrenge irgend eines Kirchenglaubens, der das Selbstdenken verpönt. Der Weg des Unglaubens führt endlich wieder zur blinden Dummglaubigkeit; aber der Weg des Zweifels entweder zum Sieg oder Tod aller Wahrheit." — — —

So sprach ich einst.

Doch eben in jenen Zweifeln, welche die Hoheit des menschlichen Wesens mit Demüthigung bedrohen, erkenn' ich heut dessen Würde. Im erhabenen Zorn des Geistes über die eigene Ohnmacht inner den Schranken der Natur, erblick' ich des Geistes Macht glänzender, als in allen vergänglichen Schöpfungen menschlicher Kunst. Ohne Verdienst, ohne Schuld wegen seines Daseins, steht unser Geist, wenn kein Gott, doch einem Göttlichen gleich, auf dem Marchstein des Seins und Nichtseins, und richtet die nur gerechte, nicht vermessene, Frage an das Ur alles Wesens und Seins: „Wer bist Du? Wer bin ich?" — Des Menschen Dasein allein schon gab Vollmacht zu solcher Aufforderung und Frage.

Kein anderes uns bekanntes Wesen kann diese Frage ins Weltall hineinrufen. Der Mensch nur kann es; er soll es! — Saget nicht: „Ihm antwortet niemand draußen!" Habet Ihr auch schon drinnen gehorcht? Saget nicht: Nacht und Finsterniß ringsum!"

Würdet Ihr von Finsterniß wissen, wenn Ihr kein Licht in Euch trüget? oder vom Irrthum, wenn Ihr keine Wahrheit hättet?

Zwar nie wird ein sterblicher Oedipus das Alles lösende Wort zum Schlüssel des alten Welträthsels finden; und der Jahrtausende Scharfsinn oder Erfahrung wird nicht das letzte Geheimniß aus den Tiefen der Natur zu Tage fördern. Doch eben dies, was den Blöden wohl des Muthes beraubt, beurkundet die Göttlichkeit des Forschergeschäftes. Der Weg zum Wissen des Wissenwürdigsten ist Bahn der Assymptote durch die Unendlichkeit. Fürwahr, der Weise müßte ja im Entsetzen und Grausen vergehen, könnt' er je das Ende dieser Bahn schauen!

Das Betrachten des göttlichen Alls ist wahrhaft hohepriesterliches Geschäft; Aufschauen in das Allerheiligste der ewigen Stiftshütte zu dem, der da ist, war und sein wird.

Das Verzweifeln an aller Gewißheit unserer Kenntnisse ist der erste Schritt zur Gewißheit. Nur soll die Verzweiflung uns nicht lähmen, sondern reizen und vorwärts jagen, das Aeußerste zu wagen. Der Schiffer, wenn er im Meersturm Untergang sieht, geht unter, sobald er sich aufgibt; er findet noch Rettung durch die Tollkühnheit der Verzweiflung.

Ich habe unter Männern und Weibern, die eine gewisse Stufe von Bildung und Kraft des Selbstdenkens gewonnen hatten, bemerkt, daß sie, und zwar im beginnenden Alter ihrer Mannbarkeit, häufig Zweifler wurden. Der Zeitpunkt des Mannbarwerdens selbst führt, mit Wachsthum und Entfaltung der ganzen Natur des Körpers, einen krankhaften Zustand desselben herbei. Ist aber der Leib, dies Werkzeug des Geistes, vollendet und fest, tritt gewöhnlich auch ein ähnlicher Zustand für den Geist ein. Des Jugendalters vornehmste Kraft ruht im Gedächtniß. Sein Thun besteht meistens im Lernen und Glauben, im Empfangen und Behalten. Dann aber erstarkt, wird er selbst schaffend, und er lebt

voller, in der Thätigkeit des Verstandes; lernt durch eigenes Forschen; und urtheilt, bevor er glaubt. Dann öffnen sich vor ihm die Pforten des Zweifels, durch welche allein der Eingang zum Tempel der Wahrheit stattfindet.

Also hab' auch ich begonnen, als ich ausging, Gott zu suchen. Auch ich hatte ihn einst verloren. Es war mir um nichts Andres zu thun, als Ruhe in der Gewißheit, nicht Ruhe oder Betäubung nur im frommen Glauben, zu finden. Am wenigsten hat mich je das verächtliche Gelüst verlockt, Stifter einer neuen Schule zu heißen. Wem die Weisheit, als ein Werkzeug der Eitelkeit, dient; wer durch sie einen Namen unter Menschen, oder Ehrenstufen, oder Reichthum und Wohlleben erzielt, wird an ihr der Judas Ischarioth. Er küßt sie, um sie zu verrathen. Ich möchte der Welt lieber eine einzige Wahrheit, als mir eine Welt erobern.

Es scheint am zweckmäßigsten, daß wir, um uns verständlich zu bleiben, genau von dem Punkt ausgehen, von welchem die gesammte Menschheit ausging und noch immer ausgeht, Kenntniß und Erkenntniß der Dinge zu gewinnen.

Nämlich immer und überall hebt der Verstand seine Thätigkeit damit an, daß er, im arglosen Vertrauen auf das Zeugniß der Sinne, das Mannigfaltige des ihn umringenden Weltalls beobachtet, von einander unterscheidet, ordnet und benennt. Ehe er sich Rechenschaft zu geben weiß von dem, was Begriffe sind und wie er sie bildet, begreift er schon das vielfache Einzelne in gewisse Allgemeinheiten der Vorstellung; und ehe er sich selber zum Gegenstand wird, versteht er schon den Zusammenhang der Außendinge.

So scheidet er nach bestimmten, bleibenden Kennzeichen das Leblose (Unorganische) vom Belebten (Organischen). Er nennt das im Raum Ausgedehnte Stoff, und unterscheidet diesen wieder von der Kraft, die denselben im Raum bewegt und ändert. Kräfte und Stoff nimmt er in allen Körpern wahr; aber nicht in allen

dasjenige, was er Leben nennt. Der fallende Stein bewegt sich, aber er ist leblos. Hingegen Pflanzen, Thiere und Menschen verrathen Leben, oder die wunderbare Macht, welche durch sich selbst mancherlei Stoffe und Kräfte zu einem Eigenganzen (Individuum) gliedert, dessen einzelne Theile Werkzeuge werden zur Anziehung, Aussonderung oder Verwandlung von Stoffen und Kräften, um das Ganze zu erhalten, oder in davon ausgehenden neuen Eigenganzen zu vervielfältigen.

Aber gleichwie die Pflanze durch ihr Leben höher steht, denn das Leblose: so erhebt sich das Thier über die Pflanzenwelt. Denn es verkündet in seinen Bewegungen etwas Anderes, als die Pflanze. Es äußert Empfindung von Lust und Schmerz; es gewahrt die Dinge um sich her. Es hat Seele.

Auch der Mensch ist beseelt, wie das Thier; denn er gewahrt und empfindet, wie dieses. Er ist belebt, wie die Pflanze. Sein Leib ist ein Verein von Stoffen und Kräften, wie jeder andre Körper. Aber in ihm ist eine noch höhere Macht thätig, durch die er, seiner selber bewußt, das All der Dinge überschaut, begreift, versteht, und vermöge deren er in sich ein Gesetz der Sittlichkeit oder Heiligkeit kennt, welches weder für Thiere noch für Pflanzen gilt. Diese folgen dem Gesetz der Naturtriebe. Im Menschen wohnt ein Bewußtsein der Freiheit, durch welche er selbst den Trieben des Lebens, den Begierden der Seele widerspricht. Da ist mehr, als nur Seele: — da ist der Geist.

Mögen Stoff und Bewegkraft, Leben, Seele, Geist zuletzt an sich eins und dasselbe, oder Verschiedenartiges sein. Nehmen wir sie einstweilen, wie sie der gemeine Menschenverstand nimmt, als besondere Arten der Wesen, da sie sich doch in ihren Erscheinungen und Merkmalen so scharf von einander auszeichnen.

Von dieser Eintheilung alles dessen, was uns die Welt zeigt, von dieser Ansicht des gemeinen Menschenverstandes wollen wir

ausgehen. Nicht deswegen, weil sie in sich das Untrügliche und Wahre ist, sondern weil doch irgend ein Wahres darin wohnen muß. Wie hätte sie sonst Gemeineigenthum des menschlichen Geschlechts werden können?

---

## 2. Werth des gemeinen Menschenverstandes.

Es liegt in den Aussprüchen des gemeinen Menschenverstandes der Keim des Wahren, oder nirgends, eben weil sie aus dem Verstand der gesammten Menschheit, nicht einer einzelnen Person, übereinstimmend hervortraten, ohne Mühe und Aufwand von Scharfsinn, ohne Absicht, ohne Uebereinkunft zwischen Weltaltern und Welttheilen. Unsere Aufgabe bleibt nur, in diesen Aussprüchen das Unbestimmte fester zu bestimmen. Und so verfolgen wir denselben Weg, welchen unser ganzes Geschlecht, seit Anbeginn der Menschheit, zur Erkenntniß des Wahren nahm. Die Philosophie, diese Sehnsucht der Geister nach dem Unbedingten und Ewigwahren, ist der sechstausendjährige Läuterungsprozeß unsrer Kenntnisse oder Erkenntnisse.

Die nie veraltende Majestät des Weltgebäu's rief den schlichten Menschenverstand schon früh von der Bewunderung des Sichtbaren zur Verehrung des Unsichtbaren. Wer denn hat je mit Augen das Leben gesehen in der Pflanze, das Empfindende im Thier, das Denkende im menschlichen Leibe? Und doch gab der Sterbliche aller Zeiten und Zonen dem Niegesehenen einen Namen, da er am Vorhandensein dessen, was da wirkte, nicht zweifeln konnte. — Mit seinen Sinnen bemerkte der Mensch überall die Wandelbarkeit und Vergänglichkeit der Dinge, aber damit erkannte er auch zugleich die Endlosigkeit und Beharrlichkeit des Wechsels, und daß eben die Unbeständigkeit der Dinge beständig währt. — So offenbarte sich dem Blick seines Geistes, was sein leib-

liches Auge nicht sah: ein Unendliches in der Allheit des Endlichen, ein Wandelloses in allem Wandel der Erscheinungen. Dies Weltspiel dauerte aber durch die Jahrhunderte fort in einer Größe, unzerstörbaren Ordnung und Herrlichkeit, unendlich höher, als jede menschliche Weisheit und Gewalt, daß selbst die rohesten Völker von der Ahnung unsichtbar waltender Wesen erfüllt wurden, vor deren Allmacht sie sich ehrfurchtsvoll beugten.

Ging das gesammte Menschengeschlecht in seiner Ahnung des Höhern und Göttlichen ganz irre? Wahrlich, wenn die standhafte Aussage der Sinne, wenn die sich immer wiederholende Erfahrung ein ewiger Betrug, wenn Wollen und Wissen des sich bewußten Geistes nichts, denn Selstverblendung wäre: so würde in der sechstausendjährigen Lüge vom wundervollen Weltall allein Göttlichgroßes wohnen, die Wirklichkeit aber kaum werth sein, der Schemen dieser Lüge zu heißen.

Jener Ausspruch des menschlichen Geschlechts ergeht über das, was da ist, einstimmig, wenn nicht im Besondern, doch im Allgemeinen; einstimmig im Vertrauen zur Sinnesbelehrung, im Glauben an Uebersinnliches, im Wollen des Guten und Heiligen; er ist ein Schrei der innern Wahrheit, welchen keine Spitzfindigkeit der Schulen, keine Verketzerungswuth der Kirchen, kein Witz des Zweifels zum Schweigen treibt. Er entspringt, indem das Sich-Unbewußte der Dinge im Bewußtsein der Geister, mit diesem zur schlechthinigen Einheit aufgeht, und sich das Tiefste des unendlichen Alls im Höchsten kündet und verklärt.

Immerdar kehrt der Zweifler von der Unentschiedenheit seiner Ansichten wieder zur Einfalt des gesunden Menschenverstandes zurück; und anerkennt im gemeinen Leben eine Gewißheit und Wahrheit, die er in einseitiger Grübelei verschwunden sah. Wer am hölzernen Schreibtisch seines engen Stübchens den Glauben an das Heiligste, den Glauben an Freiheit, Ewigkeit und Gottheit

eingebüßt hatte, fand draußen in den lebendigen Ordnungen der Erde und des Himmels, ohne schulgerechte Schlüsse, Alles wieder.

Nur aus einseitiger Richtung des Denkens entsteht Zerworfenheit des Geistes mit sich selber. Wodurch irgend immer das Vernunftgesetz zur Lüge und die allgemeine Sinnen-Aussage zum Wahnsinn gestempelt werden soll, das kann nie Sache der Menschheit werden. Es geht in Vergessenheit unter, geächtet vom gesunden Menschenverstand.

Man kann freilich einwerfen und fragen: „welche unumstößliche Gewißheiten haben wir, seit Plato und Aristoteles, im Reich des Uebersinnlichen entdeckt? Eine zahllose Menge philosophischer Lehrgebäude ward aufgeführt, und stürzte wieder zusammen. Unser Wissen blieb Stückwerk. Stehen nicht immer noch bis auf den heutigen Tag, die Schulen der Festgläubigen (Dogmatiker) und Zweifellustigen (Skeptiker) einander so feindselig gegenüber, wie vor Altem? oder die Schulen derer, die das gesammte Weltall vergeistigten, und derer, die alles Geistige zu Eigenschaft des Stoffes machten? Führen nicht heut noch die offenbarungsweisen Mystiker und die strengen Vernunftweisen ihren tausendjährigen Krieg unentschieden fort?"

„Vermittelst unsrer Erfahrungen im Gebiet der Naturkunde, haben wir unsre Vorstellungen allerdings geläutert und berichtigt; aber in Rücksicht der Erkenntniß des Uebersinnlichen haben wir noch keinen einzigen Schritt vorwärts gethan. Oder was wissen wir Bestimmteres über das Wesen der Dinge, über das Wesen des menschlichen Geistes, über das Wesen Gottes, als schon das Alterthum wußte? Was wissen wir, Träumereien, Hoffnungen, Vermuthungen abgerechnet, von der Unsterblichkeit der Seele, oder auch nur vom Zusammenhang derselben mit dem Körper, oder von der zweideutigen Freiheit des menschlichen Willens irgend Erweisbareres, als diejenigen wußten, die vor uns lebten? — Die An-

strengungen des menschlichen Geistes, das Uebersinnliche zu ergründen, gleichen dem Kreisflug des Käfers, welcher, am Faden in der Hand des Knaben, ins Weite hinausstrebt und immer wiederkehrt, von wannen er kam."

„Durch welches Mittel sollten wir zur Gewißheit über Wirklichkeit, Beschaffenheit und Dasein dessen, was wir Leben, Geist, Seele nennen, gelangen? Wir können nicht aus uns selber herausspringen. Bei jedem Versuch des Sprunges stehen wir jedesmal nur wieder in unsrer Gedankenwelt. Unsere Vorstellungen können in sich vernunftgemäß, das ist nothwendig, wahr und richtig sein. Doch das gedankliche Nothwendige beweist nichts, als sich selber, in uns; nicht aber auch die Wirklichkeit des Gedachten außerhalb der Gedankenwelt in einem Reiche, von dem uns alle Erfahrung abgeht; oder wäre außer der Gedankenwelt nichts vorhanden? Wäre Alles, selbst das sogenannte Sinnliche, nur Vorstellung, nichts weiter? Das wäre Empörung des Geistes wider sein eignes Bewußtsein und wahrhaftes Todtschlagen des gesunden Menschenverstandes.

---

### 3. Gewahrungen und Wahrnehmungen.

Es ist durchaus nöthig, daß wir, um Mißverständnissen auszuweichen, mit bestimmten Worten, bestimmte Begriffe paaren.

„Reinsinnlich ist das, was durch die Sinne, oder eigentlich in ihnen empfunden wird. Aber man wird dahin auch zählen müssen, nicht nur was wir als körperlichen Schmerz oder Lustgenuß kennen, sondern ebensowohl die Gefühle der Trauer und Freude, Furcht und Hoffnung u. s. w. Denn alles dieses wird unter dem Namen Empfindung, in der allgemeinen Bedeutung des Wortes begriffen; alles dies ist in uns Aeußerung der Seele, und wird wie bei Menschen auch mehr oder minder bei beseelten

Thieren angetroffen. Aber zur Unterscheidung werd' ich künftig die Erregung in den äußern Sinnwerkzeugen Gewahrung, hingegen Schmerz und Kitzel oder Wollust des Körpers Empfindung, in engerer Bedeutung des Wortes, und endlich die von körperlichen Empfindungen häufig ganz unabhängige Lust oder Unlust der Seele, Gefühle nennen.

Der Geist also empfindet nicht; er ist nur das Wissende, Denkende. Wenn die seelischen Gewahrungen, Empfindungen und Gefühle zu seinem Wissen oder Bewußtsein gelangen, werden sie in demselben Gewußtes, also Gedankliches. Er hat Vorstellungen davon. Und diese geistigen Vorstellungen von seelischer Erregung und Thätigkeit bezeichne ich mit dem Namen der Wahrnehmungen. Die Seele gewahrt also in Empfindung; der Geist nimmt wahr im Bewußtsein.

Die erste und scheinbar reichlichste Kunde vom Dasein der Dinge gewinnen wir vermittelst der seelischen Empfindungen. Durch sie schließt sich für unsern Geist die Fülle des weiten Weltalls auf. Wenn, wie in einigen Fällen der Starrsucht, plötzlich alle Sinnenthätigkeit ausstirbt, und nur noch das geistige Bewußtsein bleibt, steht der Geist zwar noch in sich, aber gleichsam weltlos.

Die Sinne belehren uns durchaus von nichts, als von ihrer Erregung. Wir erhalten durch sie nur Kunde vom bloßen Dasein der Dinge; nicht, wie das Erregende für sich beschaffen, sondern wie die Erregung im Sinn geartet, also das Erregende nicht für sich, sondern für uns beschaffen sei.

Was wir mit Augen sehen, mit Ohren hören, mit Händen tasten, durch Geschmack und Geruch gewahren, von dessen Dasein sind wir überzeugt und gewiß, oder wenigstens vom Dasein der in der Sphäre unsers Seelischen erregten Empfindung. Und im Allgemeinen, einzelne Sinnentäuschungen ausgenommen, ist das Zeugniß der Sinne dem menschlichen Geiste so wichtig, daß

nicht nur der große Haufe, sondern auch eine beträchtliche Zahl älterer und neuerer Weltweisen, nichts für wirklich und außerhalb dem Geiste vorhanden hält, als das durch die Sinne erfahrne. Man würde wohl weniger am Dasein Gottes gezweifelt, oder sich nur mit einem bloßen Glauben an Gottes Vorhandensein begnügt haben, wenn nicht nur die Vernunft mit Gründen, sondern auch die Anschauung der Sinne dafür gesprochen hätte. Aber ich, könnt' ich Gott mit Augen schauen, würde dann erst Zweifler an der Gottheit werden.

---

### 4. Kenntniß, oder Kunde des Vorhandenen.

Im Allgemeinen dürfen wir wohl sagen, was wir empfinden, das kennen wir auch, als Empfundenes. Aber doch ist nicht übel gethan, wenn wir Kenntniß, in engerer Wortbedeutung, nicht mit der Empfindung selber verwechseln, sondern damit erst solche Empfindung bezeichnen, bei welcher zugleich ein Unterscheiden derselben von einer oder mehrern andern stattfindet. Je vielfacher sich das im Sinn Erregte von einem andern unterscheidet, je bestimmter und deutlicher wird die Kenntniß.

Nicht der Mensch nur, auch das Thier hat Kenntniß dieser Art. Der Hund kennt seinen Herrn, der Löwe seinen Wärter, der Vogel sein Nest. Es ist im Seelischen ein gefühlsweises Unterscheiden vom Inhalt der Gewahrungen; im menschlichen Wissen aber ein gewußtes.

Der Unterschied werde nun gefühlt oder gewußt, immer wird dazu ein Vergleichen mehrerer Dinge, oder Inhalte der Empfindungen erfordert; sei es solcher, die gleichzeitig da sind, oder solcher, die früher oder später bestanden. Durchs Gedächtniß tritt das Vergangene wieder in die Gegenwart, und durch dasselbe ist allein das in der Zeit Verschiedene vergleichbar unter sich. Die Thiere

haben Gedächtniß; oft treueres, als der Mensch. Es geht daher in ihrer Seele auch ein Vergleichen des Mannigfaltigen dessen vor, was sie bewahren. Ihr Vergleichen ist ein gefühlsweises Unterscheiden, jedoch so bewußtlos, wie bei der Pflanze, deren Wurzel oder Laub sich nur die ihr gemäßen Nahrungsstoffe aneignet, ohne die übrigen aufzunehmen.

Gleichwie nun jede Gewahrung, jede leibliche Empfindung, jedes Gefühl, jede Wahrnehmung nichts anders ausspricht, als ihre eigne Vorhandenheit: so ist auch alle Kenntniß nichts anders, als Kunde des in Empfindung oder Bewußtsein Erregten; nicht aber des Erregenden.

---

### 5. Seele und Geist. Empfinden und Denken.

Prüfen wir nun die Masse desjenigen genauer, woran wir, vermittelst der Sinne allein, Wahrnehmung der Vorhandenheit erhalten, so ergibt sich, daß solches insgesammt nur auf das beschränkt ist, was mit Stoff oder Materie in unmittelbarer Berührung steht, und was gleichsam uns stoffisch gegeben worden ist. Wir empfangen durch Empfindung nicht mehr, als das Thier: bloß Kunde vom Dasein des Körperlichen; der Farben, Gestaltungen, Töne, Düfte u. s. w., oder Bewegungen und Veränderungen der Stoffgebilde.

Aber wir wissen thatsächlich noch weit Andres vorhanden im All der Dinge, als das, was wir durch die Sinne vernehmen. Wir bewundern ja auch Zweckmäßigkeit, Ordnung und Schönheit der Schöpfungen. Wir werden durch das Vollendete und Sinnreiche in der Kunst, und durch das Gerechte und Edle in menschlichen Handlungen, gerührt. Es ist, möcht' ich sagen, nur geistige Gesichtstäuschung, insofern wir glauben, dies Alles mit unsern Sin-

nen zu schauen, die doch nichts, als das Stoffische und dessen Veränderungen gewahren. Hund, Affe, Elephant, Pferd, oder welches der Thiere uns das vorzüglichere zu sein scheint, bleiben vor der Schönheit, vor der Wahrheit und Heiligkeit ohne Bewunderung, weil *ihnen* kein seelischer Sinn Kunde vom Dasein des Schönen, Wahren und Guten verleiht. Wäre nichts Höheres in uns, welches weit Höheres wahrnehmen könnte: so würde unser Dasein aus einer Reihenfolge mannigfacher Sinnes-Erregungen bestehen, die weder unsre Verwunderung noch Bewunderung wecken könnten. Das Leben ginge deutungslos an uns vorüber, wie das Bilderspiel der Zauberlaterne am gleichgültigen Blick des Thiers, während eben dies Spiel schon das Gemüth des menschlichen Kindes ergötzt.

Jenes Höhere nun ist der Geist, der kein Empfinden, sondern ein Wissen ist, und in dessen Bewußtsein das Gewahrte zum Gewußten wird. In ihm ist ein Quell von Kenntnissen, die nichts mit dem gemein haben, was in den seelischen Sinnen erscheint: Er weiß sich selber daseiend (ist sich seines Selbstes bewußt), weiß von sich, und von Anderm, von dem er sich unterscheidet. Er ist sich also des Mannigfaltigen von Vorstellungen bewußt, die kein seelischer Sinn gewahrt, aber die er daseiend kennt, und die aus ihm werden, die er ändert, wieder in die Einheit seines Selbstes auflöset und dadurch in sich begreift.

---

### 6. Sinnliche und nichtsinnliche Vorstellungen.

Das Denkende denkt sich; das Empfindende empfindet sich. Die Thatsache des Bewußtseins und des Empfindens steht über allem Zweifel erhaben. Das Denkende hab' ich Geist, das Empfindende, welches wir mit den Thieren gemein haben, Seele genannt (5), ohne darum auszusprechen, ob beide einerlei, oder

wesenhaft Ungleiches sind, oder was sie in und an sich sein mögen? Aber wir unterscheiden die reinen Vorstellungen, das Gedankliche im Bewußtsein, von den Gewahrungen der Sinne, von den leiblichen Empfindungen, den traurigen oder heitern Gefühlen. Mithin können wir auch den Unterschied sinnlicher und übersinnlicher, oder, nicht sinnlicher Kenntnisse keineswegs hinwegläugnen.

Zu den nichtsinnlichen Kenntnissen gehört das gesammte Wissen vom Dasein dessen, was seelisch ungewahrbar, unempfindbar, unfühlbar ist. Dies Wissen kann aber in uns geworden sein, entweder durch Selbstthätigkeit des Geistes in Bezug auf das von den Sinnen Gegebene, wohin z. B. alle von Außendingen abgezogene Vorstellungen, Begriffe und Urtheile zu rechnen sind; oder durch inneres Wahrnehmen dessen, was allem Vorstellen, Begreifen und Urtheilen selber vorangeht, und worin jene Selbstthätigkeit des Geistes, wie inner bleibenden Schranken, wird und sich bewegt, — was ich Denkensgesetz des Geistes nennen möchte; oder endlich durch inneres Wahrnehmen dessen, was in uns ein Gewußtes ist, ohne weder von den Sinnen gegeben, noch nach den Denkgesetzen Gefolgertes und Erschlossenes, noch das Denkgesetz selber zu sein, wohin wir z. B. die unvertilgbaren Ideen des Unendlichen, des Heiligen, des Göttlichen zählen dürfen. Denn das Unendliche und Heilige ist weder sinnlich gewahrbar, sondern vielmehr Gegensatz von allem Sinnlichen; noch ist es ein von der Außenwelt abgezogener Begriff, weil diese nichts zu einem Begriff liefern kann, und sie nirgends, als Merkmal, an sich trägt; noch ist es das Gesetz des Denkens und Erkennens selbst, weil wir weder unendlich, noch göttlich denken, und nicht die Vorstellungen nach dem Unendlichen und Göttlichen ordnen, trennen und verbinden.

Obgleich alle Gedanken Vorstellungen, also auch alle Wahrnehmungen (3.), oder Erregtheiten des Bewußtseins, an sich selbst

nichtsinnlich (nicht empfindbar, nicht gewahrbar) sind, steht uns doch zu, von sinnlichen Vorstellungen zu sprechen, nämlich wenn wir diejenigen so nennen wollen, welche etwas durch seelische Gewahrung Gewonnenes enthalten. Im Gegensatz könnten wir Vorstellungen, die nichts durch die Sinnlichkeit Gegebenes haben, reine Vorstellungen nennen, oder nichtsinnliche, oder übersinnliche.

Aber zur Sache. Es ist überall kein Wissen von irgend einem Etwas möglich, ohne Kunde vom Dasein desselben in Empfindung und Bewußtsein. Das Wissen vom Daseienden ist also das Daseiende im Wissen selbst. Beide sind, wenn auch nach Beziehungen unterscheidbar, in sich selbst eins und dasselbe, schlechthin untrennbar. Es ist kein Wissen ohne Dasein, kein Dasein in uns ohne Wissen davon. Die Wahrnehmung (3.) ist die Vorhandenheit des in uns Wahrgenommenen, und das Wahrgenommene eben die Vorhandenheit der Wahrnehmung. Das Eine ist nicht ohne das Andre möglich, weil beide eins und dasselbe sind.

Die Einheit des Daseins und Wissens ist das Urgewisse; aller andern Gewißheiten Urgrund; das sich schlechthin durch sich selbst Verstehende, was keines Beweises fähig ist, aber auch keines Beweises bedarf. Wer sein Dasein beweisen wollte durch sein Wissen desselben, würde wieder sein Wissen durch das Dasein desselben erweisen müssen; also eins durchs andre, oder das Gleiche mit sich selber.

Wahrnehmung, oder Wissen des Daseienden, ist eine Erregtheit des Selbstbewußtseins. Und das Wahrgenommene in der Wahrnehmung, das Vorgestellte in der Vorstellung, ist wieder nichts anderes, als die Wahrnehmung oder Vorstellung selbst, nach der innern Weise ihres Seins (3.), und durch diese von andern Wahrnehmungen und Vorstellungen verschieden. Das Empfundene, oder das was ich empfinde, ist die Empfindung selbst, ihre Seins-

weise, nämlich ihr So- und nicht Anderssein, wodurch sie sich von übrigen unterscheidet.

Eine Empfindung kann täuschen, nicht aber über ihr Dasein, sondern nur über ihre Veranlassung. Eine Vorstellung kann falsch sein, aber nicht ihr Dasein ist falsch. Denn auch die irrige Vorstellung ist vorhanden in mir, und zwar als solche. Das Täuschende dort, das Irrige hier, liegt also, weil unmöglich im Dasein-Wissen, oder in der bloßen Kenntniß der Vorhandenheit, nirgend anders, denn erst in der Erkenntniß des Vorhandenen.

---

### 7. Erkenntniß.

Erkenntniß ist das Bewußtwerden vom Verhältniß des vorhandenen Mannigfaltigen zum Gesetzthum des Geistes; das Einschauen in den Verband der Dinge, wodurch sie unter sich geeinet sind. — Kenntniß hab' ich durch bloßes Dasein der Wahrnehmung, oder durch Wahrnehmung des Daseins, in der Einerleiheit des Wissens und Seins. Erkenntniß hingegen gewinn' ich erst vermittelst Einung des mannigfaltigen Gekannten im geistigen Gesetzthum; in Wiedervermählung des getrennt bestehenden innern Wissens und äußern Seins.

Kenntniß und Erkenntniß sind scharf zu unterscheiden. Selbst die Sprache des gemeinen Lebens übt den Unterschied. Kenntniß ergibt sich durch die bloße Aufnahme ins Gedächtniß von den verschiedenen Erregungen der Sinne, oder des Bewußtseins; Erkenntniß hingegen allein durch Thätigkeit des Geistes, das Gekannte seinem Gesetzthum zu unterwerfen. Kenntniß begnügt sich an der Thatsache; Erkenntniß fordert zu ihr die Ursache, und zu jedem Dinge das, wodurch es ein Ding, d. i. ein Bedingtes ist; also die Bedingung. Jeder kennt die Bewegung, aber erkennt sie nicht ihrem Grunde nach. Das Thier kennt das Gewahrte, aber

erkennt es nicht. Die Sinne finden nur, der Geist aber durch Selbstthätigkeit erfindet.

Wenn in der Kenntniß des Daseienden durch Gewahrung und Wahrnehmung, also in der Einerleiheit des Seins und Wissens, die Gewißheit wohnt: so kann die Ungewißheit nirgends, als in den Gebrechen der Erkenntniß, liegen.

Dies verlanlaßt mich, einen Blick auf das Werden unsrer Erkenntnisse zu werfen.

---

**8. Wesen und Sein des Geistes. Das Wissende und Gewußte.**

Der Geist weiß sich wirksam in allerlei Vorstellungen. Wirken heißt Daseiendes ändern. Er, das Daseiende, ändert also sich, wird von sich ein Andres. Er denkt. Das Gedankliche ist sein Anders sein. Wir kennen das Dasein unsrer Gedanken thatsächlich, urgewiß; so gewiß, als der Geist sich selbst weiß. In jedem Gedanken für sich ist abermals Einheit des Seins und Wissens, aber ein andres Sein, als dasjenige des Geistes. Denn im Gedanklichen ist das Wissende selbst ein Gewußtes geworden.

Indem der Geist, wirkend in sich, ein Anderssein wird, weiß er sein Ur- oder erstes Sein verschieden vom andern Sein. In letzterm weiß sich das Gewußte nicht selber, sondern es wird gewußt. Die Gedanken denken nicht, sondern sie werden gedacht. Sie sind das Mannigfaltige, Wandelbare, Bedingte. Der Geist aber weiß sich, in seiner Urheitlichkeit, als das Eine, Gleiche, Beharrliche im Wechsel seines Andersseins, oder seiner Gedanken.

Weil der Geist sich urgewiß, als das bleibende Eine im Wechsel seines Gedanklichen, als das Bedingende aller Vorstellungen in ihm weiß: so hat das Gedankliche kein Dasein und Bestehen für sich, ohne den Denkenden. Darum nennen wir das bloß Gedankliche ein Wesenloses, hingegen das beharrliche Eine, welches

unabhängig von allem Wechsel des Gedachten für sich, als Erstes, oder Urheitliches, besteht: ein Wesen. — Das Gedankliche hat allerdings ebenfalls ein Sein, denn es ist vorhanden; aber es ist nicht das Insichselbst-Bestehende des Geistes; dieser weset. Der Geist hat Vorhandenheit, auch wenn er nicht denkt, und weiß sich als denselben, der er früher war, wenn er wieder denkt. Wie das Gewußte nun das Anderssein des Wesenden oder Wissenden, so ist das (gedankliche) Sein das Anderssein des Wesens. — Dies der wichtige Unterschied des Wesens und Seins.

In Urheitlichkeit wesend, ist der Geist ein Sichwissen, im Gedanklichen, oder Anderssein, ein Vonsichwissen. Denn ohne alle Vorstellungen wüßte der Geist nicht von sich; aber ohne Sichwissen, ohne Urbewußtsein des eignen Selbstes, wäre kein Hervorgehn von Vorstellungen, keine Möglichkeit des Gewußten.

Im Vonsichwissen, welches nur ein (durch Vorstellungen) vermitteltes Sichwissen ist, wird der Geist sein Gewußtes, wird er Gegenstand (Objekt) seines Wissens, ohne dabei den Eigenstand (das Subjektive) seiner Urheit zu verlieren. Der gewußte oder gegenständlich gewordene Geist aber ist nur das Anderssein (gleichsam gedankliches Abbild) des Eigenständlichen (Subjekt), und ein Sich-Erscheinen seines Selbst.

Indem der Geist sein Gedankliches, als etwas Unselbstständiges, Wesenloses oder Unsachliches (nicht Reales), Mannigfaltiges und Wechselndes kennt, weiß er sich hingegen urheitlich, als das in sich selbst Bestehende, Beharrliche, Eine, Ur- und Sachliche des aus ihm Bewirkten, oder Andersseins.

Grade dies, daß er als das Beharrliche, Eine, Ur- und Sachliche, in seiner wesenlosen Gedankenwelt, weset, ist die Insichbedingung, das Gesetzthum seiner Wesenheit zum Wirken oder Aendern. Er kann nicht anders thätig sein, nicht anders gedanklich werden, als inner seiner Wesensartung, oder inner seinem

Selbstgesetz. Er kann nicht außer sich wesen; kann sich nicht entwesen.

Das aus der Einheit und Ursachlichkeit seines Wesens Gewordene ist, obschon sein Anderssein, dennoch untrennbar von ihm. Die Gedanken sind nicht getrennt vom Denkenden, sondern im Geiste selber vorhanden. Es besteht überall kein Sein für sich, ohne im Wesen.

So ist des Geistes Urheitlichkeit und hinwieder sein Anderssein, wenn auch ihm unterscheidbar, doch wesenhaft untrennbar eins. Es kann in ihm, als einer beharrenden Einheit, nicht Zweiheit bestehen. Daher löst sich das Mannigfaltige, wie es von seiner Einheit auseinander trat, auch wieder in seine Einheit auf, und zwar in der Einheit des Seins, welche das Gleichartige ist von der Einheit des Wesens. Das in die Einheit Unauflösbare des Mannigfaltigen ist dem geistigen Gesetzthum ein Unvereinbares, ihm Widersprechendes. Es wird vom Geist, als Falsches und ihm Feindliches, abgestoßen, weil es Zweiheit bringt, wo nur Einheit walten kann.

---

### 9. Vernunft. Gesetzthum geistiger Wirkensweise. Verstand.

Das gedanklich gewordene Gesetzthum des Geistes wird von uns die Vernunft genannt. Das urheitliche Gesetzthum besteht aber, als Wesen des Geistes, und bevor es sich in Gedanklichkeit, zur Vernunft erschließt, unabhängig vom eignen Gedachtwerden. Daher sagen wir, die Vernunft entfalte sich spät in den Kindern, obgleich wir auch dem Säugling nicht den wesenden Geist absprechen.

Mag man übrigens die Vernunft, nach verschiedenen Beziehungen, bald Erkenntnißgesetz, bald Sittengesetz (theoretische, praktische) heißen: sie ist immerdar eine und dieselbe Vernunft; immer-

bar die gewußte, in sich gleiche Wirkungsweise des Geistes, um das All der Dinge in die eigne Wissens-Einheit aufzunehmen und zu umfassen.

Denn was und wie unser Geist in seiner Unmittelbarkeit weset und wirkt: fordert er auch vom Sein dessen, was er nicht ist. Er drückt allen Wahrnehmungen (den reinen, wie den durch die Sinne gegebenen) gleichsam sein eigenes Gepräge auf. Er will im All des Vorhandenen sich selber wieder erblicken; will in seinem Selbst das All: damit nirgends Zweiheit und Zwiespalt wohne, sondern daß sich die Gesammtheit des Mannigfaltigen in ein Ungetrenntes und Eins auflöse.

Wie er, wesend (oder wirkend in beharrlicher Einheit), zu einem Anderssein aus sich geht, d. i. zum Mannigfaltigen des Gedanklichen: so ist im geistigen Sein, oder in der Vernunft, dieselbe Einheit waltend, aus welcher die Mehrheit des Gedanklichen sich entfaltet. Wie die wesende Einheit eben allein das Ur- und Sachliche ist, aus welcher das Wesenlose, das Seiende, erwirkt wird: so ist die Vernunft-Einheit eben so wieder der Grund alles Denkbaren, das aus ihm gefolgert wird, weil es in demselben enthalten ist.

So wird das, was des Geistes Wesensnothwendigkeit, was seine Wirkensweise ist, in der Vernunft ein Gesetz für die Seinsweise des Gedanklichen, und Alles wird diesem Gesetze gemäß, der Zahl nach, als Einheit oder Mehrheit, der Beschaffenheit nach (ob wesend oder seiend), als Ursach oder Wirkung, als Grund oder Folge, unterschieden und verbunden. Die Bestimmung aller Wahrnehmungen und Vorstellungen, was sie nach diesem Gesetz sind, ist ihr Verhältniß zu demselben und mithin auch ihr Verhältniß unter sich. Denn sie können unter einander keine andere Beziehungen haben, als im Gedachtwerden nach dem Gesetzthum des Geistes. Wie nun alle Dinge nach dem Zahl- und

Beschaffenheitsverhältniß unterschieden werden, als Einheit oder Mehrheit, als Ursach oder Wirkung, als Grund oder Folge: eben so nothwendig werden sie auch wieder, nach gleichen Beziehungen, unter sich, oder, was dasselbe sagt, mit dem Gesetzthum des Geistes verbunden, die Folge zum Grund, die Wirkung zur Ursach, das Mannigfaltige zur Einheit. Die Bestimmung aller Wahrnehmungen und Vorstellungen, was sie sind, nicht in so fern sie sich von einander unterscheiden, sondern in so fern sie unter einander, folglich im Gesetz des Geistes, verknüpft werden können, ist ihr Vereinbarkeitsverhältniß.

Zahl, Beschaffenheit und Vereinbarkeit sind mithin die allgemeinsten Verhältnißbegriffe (von der Schule Kategorien genannt), in welchen sich die Geistesthätigkeit bewegt, die Gesammtheit alles Seins zu unterscheiden, oder zu verbinden, zu kennen oder zu erkennen. Denn Kenntniß der Dinge entsteht durch ihre Unterscheidung von einander; Erkenntniß derselben hingegen, durch Wiederauflösung des Verschiedenen in seine Einheit.

Wie wir die gedanklich gewordene Wissensnothwendigkeit (das Gesetzthum für das Denken) des Geistes Vernunft genannt haben, wollen wir den wirkenden Geist Verstand nennen. Vernunft und Verstand sind in der That nicht Werkzeuge, Eigenschaften oder Beigaben unsers Wesens, sondern das Wesende selbst, einmal in Beziehung auf seine Unmittelbarkeit, das andere Mal auf sein Mittelbarwerden (in Vorstellungen). So sind auch die sogenannte Urtheils- und Denkkraft, das Vorstellungs-, Erkenntniß- und manches andere Vermögen, ein und derselbe Geist, wie er sich in verschiedenen Beziehungen darstellt und bezeichnet.

---

### 10. Urbegriffe, Grundbegriffe, Stammbegriffe.

Der menschliche Geist weiß sich unmittelbar und urheitlich; als Quell seiner Begriffe und Vorstellungen und Thätigkeitsbestimmun-

gen. In ihm wohnt ein Urwissen, das allem andern Wissen vorangeht; nicht erst ein Erworbenes, sondern Eins und dasselbe mit dem Geisteswesen ist. Erst im Sich-Aeußerlich-Werden (oder als Gedankliches) wird es ein Unterscheidbares, zu Ur-Ideen sich Spaltendes. Diese Ur-Ideen sind nichts von der Welt in uns Hereingespiegeltes. Wir suchen es auch vergebens in der Welt auf, wie das Unbedingte (Absolute), also Göttliche, Unendliche, Ewige, Wahre, Heilige, Schöne u. s. w. Aber allerdings wohl werden im Geist diese Ur-Ideen durch Einwirkungen von außen (6.) angeregt zum Hervortreten. Nach ihnen wird der Geist, gegen die Außenwelt, und zwar laut Nothwendigkeit seiner Wirksamkeitsweise (der Erkenntnißgesetze) thätig, (oder Verstand) zum Begreifen, Urtheilen und Wollen. Ich möchte solche Gesetze seines Thätigwerdens gleichsam Organe des Geistes zum Behandeln der Außendinge nennen.

Der menschliche Geist weiß sich unmittelbar; alles Uebrige weiß er mittelbar, durch Wahrnehmungen. Er unterscheidet sich selbst als das Wirkende, Denkende, von seinen Wirkungen, den Gedanken; sich, als das Sachlichwesende von den an sich wesenlosen Vorstellungen, sich, als die Einheit seiner mannigfaltigen Begriffe und Urtheile; sich, als das Bedingende seiner wandelbaren Gedankenwelt.

So zerfällt das gesammte All des Vorhandenen in die zwei Urbegriffe der Kenntniß: Wesen und Sein, Wirkendes und Bewirktes, worin sich Alles scheidet und vereint. Und damit entbinden sich zugleich die Grundbegriffe der Erkenntniß, Beschaffenheit (Wesen oder Sein) und Zahl (Einheit oder Mehrheit). Beide zeigen nur das Verhältniß des Gekannten zu einander selbst an. Aber das Verhältniß der Zahl und Beschaffenheit des Mannigfaltigen zur wesensnothwendigen Einheit im Geiste, wird der

Grundbegriff der Vereinbarkeit des Gekannten mit dem Gesetzthum unsers Wesens, und vollendet erst die Erkenntniß.

Indem aber die Verhältniß= oder Grundbegriffe von Beschaffenheit (Qualität), Zahl (Quantität) und Vereinbarkeit (Modalität) wieder auf einander anwendbar sein und sich gegenseitig umfassen können, fallen sie, wie die Urbegriffe selber, wieder in ein unzertrennliches Eines und Gleiches zusammen.

Scheidet der Verstand abermals, was da weset und ist, nach jenen Grundbegriffen: so gewinnt er Stammbegriffe für die Gesammtheit der Vorstellungen. Diese Stammbegriffe sind, in Bezug auf

| | Zahl | Beschaffenheit | Vereinbarkeit |
|---|---|---|---|
| Wesen: | Allheit | Ursach | Nothwendigkeit |
| | (Einheit) | (Sachliches) | (Unbedingtes) |
| und | Ganzes | | |
| Sein: | | Grund | Dasein. |

Treten die Stammbegriffe aber nach dem Verhältniß ihrer Vereinbarkeit, als Unbedingtes und Bedingtes (Abspiegelungen nur wieder des Wesenden und Seienden) gegensätzlich aus einander: so erhalten wir folgende neue Begriffsreihe, und zwar als

| | (bedingend) | | (bedingt) |
|---|---|---|---|
| Zahl: | Allheit | — | Einzelnheit |
| | (Einheit) | | (Vielheit) |
| | Ganzes | — | Theil |
| | (Maß, Form) | — | (Inhalt) |
| Beschaffenheit: | Ursach | — | Wirkung |
| | (Wesen) | — | (Sein) |
| | Grund | — | Folge |
| Vereinbarkeit: | Nothwendigkeit | — | Möglichkeit |
| | (Unbedingtes) | — | (Bedingtes) |
| | Wahrheit | — | Falschheit. |

Verwandelt der Verstand die drei Verhältniß- und Grundbegriffe in Sätze, so werden sie zu den drei bekannten **Urgrundsätzen** des **Denkens**.

Aus dem Zahlbegriff wird der **Satz der Einheitlichkeit**, oder **des Nichtunterscheidbaren**. Denn was nicht von einander unterschieden werden kann, oder das in sich Gleiche, ist **Einheit**.

Aus dem Beschaffenheitsbegriff wird der **Satz des zureichenden Grundes**. Denn Alles steht nach seiner Beschaffenheit entweder als Ursach oder Wirkung, als Grund oder Folge da; und was in einem zureichenden Grunde, als dessen Folge, beruht, ist mit ihnen eins.

Aus dem Vereinbarkeitsbegriff wird der **Satz des innern Widerspruchs**. Denn was sich in sich selber widerspricht, ist mit dem Gesetz des Denkens nothwendig unvereinbar, unmöglich.

Eigentlich besagt jeder dieser Urgrundsätze, die nur nach verschiedenen Beziehungen verschieden gestaltet sind, zuletzt eins und dasselbe; so wie auch die Grundbegriffe wieder nur in die Einheit der Urbegriffe zurückfallen, und diese (Wesen und Sein) das unzertrennliche **Eine** in sich sind, wenn gleich gedanklicherweise unterscheidbar. Man könnte jene obersten Grundsätze alles Denkens und Erkennens gedankliche Ausprägungen des geistigen Gesetzthums nennen. Denn sie sind es.

---

## 11. Urtheile. Schlüsse.

Sämmtliche Geschäfte des Verstandes, im Allgemeinsten genommen, sind fortwährendes Scheiden und Verbinden der Vorstellungen; ein Auseinandergehen in das Mannigfaltige und Zurücktreten in das Eine und Gleiche. Die Sinne des neugebornen Kindes geben, dem Geiste desselben, Gewahrungen des Einzelnen und

Mannigfaltigen der Außenwelt, und der erregte Verstand verschmelzt sogleich die einzelnen Vorstellungen in eine, die sie alle umfaßt und in sich begreift, in einen Begriff. Anfangs freilich sind diese Kindesbegriffe wohl kaum bedeutend verschieden von den Gesammtgewahrungen einer gedankenlosen Thierseele. Denn auch diese empfängt durch die Sinne, wie sie sich öffnen, eine Art Begriffe, und zwar dadurch, daß die Sinne eher den Umfang und das Ganze eines Gegenstandes beachten und aufnehmen, als die einzelnen Theile und Merkmale desselben. Du selber, trittst du in ein fremdes Zimmer oder in eine fremde Gegend, wirst unwillkürlich erst das Ganze mit seinen Umrissen ins Auge fassen, bevor du die Aufmerksamkeit dem Besondern darin zuwendest. Diese Gesammteindrücke in der seelischen Empfindung vertreten beim Thiere die Stelle gedachter Begriffe, und bilden einen merkwürdigen Uebergang des Gleichartigen vom Seelischen zum Geistigen, von der Empfindung zum Gedanken.

Das Mannigfaltige mehrerer Begriffe wird vom Verstande wieder durch das in ihnen Zusammenstimmende zu einer höhern Einheit verbunden, zum Urtheil. Im Grunde ist schon jeder Begriff für sich einzelnes Urtheil über Verhältniß der Merkmale von verschiedenen Dingen der Einheit im Wissen; und jedes Urtheil hinwieder ein umfassenderer Begriff.

Alles Urtheilen und Begreifen ist Streben des Geistes, das Mannigfaltige der Vorstellungen mit seinem Wesen und Gesetzthum auszugleichen, d. i. in dessen Einheit aufzulösen. In diesem Gesetzthum, den Dingen gegenüber und sie erfassend, wird jedes ausgesprochene Urtheil zu einer gefolgerten Satzung, oder zum richtenden Satz über das Beurtheilte. Alle Urtheile sind eigentlich alsο sätzlich (kategorisch); sie mögen bejahend oder verneinend, muthmaßlich, bestimmt oder unbestimmt sein.

Da jeder solcher richtenden Sätze aber ein Werk der Erkennt=

niß ist von der Einheit im Mannigfaltigen: so ergibt sich daraus, daß es überhaupt nicht mehr Arten der Urtheile geben könne, als es Grund- und Stammbegriffe gibt. Denn in allen wird das Verhältniß des Verschiedenen zum Einen, und des Unverschiedenen in ihnen bestimmt.

So kann man also die Urtheile, nach dem Zahlverhältniß unterscheiden in allgemeine und besondre, oder vollständige und unvollständige; nach dem Beschaffenheitsverhältniß in bestimmte (kategorische, worin die Erkenntniß der Einheit ohne Vorbehalt ausgesprochen oder gesetzt wird) und unbestimmte, die Grund oder Folge muthmaßend voraussetzen (hypothetische); oder zwischen zwei unvereinbaren Gegensätzen, die zwischen einem Entweder und einem Oder schwanken (disjunktive).

Streng genommen ist in jedem Urtheil das Vereinbarkeitsverhältniß das Wichtigste, dem zufolge ein Satz unbedingt (apodiktisch, Nothwendigkeit aussprechend) oder bedingt (problematisch, die Möglichkeit andeutend) dasteht, und bejahend oder verneinend (Dasein oder Nichtsein) erklärt. Denn immerdar ist im allgemeinen und besondern, oder im vollständigen und unvollständigen Urtheil, das Beurtheilte für sich ein Ganzes, und der Satz entweder unbedingt oder bedingt ausgedrückt, entweder behauptend oder verläugnend. Eben so sind die bestimmten (kategorischen) Urtheile für sich selbst Unbedingtes (Apodiktisches) aussprechend; die unbestimmten hingegen, mögen sie in voraussetzender (hypothetischer) oder gegensätzlicher (disjunktiver) Form erscheinen, bezeugen nur Bedingtes, Ungewisses (Problematisches).

Vergleicht der Verstand den Inhalt eines Satzes mit dem Inhalt eines Allgemeinen, der ihn, als zu einem Begriffsgebiet gehörig, umfaßt, und findet sich im Besondern das Gleiche wieder, was im Allgemeinen: so schließt sich das in beiden Unterscheidbare zusammen, und der Schluß ist die Einheit des Allgemeinen und

Besondern. Jeder Schluß wird also vom Verstande auf dieselbe Weise gebildet, wie ein Urtheil, oder Begriff. Jeder Schlußsatz ist auch ein Urtheil, und jedes Urtheil eine Folgerung, oder versteckter Schluß.

Weil aber in jedem Schlusse, den wir machen, nach dem Beschaffenheitsverhältniß, Grund und Folge in ihrem Verband dargestellt werden: so erhellt daraus, daß es eigentlich nur drei (kategorische, hypothetische und disjunktive), oder vielmehr nur zwei Schlußarten geben könne, nämlich je nach der Bestimmtheit oder Unbestimmtheit des allgemeinen oder Vordersatzes, mit welchem das Besondere verglichen wird. Da aber immerdar, und in jeder Schlußart, Grund und Folge sich zuletzt einheitlich auflösen, ist jede nur eine von der andern abweichende Form des Urtheilens. Daher kann auch eine Schlußart ohne Mühe in die andere verwandelt werden; wie denn die obenerwähnten Urgrundsätze alles Denkens ebenfalls nur Abwandlungen der Form eines und desselben Ursatzes (Sein und Wesen sind untrennliches Eins) heißen können.

In der That spiegeln sich sämmtliche Verhältnißbegriffe (Zahl, Beschaffenheit und Vereinbarkeit) in den Urgrundsätzen des Denkens, und mit diesen in den drei genannten Schlußarten, nicht undeutlich wieder.

In der bestimmten oder sätzlichen (kategorischen) Schlußart, worin ausgesprochen wird, daß das, was der Gattung zukömmt, auch das Gleiche der unter ihr begriffenen Art sei, offenbart sich der Satz der Einheitlichkeit oder des Nichtunterscheidbaren.

Die voraussetzende (hypothetische) Schlußart, welche zeigt, daß auch die Folge gilt, wenn der Grund gilt, deutet auf den Satz des zureichenden Grundes zurück.

Die gegensätzliche (disjunktive) Schlußart hinwieder, welche, wenn von zwei einander ausschließenden Vorstellungen eine gilt,

die andre nicht stattfinden kann, gibt nur in andrer Gestalt den Satz des Widerspruchs zur Schau.

Es ist mir nicht darum zu thun, eine Logik zu schreiben. Kehren wir lieber, nach diesem Abstecher, zum verlassenen Wege zurück.

---

### 12. Mittelbare und unmittelbare Erfahrung.

Einerseits nun weiß sich der Geist wesend, das ist wirkend, denkend, mithin als Ursach seiner Thatsachen (der Vorstellungen), als Quell seines Anderssseins (des Gedanklichen). Er ist das Bewußtsein und Dasein; ein wissendes Sein und ein seiendes Wissen. Er hat also, unabhängig von allen Sinnesgewahrungen, (denn mit welchem der Sinne könnte der Geist geschaut werden?) ein reines Wahrnehmen der eignen Vorhandenheit. Diese Kunde des Selbstseins steht über jeden Zweifel erhaben. —

Aber eben so zweifellos ist anderseits die Kunde vom Dasein eines Etwas außer ihm, das er nicht selbst ist und welches erst auf dem Weg der Sinne ihm zugeführt wird. Der Zweifler darf sagen: er wisse nicht, was die Dinge außer ihm an und für sich sein mögen: aber er kann das Dasein derselben überhaupt nicht hinwegläugnen, oder für ungewiß halten.

Wir haben also zweierlei Quellen der Kenntniß des Vorhandenen, nämlich die reine Wahrnehmung des Uebersinnlichen, und die seelische Gewahrung des Sinnlichen. Beide in höchster Allgemeinheit enthalten für uns das Urgewisse. Wollet ihr das Dasein des Gedanklichen im Bewußtsein, das Dasein der Sinnenwelt in der Empfindung aufheben: so läugnet ihr Bewußtsein und Empfindung; so läugnet ihr eure gesammte Vorhandenheit hinweg, ohne die ihr doch nicht läugnen könntet. — Indem ihr aber den urgewissen Grund des geistigen Vonsich-Wissens und des seelischen Gewahrens einer Sinnenwelt gestattet: verleihet ihr dem

Geist einen festen Punkt, auf welchem fußend, er, ein Archimedes höherer Art, das dunkle Chaos des vorhandenen Alls der Dinge richten und lichten, bewegen und ordnen wird.

Zur Kenntniß der sinnlichen, wie der nichtsinnlichen oder rein gedanklichen Dinge gehört auch das Unterscheiden derselben von einander. Dies ist nur möglich durch Gegenwart der Vergangenheit (im Gedächtniß). Nur durch Gedächtnißhülfe bewerkstelligt sich das Vergleichen und Verbinden vieler einzelnen Wahrnehmungen zu einem Begriff derselben; die Vergesellung mehrerer Begriffe zu einem Urtheil und eine Verknüpfung der Urtheile zur Erfahrung. — Dies Alles ist freilich an sich selbst eine Verfahrungsweise des Verstandes gegen die einzelnen Wahrnehmungen. Aber auch das Thier sogar hat vermittelst des Gedächtnisses und der Empfindung eine Art Erfahrung, von der ich künftig die Umgränzungen und ihre Verschiedenheit von der menschlichen Erfahrung zeigen werde.

Hier soll nicht Rede von dieser sein. Sondern ich will an die Thatsache erinnern, daß nicht nur das sinnlich Gewahrte in unserm Gedächtniß verharrt, sondern auch des Geistes reine Wahrnehmung von sich. Der Geist erfährt also sich selbst; ohnedem hätte er kein Wissen von sich; er wäre nur das Selbstbewußtsein im Punkt ewiger (das ist vergangenheits- und zukunftsloser) Gegenwart.

Diesem zufolge mag uns wohl erlaubt sein, gleichwie wir eine doppelte Kenntnißweise des Vorhandenen haben, auch von einer doppelten Erfahrungsweise zu reden; nämlich von einer mittelbaren und unmittelbaren Erfahrung.

Mittelbare Erfahrung ist durch Gewahrungen, Empfindungen und Gefühle des Seelischen im Geiste vorhanden. Unmittelbare Erfahrung, unabhängig von Sinneserregungen, ist im Geiste ein übersinnliches Vonsichwissen.

Weil nun in der einen, wie in der andern Art nichts, als das

Thatsächlich-Gekannte begriffen ist: so liegt Alles, was wir nicht mittelbar oder unmittelbar erfahren haben, außerhalb unserer Kenntniß, mithin auch der Erkenntniß. Mit andern Worten: alle menschliche Erkenntniß beruht auf Erfahrung.

Wenn also in der Erfahrung des Thatsächlich-Vorhandenen, das ist in der Kenntniß oder Daseinskunde (Einheit des Wissens und Seins) von den Dingen, die unanfechtbarste Gewißheit derselben ruht: so kann die Ungewißheit nicht in der Kenntniß des Vorhandenen, sondern allein in der Erkenntniß wohnen.

Und wer läugnet es? Nicht die Thatsachen des Bewußtseins, nicht die Thatsachen unserer Empfindung will der Zweifel antasten; wohl aber die Versuche des Verstandes, das Mannigfaltige zur Einheit, und die Thatsache zu einer Ursache zu erheben.

So breitet sich denn zwischen der sinnlichen und nichtsinnlichen Daseinskunde, jener unsichere Strom der menschlichen Erkenntniß, wie zwischen zwei festen Ufern aus. Hier also ist der alte Wogenkampf des Irrthums und der Wahrheit; hier liegen die unermeßlichen Schätze unsers Meinens, Wissens und Glaubens; hier das Beste, Schönste und Höchste, was im unendlichen All des Seins unsre Bewunderung, unser Erstaunen, unser Entzücken erweckt und verdient; hier Alles, ohne welches die bloße Daseinskunde der Dinge, ja selbst das Dasein derselben, bedeutungslos und sonder mindesten Werth für uns stehen würde. Wäre keine Wahrheit der Erkenntniß, keine Gewißheit unsers Geistes in ihr möglich, ja, dann wäre das vernunftlose Thier unserer Beneidung würdig; dann wäre das Träumen und Wähnen unsers Glaubens und Meinens köstlicher, als die fruchtlose Urgewißheit des Daseins von wechselnden, in sich zusammenhangslosen Dingen, — von wahren Weltalls-Trümmern!

## 13. Wahrheit. Gewißheit. Zweifel.

Nur noch Einiges über den Begriff, welchen ich mit den so eben von mir gebrauchten Wörtern „Wahrheit", „Gewißheit" u. s. w. verknüpfe.

Wahrheit ist die dem Geiste gewordene Einheit des Wissens und Seins, oder Einheit der Erkenntniß und Kenntniß; Erfüllung vom Gesetzthum des Wissenden in seinem Gewußten. Bloße Kenntniß, oder Daseinskunde des Thatsächlich-Vorhandenen, enthält Wahrheit; ist aber auch zugleich Urgewißheit (6.). Stammt das Thatsächlich-Gekannte aus der mittelbaren Erfahrung, ist sie also durch sinnliche Gewahrung ins Bewußtsein gegeben: so nennen wir die Uebereinstimmung des empfundenen Seins mit dem Gesetzthum des Wissens, Sinneswahrheit (in den Schulen auch positive, objektive, empirische u. s. w. geheißen). Stammt hingegen das Thatsächlich-Gekannte, oder der Gegenstand der Erkenntniß, aus unmittelbarer Erfahrung des Geistes (12.), aus reiner Wahrnehmung seines Selbstes, seines Gesetzthums und der Thätigkeitsweise des Verstandes: so nennen wir die Uebereinstimmung des Gesetzthums mit dem rein gedanklichen Sein der Vorstellungen, reine Vernunftwahrheit (von den Schulen gewöhnlich als formale, logische, subjektive, transscendentale u. s. w. bezeichnet). Es versteht sich von selbst, daß wenn wir das Dasein von etwas Sinnlich-Gewahrbarem behaupten und beweisen wollen, wir es nothwendig in der Sinnenwelt nachweisen müssen, und wir mit allen Begriffen, Urtheilen und Schlüssen aus dem Gebiet der reinen Wahrnehmungen und Vorstellungen, die schweigenden Sinne nicht Lügen strafen können. Eben hierin steht den Sinnen die entscheidende Stimme über Gewißheit zu; aber weiter kann und darf ihr Ansehen nicht ausgedehnt werden; nicht über ihr eignes Gebiet hinaus. Sie liefern zur Erkenntniß nur Thatsachen

der Erscheinungswelt. In reinen Vernunftwahrheiten hingegen gibt der Geist, mit der Kenntniß des Thatsächlichen seines Selbstes, den Stoff zur Erkenntniß. Davon belehrt kein Auge, kein Ohr.

Jede Wahrheit ist immer zugleich Gewißheit; und ganz richtig sagt man daher im gemeinen Leben: „Die Sache sei wahr und gewiß." Inzwischen findet doch ein Unterschied in der Bedeutung dieser Worte statt, der wenigstens eben so groß ist, als Unterschied des Wissens und des Gewußten.

Die Gewißheit spricht, bei der Uebereinstimmung einer Erkenntniß mit den Gesetzen des Erkennenden, den Stand des Wissenden zum Gewußten aus; Wahrheit hingegen das Verhältniß des Gewußten zum Erkenntnißgesetz. Die Gewißheit tritt aus dem Eigenständlichen, die Wahrheit aus dem Gegenständlichen des Geistes hervor. Die Sache ist wahr, und der Geist ihrer gewiß. In der Kenntniß des Wahren endet das Streben nach Erkenntniß; das Streben wird zur Ruhe in der Gewißheit. Eine erkannte Unwahrheit ist für uns eine verneinungsweis ausgedrückte Gewißheit (eine gewisse Unwahrheit), der zufolge wir ebenfalls von allem weitern Streben des Erkennens abstehn.

Ungewißheit dagegen ist noch keine Unwahrheit, sondern nur Unentschiedenheit und Nichtruhe im Erkennen des Gegenstandes. Sie gestattet noch die Möglichkeit der Wahrheit, wie des Irrthums. Der Zweifel, zwischen zwei Fällen wankend, bewegt zur Fortsetzung des Erkenntnißgeschäftes. Er stirbt allein in der Gewißheit, wie im Glauben, wenn dieser nicht etwa eine geistige Selbstbetäubung, eine verzweiflungsvolle Verzichtleistung auf alle Hoffnung ist, die Wahrheit zu erkennen.

Denn der Glaube, dies Fürwahrhalten aus Vernunftgründen von Dingen, über deren Dasein die mittelbare Erfahrung schweigt,

stützt sich nur auf Wahrscheinlichkeit, oder Scheinwahrheit. Der sogenannte nothwendige Vernunftglaube des Weltweisen von Königsberg gewährt daher nur Scheingewißheit z. B. vom Dasein Gottes. Er aber suchte die Gewißheit der Erkenntniß in einer Gegend, wo, sie zu finden, mir grausen würde.

---

### 14. Ursprung der Ungewißheit.

Wenn unser Geist, aus der Urgewißheit seines Selbstes, gegen die Gesammtheit der Außendinge hervortritt, und so lange er bei der Allgemeinheit seiner Vorstellungen, gleichsam in der Nähe seines unwandelbar-gleichen Gesetzthums verweilt, ist er sich, in Anwendung desselben, der Sicherheit und Richtigkeit seines Verfahrens bewußt. Daher die durch alle Weltalter unverminderte Anerkennung der allgemeinsten Vernunftwahrheiten; daher die sichern Grundlagen der mathematischen Wissenschaften; oder die gleichförmige Unterscheidung und Behandlung der von Allen gekannten irdischen Dinge. Die mit Hülfe der Sinnen erworbenen, allgemeinsten und einfachsten Erfahrungen bieten so ewige Gewißheit dar, wie die allgemeinen Vernunftwahrheiten; daher kein Mensch das Feuer, im Gebrauch, mit dem Wasser verwechselt, oder vom todten Felsblock erwartet, was vom lebendigen Thiere. Daher sagt niemand von sich: ich vermuthe, daß ich denke; ich glaube, daß ich empfinde; sondern jeder spricht: ich weiß, daß ich denke und empfinde, und weiß, daß, außer mir, auch andre mir ähnliche empfindende und denkende Wesen sind.

Je mehr sich aber der Geist, vom Allgemeinen seiner innern Gesetzgebung und äußern Erfahrung, entfernt zu besondern Einzelheiten; je mehr sich ihm, in fortgesetzter Thätigkeit, die Vorstellungen und Begriffe zersplittern in mannigfaltigern Gegensätzen; je tiefer er in das Besondre der ihn umringenden Erscheinungen ein-

bringt: um so unsichrer wird er in Anwendung seiner Gesetze, weil er die Gegenstände in ihrer Menge unter einander verwechselte, die er vorher unterschieden hatte; oder den Weg verlor, auf welchem er zu ihnen gelangt war; oder Vorstellungen zusammenknüpfte, die er unter ganz entgegengesetzten Verhältnissen kennen gelernt hatte. Dann steht er im Irrgarten des Wahns, des zwistigen Meinens, der abweichenden Glaubensarten, der persönlichen (subjektiven) Gewißheiten, die mit den Umständen ändern.

Die Erkenntniß eines Gegenstandes ist nicht wegen der Unzulänglichkeit der menschlichen Vernunft trüglich, sondern wegen der Unzulänglichkeit unsrer Kenntniß vom Sein und Dasein des Gegenstandes. Und das Sinnenzeugniß ist nicht darum unzuverlässig, daß die Empfindung sich selbst belügen könne; denn jede im Sinn erregte Empfindung bezeugt schlechterdings nichts Andres, als ihr eignes Dasein und So-Sein, nichts von Ursache und Wirkung, Möglichkeit oder Unmöglichkeit u. s. w. (welches schon Aussage des hinzutretenden Geistes ist). Sondern das Unzuverlässige eines Sinnenzeugnisses über die Außenwelt liegt eben in der Gewißheit der allgemeinen Erfahrung, daß der Sinn des einzelnen Menschen nicht zu allen Zeiten gleichen Grad der Kraft habe. Die zuverlässige Gewißheit erwächst erst über das durch die Sinne Erfahrne, sobald dieses unter gleichen Umständen bei allen Menschen und zu allen Zeiten beharrlich dasselbe ist. Wenn aber ein Irrthum Jahrhunderte lang als Wahrheit gelten kann, obwohl das Sinnenzeugniß der Jahrhunderte über den Gegenstand selbst einstimmig war: so fällt der Irrthum nicht den Sinnen zur Last, sondern er liegt in der Weise des Erkennens, beim Mangel vielseitiger Erfahrung oder Kunde der Thatsachen. Wenn das Auge die Bewegung der Wolken am Nachthimmel nicht bemerkt, aber wohl die beständig ändernde Stellung des Mondes zu den Gewölken: wird nur derjenige den Mond für schnellfliegend halten, welcher

sein Urtheil über die Sinnesempfindung nicht durch Vergleichung früherer Erfahrungen berichtigt hat.

Unsre Kenntniß von den unendlich mannigfaltigen Wirkungen der Natur ist, besonders aber in deren einzelnen Erscheinungen, noch sehr mangelhaft; mithin auch unsre Erkenntniß dieser Einzelheiten, oder ihrer ursachlichen Verknüpfung, oder ihrer Verwandtschaft unter einander sehr unzuverlässig. Jede neue Erfahrung ändert daher unsre Ansichten. Hingegen die Kenntniß vom Dasein der Dinge überhaupt, von ihrer allgemeinen Gleichartigkeit oder Verschiedenheit, ist die zuverlässigste Gewißheit der Erfahrung, wodurch auch die Möglichkeit einer Gewißheit in Erkenntniß der allgemeinsten Verhältnisse der Natur hervorgeht.

---

## 15. Wirken. Wirkung. Wirklichkeit. Wesen. Sein.

Frage aber ist: Ob das Erkannte, das wir nicht sehen, auch wirklich und sachlich, wie wir es uns vorstellen, außer uns da sei, und welche Bewandtniß es eigentlich mit der sogenannten Wirklichkeit der Dinge habe?

Ich antworte: Alles ist wirklich, dessen Dasein wir kennen. Daher gilt das Wort „wirklich“ in den Sprachen der Völker dem gleich, was auch sonst „gewiß“ heißt; denn in der Daseinskunde ist Urgewißheit (6.). Man spricht: die Sache ist wirklich (d. i. gewiß) wahr.

Wirken heißt ändern, d. i. ein Andres, als das Bestehende, ins Sein rufen. Indem der Geist wirkt, ruft er aus sich ein Andres, denn sein Unmittelbares, ins Sein. Er wird sich selber ein Andres; er wird sich in sich selber gegensätzlich. Er tritt gleichsam in sich auseinander, als ein Sichwissen und Vonsich- oder Anderwissen. Er wird, im Gegenstand seiner Ur-

heit, ein Gegenstand seines Wissens; ein Gewußtes, ein Gedankliches, im Wissenden.

Das Gewußte, oder Gedachte, ist aber nicht der Geist selber in seiner Urheit, oder Unmittelbarkeit, sondern ein Andres; ist nicht das Wirkende, sondern das Bewirkte; nicht die Ur-Sache, sondern die That-Sache. Der Geist weiß sich als Ursache seines Gedanklichen; und den Gedanken, als von ihm bedingtes und abhängiges Verursachtes. So ist er in sich, als Ursache und Wirkung, als erstes Sein und zweites Sein auseinander getreten. Und Beides ist, wenn gleich ihm selber unterscheidbar, doch in sich wesentlich untrennlich, eins und dasselbe.

Denn ein Wirkendes ohne Wirkung, ein Wissendes ohne Gewußtes, wäre ein nichtwirkendes Wirken, ein nichtwissendes Wissen, — in sich selbst Widersprechendes. Also ist jede Wirkung nur eine Erfüllung ihrer Ursache. Ohne Wirkung wäre die Ursache keine Ursache; erst durch jene ist diese in sich vollendet. Das Vonsichwissen des Geistes ist nur die Erfüllung des wesenden Sichwissens. Es ist damit nichts Andres ausgesprochen, als: die Wirkung ist in ihrer Ursache, nicht außer derselben; der Gedanke ist im Geiste, nicht außer demselben, sondern wesenhaft eins und dasselbe mit ihm; von ihm untrennbar; wenn gleich durch den Verstand unterscheidbar.

Weil demnach keine Wirkung außer ihrer Ursache, und unabhängig von ihr bestehen kann: so umfaßt die Wirklichkeit oder die Vorhandenheit der Dinge, sowohl das Wesende, d. i. Wirkende, als auch das bewirkte Wesenlose (8.). Auch der von keinem Sinn gewahrbare Strom der Gedanken ist ja wirklich. Auch das Hirngespinnst des Wahnsinns, auch des Dichters bewundernswürdige Schöpfung, steht im Reich der Wirklichkeit vorhanden, wenn gleich nur gedanklicherweise, und obgleich ihnen nichts von Allem entspricht, was die Außenwelt den Sinnen gibt.

Sie sind daher wirkliche Hirngespinnste, wirkliche Dichtungen.

Für uns zerfällt also das unendliche All des Vorhandenen oder Wirklichen in zwei Hälften, in Wirkendes und Bewirktes, d. i. in Wesendes und Wesenloses (8.). Das Wesende allein ist das Insich und Fürsichbestehende, oder Selbstständige; ist vom Dasein des Wesenlosen unabhängig, weil dieses erst sein andres und zweites Sein ist, und nicht ohne ein Bewirkendes, oder vor demselben, möglich wäre. Mithin ist das Wesende auch allein (das Reale) in der Wirklichkeit; alles Wesenlose aber etwas Unsachliches. So hat der Geist eine sachliche (reale) Vorhandenheit, weil er das sich wissende Ur-Sachliche seines Gedanklichen ist. Keiner unsrer Gedanken aber besteht in sich, für sich und durch sich selber; keiner derselben ist sich seiner bewußt, sondern wird gewußt; er ist Wesenloses, Unsachliches.

Den Unterschied des Sachlich- und Unsachlich-Vorhandenen, worin das All der Wirklichkeit zerfällt, verfolgen alle Sprachen von einiger Ausbildung durch unterscheidende Benennungen, weil der Unterschied in sich nothwendig, wie das Denken selber ist.

Das Bewirkte oder Wesenlose hat also ein durch das Wesende bestimmtes, abhängiges, bedingtes Dasein. Diese beschränkte Vorhandenheit ist mithin eine änderliche, endliche, wechselnde; während die des Wirkenden, oder Wesenden, in seiner Urheit und Unmittelbarkeit wandellos, als die gleiche in sich, beharrt. Der Geist weiß sich im bunten Spiele aller seiner Vorstellungen und aller ihn umgebenden Erscheinungen, als ein und dasselbe Ich. Er ist der beharrliche Quell aller seiner Gedankenwellen, die sich unter einander drängen; sie kommen und verschwinden; er bleibt. Er ist die Einheit in der Mannigfaltigkeit seiner Wahrnehmungen und Urtheile, die sich durch sein Gesetzthum unter einander zusammenreihen und verknüpfen, weil sie in ihm, als sein zweites

Sein, geworden und daher eins mit ihm sind, als er wirkend in sich auseinander trat, und sich ein wesenloser, unsachlicher Gegensatz seiner Urheit oder Sachlichkeit ward.

Zerfällt nun das ganze Reich der Wirklichkeit in Wirkendes und Bewirktes: so sind alle Gegenstände, die wir gewahren, alle Regungen in unsern Sinnen, alle Vorstellungen in unserm Geiste, nur Wandelbares und Wesenloses inner ihrem ur- und sachlichen Wesen, worin dieses in sich auseinander trat. Was nicht unwandelbar eins und dasselbe in sich verharrt, das weset auch nicht selbstständig und sachlich. Aenderlichkeit, daher Mannigfaltigkeit und Vergänglichkeit, ist das Gepräge, worin wir das Bewirkte erkennen. Das Wesende hingegen ist in seiner Urheit nothwendig das Beharrliche, welches, in sich ein Ununterscheidbares, bleibt, und nur in seinem Anderssein und Gegensatz ein Mannigfaltiges schafft.

Da aber jede Wirkung in und nicht außer ihrer Ursache (der Gedanke nicht außerhalb, sondern im Geiste, eins mit ihm, wenn auch unterscheidbar von seiner Urheit) besteht, und eben das Bewirkte erst die Erfüllung des Wirkenden ist, so wohnt das Vergängliche im Unvergänglichen; so ist der Wandel aller Dinge im Unbedingten; das Mannigfaltige wurzelt in seiner Einheit; alles Sein ist im Wesen.

---

### 16. Gleichartiges, Gleiches, Ungleiches.

Das Gegensätzliche des, was da weset, obwohl es nicht außer dem Wesenden sein kann, ist nicht mit ihm das Gleiche, sonst wär' es nicht ein Gegensatz, oder von ihm unterscheidbar.

Aber das Gegensätzliche ist auch nicht das schlechthin ihm Ungleiche, dem Wesen Widersprechende, weil es sonst mit ihm das Unvereinbare sein würde, Zwiespalt der Einheit. Ein Ur- und

Sachliches kann nicht mit sich selber unzusammenhängende Wirkungen gewähren, sonst wären sie nicht seine Erfüllung. Ein Wesen kann nicht anders erscheinen, nicht anders sein, als es weset.

So ist das zweite Sein des Wesenden (das Gedankliche) nicht das Gleiche von seiner Urheit, und nicht das Ungleiche, Zusammenhanglose von ihm, sondern sein Gleichartiges. Jede Wirkung ist also ein gleichartiges Sein ihrer Ursache; alles Bewirkte gleichsam das Abbild des Wirkenden, dessen Gegensatz und Anderssein es ist.

So spiegelt dein wesender Geist sein urheitliches Selbst in deiner Gedanklichkeit ab; aber als Andres und Aenderliches, in wesenloser Mannigfaltigkeit, davon er in seiner Unmittelbarkeit nicht das Gleiche, nicht das Widerstreitende und nicht das Getrennte, sondern das wesenhaft Gegensätzliche ist. So sind die Dinge dieser Welt ein Wiederschein des Unbedingten; das Endliche ist der Wiederschein des Unendlichen. Das Mannigfaltige wird in seiner Einheit, das Wandelbare in seiner Unwandelbarkeit, getragen.

Durch die Kenntniß des Gleichartigen einer und derselben Ursache (das ist durch Kenntniß der Wirkung) erkennen (7.) wir deren Gegensatz, die Ursache selber. So empfängt der menschliche Geist im Vonsichwissen, in diesem Abbilde seines wesenden Wissens, übersinnliche Wahrnehmung seines Selbstes. Und wie Ursache und Wirkung in sich untrennbar Eins sind, so fällt Erkenntniß und Kenntniß im Sich-Wissen des Geistes zuletzt in Eins zusammen, wird Urgewißheit (6.) seines Selbstes.

Was irgend also uns im Weltall erscheint und als wandelbare, endliche, mannigfaltige Erregung der seelischen Sinne in unser Bewußtsein tritt, ist das Abbild, das Gleichartige des Ur- und Sachlichen; ist das in der Einheit des Wesenden ihm Gegensätzlichgewordene, sein andres Sein (8.).

Wenn im Wirken dessen, was da weset, dieses sich selber ge-

gensätzlich wird, wenn, möcht' ich sagen, das Gleiche sich in sich selber abstößt zu einem Anderssein und Gleichartigen: wird damit das Urheitliche nicht aufgehoben, sondern vielmehr, als solches, erst erfüllt (15.). Beiderlei besteht untrennbar; jedoch in seiner Gegensätzlichkeit unterscheidbar.

Weil aber das Bewirkte, als Gegensatz des Wirkenden, nicht das Beharrende sein kann, wird es das stets Veränderte, indem das Ur- und Sachliche sich, in jeder seiner Wirkungen, wieder ein neues Gegensätzliches wird. So erschließt sich fort und fort aus dem Allgemeinen des Gedanklichen das Besondere, aus dem Besondern das Einzelne. Es erwächst jene endlose Mannigfaltigkeit der Vorstellungen, welche unter sich entferntere oder nähere Gegensätze bilden; Vielheit der Gedanken, welche sich aus dem allgemeinsten Satze in das Einzelnste auseinander zweigen, und aus dem Umfassendsten der Begriffe in die zartesten besondern Vorstellungen zerfallen.

Ich spreche mit menschlicher Zunge, vom Schaffen des Unsichtbaren, und ich zittre, daß man mich mißdeuten könnte. Denn das ist ja das große Uebel, daß unser Geist mehr weiß, als er auszusprechen vermag. Alles spaltet sich im Gegensätzlichen zum bunten Mannigfaltigen auseinander. Unerfahrenheit und Unkunde, welcherlei Einzelheit in den Erscheinungen der Natur eigentlich den unmittelbaren Gegensatz der andern bilde, macht die Erkenntniß von ihrer Einheit schwankend. Es entstehen, wie im Denken Verwechselungen von Begriffen, so, im Beobachten nach außen, Verwechselungen der Erscheinungen.

### 17. Das sich Gegensätzlichwerden. Das sich darin Verwandte.

Das aus einer Einheit gewordene Gegensätzliche ist sich in derselben, als Gleichartiges, das Verwandte. Die Auseinandergeschiedenheit des Gegensätzlichen kann aber keine unveränderliche und beharrliche sein; denn das Bewirkte und Wandelbare ist der Gegensatz des Beharrlichen. So entsteht eine umgekehrte Weise des Wirkens, ein neuer Gang des Wandelbaren der Dinge. Das Gegensätzliche zieht sich einander wieder zur Einheit an, in der es sich verwandt ist. Das Einzelne tritt in die besondere Einheit zurück, der es entsprang, das Besondere in das umfassende Allgemeine; das Allgemeine in die Einheit des Alls.

Unser Geist, in seiner Wesenheit, in der Ur-Einheit seiner Wirkungen, strebt mit gleicher Gewalt, Alles in diese Einheit aufzulösen, wie er anderseits strebt, aus dem Insichgleichen in das Unterscheidbare des Gegensätzlichen auseinander zu treten. Alles Denken besteht nur im Scheiden und Wiedereinigen des Gedanklichen; im Setzen und Zersetzen; im Sondern und Begreifen; im Auflösen und Schließen; im Kennen des Mannigfaltigen und Erkennen seiner Einheit.

---

### 18. Welt und Natur.

Der Geist weiß sich nicht in weltloser Einsamkeit. Er anerkennt das Dasein andrer Geister. Er kennt urgewiß und thatsächlich Vieles, das er selber nicht ist, außer sich. Dies Draußen kündet sich ihm in Sinnesgewahrungen, Empfindungen und Gefühlen an. Aber Empfindungen sind keine Gedanken. Der Geist, als das Denkende, unterscheidet sich selbst von dem, was im menschlichen Leibe das Empfindende ist und wir mit dem Wort „Seele“ (5.) bezeichnet haben. Die Empfindungen erregen im Bewußtsein Vorstellungen derselben. Näher betrachtet, entdeckt der Geist, daß

die Empfindungen offenbar einem Gesetz unterworfen sind, welches mit dem Geistes-Gesetzthum nichts gemein hat; ja demselben sogar vielmals widerspricht. Der Christusjünger Paulus deutete schon diesen Widerspruch an: „Ich habe ein doppeltes Gesetz in meinen Gliedern!“ Im Geiste aber ist Einheit, nicht Zweiheit. Darum betrachtet er auch das Empfundene, oder Seelische, als ein Draußen, welches in ihm erst Gewußtes oder Gedachtes wird.

Rechte Niemand mit mir darüber, wenn ich fortfahre, das Geistige und Seelische streng zu scheiden, wie ein schlechthin Geschiedenes und Getrenntes. Ich fahre noch gern fort, einstweilen die Sprache des gemeinen Menschenverstandes, eben unsrer Verständigung willen, zu führen, und um die Vermischung und Verwirrung gewisser Vorstellungen abzuhalten. Späterhin wird auch dieser Unterschied fallen, und sich Geist und Seele, selbst Körper und Leben, Alles in das untrennbare und unterscheidbare Eins auflösen.

Also, auch das im seelischen Empfinden Erregte ist, im strengern Verstande, außer dem Geiste, der in sich allein das wesende Wissen ist, und nur vom Empfundenen weiß, insofern es im Licht des Bewußtseins; als Vorgestelltes, aufsteigt. Erst dann, wenn Empfindungen, Gefühle und Sinnesgewahrungen in Gewußtes verwandelt sind, werden sie seinem Gesetzthum unterthan; nicht aber sie selber, sondern nur die Vorstellungen ihrer. Empfindungen selber lassen sich vom Geiste weder rufen, noch verbannen; sie gehorchen einem ganz andern Zepter. Darum ist das Unterscheiden von Geist und Seele wohl erlaubt.

Inzwischen tragen auch Empfindungen das unverkennbare Gepräge des Bewirktwordenseins, nämlich Mannigfaltigkeit und Vergänglichkeit, an sich. Sie deuten dem Geiste damit auf ein unbedingtes Beharrliches in ihnen hin, dessen Gegensätzliches sie sind.

Alle Empfindungen sind Erregtes im Seelischen, wie es

Vorstellungen im Geistigen sind. Das Erregende der Sinnesgewahrungen und Gefühle ist aber nicht der Geist; er kennt sich mit Gewißheit, es nicht zu sein. Nothwendig besteht also, wie das seelisch Erregte, auch das Erregende außer ihm. Die Wirkungen von außen, in den seelischen Sinnen, welche durchaus anders, als unsre Geisteswirkungen (die Gedanken), dastehen, wollen wir, um sie von diesem zu unterscheiden, Erscheinungen nennen, und die Gesammtheit der Erscheinungen, Welt.

Die Welt ist eine Mannigfaltigkeit wechselnder Wirkungen außer uns, welche aber in uns Gewußtes werden. Der Verstand, nach seinem Gesetzthum, muß nothwendig in dem außer uns Bewirkten ein Wirkendes erkennen, das er nicht selber ist. Wir nennen dieses Ursachliche der Welt, die Natur.

Die Natur ist also das beharrliche Wesen der Dinge außer uns; die Welt mithin das wesenlose Anderssein und Abbild, oder das Gleichartige (16.), der Natur. Nicht anders können beide im Bewußtsein der Sterblichen stehen. So nahm sie von jeher, so nimmt sie der Verstand der Menschheit. Da Natur und Welt nicht sachlich und an sich selbst, sondern nur als Gewußtes, im Wissen des Geistes wohnen, sind sie, wie alle Vorstellungen, seinem Gesetzthum unterworfen, und nur, wie Mannigfaltiges in der Einheit, wie Wirkung in der Ursach, denkbar und verstehbar.

Mithin bewahren Natur und Welt für den Geist unter sich dasselbe Verhältniß, wie der Geist und das weite Reich seiner Gedanken. Die Welt ist nur die Erfüllung der Natur (15.); die Natur in Allem wesend, was die Sinne gewahren. Und wie man, nicht mit Unrecht, jeden unserer Gedanken ein Erscheinen des Geistes aus sich nennen kann, so könnte man gewissermaßen auch die Erscheinungen draußen Gedanken der Natur nennen.

**19. Warum Wesendes unbegreifbar und doch gekannt?**

Natur und Geist sind also beide Ur- und Sachliches, oder Wesendes; Welt und Gedanklichkeit aber sind beide nur Wirkung, Anderssein von jenen, in sich wandelbar und wesenlos, d. i. seiend (8.).

Ich sehe gar wohl ein, daß diese Vorstellungsart denjenigen befremden muß, welcher durch Gewohnheit sinnlichen Anschauens befangen ist. Es muß ihm verkehrt scheinen, das, was kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hat, für allein sachlich und wesenhaft vorhanden zu halten; und hinwieder das, was wir thatsächlich mit allen fünf Sinnen ertasten und erfassen, für so wesenlos gelten zu lassen, wie einen nichtigen, flüchtigen Gedanken.

Aber das Thatsächliche ist ja eben darum, weil es thatsächlich ist, nicht das Ursachliche; jenes ist das Vergängliche, dieses das Bleibende. Unsere Vorstellungen sind das Thatsächliche im Geiste; und das in unserm Sinn Empfundene ist im Seelischen nur Erregtes, oder Thatsächliches in der Seele. Die Empfindung des Angenehmen und Unangenehmen, des Süßen und Bittern, des Wohlklangs und Mißklangs, des Rothen und Blauen, des Hellen und Dunkeln ist nicht außer den Sinnen, sondern in ihnen das Erregte! Was wirkend außer der Seele beharrt, selbst wenn die Empfindungen verschwunden sind, ist das Erregende; und die Empfindungen kehren wieder, sobald dies Andre abermals die Seele dazu weckt. Eben dies Andre, dies Wirkende, dies Erregende, weset; aber nicht die Erregung. Das erregbare Seelische, welches Empfindungen und Gefühle in sich hervorbringt, weset oder wirket ebenfalls; nicht das Gefühl, nicht die Empfindung (des Blauen, Rothen, Süßen, Bittern u. s. w.), weset. Wenn wir nun das in der Seele Empfundene außerhalb derselben vorhanden glauben: so ist dies ein verzeihlicher Gesichtsbetrug des Verstandes.

Denn von der Sinnlichkeit erzogen und durch das tägliche Leben verwöhnt, wollen wir Alles gern sinnlich ergreifen. Wir wissen nicht, unter welcher Gestalt und Farbe, oder in welcher Weise und Bewegung wir uns ein übersinnliches Wesen, den Geist, die Natur, die Gottheit u. s. w., vorstellen sollen? Wir können uns von dem, was da weset, kein sinnliches Bild schaffen; nicht einmal den Begriff machen.

Dies ist allerdings richtig. Ein Wesen, als solches, begreifen können wir nicht, weil jeder Begriff eine Zusammenfassung des Mannigfaltigen zu seiner Einheit ist, in welcher und zu welcher jenes verwandt steht. Das Wesen aber ist selber die Einheit des von ihm und zu ihm gewordenen Mannigfaltigen; ist selber das alle seine Wirkungen in sich begreifende Ursachliche (8.). Der Geist hat also eigentlich nur ein Kennen vom Dasein des Wesenden, aber kein Begreifen und Erkennen (7.) desselben, weil Erkenntniß nur Heimführung und Verbindung des Mannigfaltigen zur ursachlichen Einheit ist. Darum begreift der menschliche Geist sich, als Wesendes, selber nicht, weil er selber Inbegriff und Allbedingendes des in ihm Bedingten ist. Dennoch kennt er und weiß er urgewiß sein Dasein. Das Nichtbegreifenkönnen des Wesenden liegt nicht sowohl am Uebersinnlichen desselben, als an seinem einheitlichen, in sich nicht unterscheidbaren Bestehen. Auch Vorstellungen, insofern sie einzeln und ganz einfach sind, können nicht begriffen werden. Eben so sind einzelne und einfache Sinnesempfindungen für sich unbegreifbar, weil in ihnen keine Mannigfaltigkeit wohnt. Wer begreift denn wohl, was roth, was sauer, was Klang in sich sei? Wer kann die Vorstellung davon auflösen, wie einen Begriff, und daraus die Merkmale einem Andern mittheilen? Alles endet zuletzt in reines Kennen, d. i. in bloße Daseinskunde; und die höchste Erkenntniß führt zuletzt dahin, daß Kenntniß und Erkenntniß eins werden.

Die meisten Irrthümer der Menschen im Erforschen der Wahrheit rühren gerade daher, daß sie das, was sie urgewiß kennen, auch noch erkennen wollen; daß sie ihrem Verstande das zur Aufgabe machen, was selber einfache Grundlage für Alles wird, was irgend ihn beschäftigen kann. Sie schlagen mit ihrem Verstande einen so falschen Weg ein, als auf andre Weise diejenigen, welche mit dem Dichtungsvermögen philosophiren und, mit den Flügeln der Einbildungskraft, das Unendliche durchfliegen wollen.

Wir kennen das Dasein des Wesenden, ohne es mit den Sinnen zu gewahren. Der Geist kennt es, weil er selber weset, und darum Verwandtes von allem Wesenhaften ist. Wenn wir in der Unterhaltung mit einem Freunde seine Gedanken erfahren: so haben wir vom Ton seiner Stimme, von der Art und Weise seines Redens eine sinnliche Vorstellung; aber eine nichtsinnliche zugleich von dem, was in ihm den ausgesprochenen Gedanken denkt. Es fällt niemanden bei, die gehörten Worte für Ursachen ihrer selbst zu erklären, oder sich einzubilden, die in unserm Gehör erregte Ton-Empfindung und der in uns damit erregte Gedanke, sei das Wesen des Freundes selber; das Denkende und Wirkende hingegen sei wesenlos, d. i. nicht wirkend.

Da aber alles Gedankliche ein Abbild, ein Anderssein des Geistes, und die Gesammtheit der Naturerscheinungen ein Abbild ihrer Wesenheit ist (18.): so führt uns das Mannigfaltige des Gedankenthums, wie des Weltganzen, zum Wissen vom wesenden Geist und von der wesenden Natur, und durch Kenntniß der Wirkungen zur Erkenntniß der wirkenden Macht beider. Ja noch mehr, da sich der Geist in seiner ganzen Gedankenwelt, die Natur in ihrer ganzen Erscheinungswelt, gegensätzlich ausprägt, als was beide urheitlich wesen: so ist die Täuschung im alltäglichen Leben so gefahrvoll nicht, wenn wir zuweilen das Wesenlose mit dem Wesenden, das Bewirkte mit dem Wirkenden verwechseln. Dem

in unsern Sinnen Empfundenen entspricht nothwendig ein Gegensätzliches, Verwandtes und Gleichartiges, welches außer den Sinnen wefet, wie es sich abbildlich in den Sinnen daseiend offenbart.

---

**20. Die Wirkung ist nicht außer, sondern inner ihrer Ursach.**

Dies führt mich zu einer andern Bemerkung.

Eine Ursach wirkt nicht auf ihre Wirkung ein, sondern sie bewirkt dieselbe. Der menschliche Geist wirkt nicht auf seinen Gedanken ein, als hätte dieser ein Bestehen für sich: sondern er bewirkt denselben. Wenn wir im gemeinen Leben von veränderten Vorstellungen reden: so ist nie Ernst damit gemeint, daß die Vorstellungen selber, wie etwas Unabhängiges vom Geiste, oder wie etwas außer ihm Selbstständiges, abgeändert werde: sondern der Denkende bewirkt, in Bezug auf einen Gegenstand, eine neue, andre Vorstellung. Jeder sogenannte berichtigte, verbesserte Gedanke ist ein neugewordener, nicht mehr der gewesene; ist eine frische That des Thätigen. Selbst die wiederholte Vorstellung ist an sich nicht die gewesene, sondern eine neue, der gewesenen gleichende. Dies ist Thatsache unmittelbarer Erfahrung (11.).

Eben so kann umgekehrt eine Wirkung, weil sie ein wesenloses, d. i. in ihrer Ursach Bedingtes ist, weder für sich selber auf ihre Ursach zurückwirken, noch auf irgend ein andres Wesen, oder auf irgend andre Wirkungen einwirken. Ein bloßer Gedanke kann für sich selbst, und unabhängig vom Denkenden, weder auf einen andern Mit-Gedanken wirken; noch kann der Geist selbst zur bloßen Wirkung eines von ihm bewirkten Gedankens werden. Kurz, eine Wirkung kann unmöglich die Ursach ihrer selber, oder einer andern Wirkung, oder, was dasselbe sagt, Wirkung aus

sich, oder Wirkung einer Wirkung sein, weil sie nicht in und aus und für sich selbstständig, sondern allein inner ihrer Ursach, als deren Erfüllung, besteht (15.).

Also: nur Wesen wirkt auf Wesendes; nur Ur-Sachliches auf Ur-Sachliches; sei es in sich selber, zum Anderssein, oder auf ein Wesendes außer ihm, dasselbe erregend. — Und immer sag' ich zuletzt damit, nur in andern Worten, das schon oft Gesagte wieder, nämlich: das Wesen allein wirket, das ist, weset sachlich. Das Bewirkte, Wesenlose hat kein selbstständiges Sein, sondern besteht in und mit dem Wirkenden, als dessen Anderssein, als Gegensätzlichgewordenes, als Mannigfaltiges in der Einheit, als Endliches und Wechselndes im Beharrlichen (oder Wesenden).

Wenn man nun im Alltagsleben sagt: eine Wirkung ist die Ursach der andern, so mag dies, was an sich unmöglich bleibt, dem Alltagsleben verziehen werden, das sich auch wohl mit dem Schein begnügt. Wenn der Sturm den Ziegel vom Dach reißt, dieser fallend einen Vorübergehenden tödtet, der Tod desselben den Schmerz seiner Freunde erregt: so scheint eine Wirkung die Ursach der andern zu werden. Aber hier wirkt das Wesende im Stoffischen des Ziegels auf das wesende Leben des Vorübergegangenen ein, und das nicht mehr wahrgenommene Erscheinen des Lebens im Körper von diesem, erregt in dem wesenden Seelischen der Freunde die Empfindung des Schmerzes. Die Wirkung ist immer in ihrer eigenen Ursach.

Wenn jede Wirkung, möchte man fragen: inner und nicht außer ihrer Ursach ist, gleichwie der Gedanke untrennbar von und im Geiste, der ihn denkt: wie können die verschiedenen Wesen auf einander wirken, wenn all ihr Wirken sich nicht gegen einander äußert? Und doch wissen wir thatsächlich, durch Erfahrung, den Bestand solcher Wechselwirkungen der Wesen,

wodurch sie in gegenseitigem Verkehr und Verband stehen. Wie wüßten wir von einem Dasein des Draußen, wenn es sich nicht auf unsre Sinne äußerte?

„Siehe," spricht der Zweifler: „da stehen wir wieder vor dem uralten Räthsel, welches schon lange vor uns so zahlreichen Forschern zu schaffen gemacht hat. Auch sie fragten nach dem Zusammenhang des Geistes mit der Seele, der Seele mit dem Leibe, des Uebersinnlichen mit dem Irdischen, und wie diese alle auf einander wirken könnten? Zur Lösung dieses Räthsels fordre ich eine Urgewißheit der unmittelbaren oder mittelbaren Erfahrung: keine erfundene Voraussetzung, statt deren ich auch eine andre erfinden könnte. Ich will nichts von Leibnitzens vorherbestimmter Harmonie der Substanzen hören; denn ich würde fragen, welcher Gott hat sie uns offenbart? Sage mir niemand mit Malebranche, daß wir alle Dinge in Gott erkennen, worin alles Eins ist, in ihm, wie in einem Spiegel des Alls; oder mit dem frommen Bischof von Cloyne, daß wir alle Dinge durch Gottes Eingeistung in uns haben und erkennen, denn ich würde, und mit Recht, glaub' ich, fragen dürfen: Wer ist der Gott? Wer beweiset mir seine Vorhandenheit? Und wie ist die Eingeistung des Gottes im Menschen möglich, oder die Verbindung des Sterblichen mit Gott, daß er in ihm Alles sehe? Ich kenne das dürftige Vernunftmährchen wohl, welches in den Schulen der Weltweisen erfunden ward, um sich die Möglichkeit eines Zusammenhangs der Seele und des Geistes mit der Materie, oder dem Stoffe, zu erklären. Die Einen läugneten das Dasein alles Materiellen und sogenannten Sinnlichen; sie vergeistigten das Irdische, und kannten bloß Reingeistiges und Gedankliches. Die Andern läugneten alles Geistige und Uebersinnliche; ihnen entfaltete sich die gesammte Wirklichkeit aus dem Stoffischen, und das Denken selbst schien ihnen nur die höchste Blüte desselben. Andre, weil sie weder das Vorhandensein des

Ueberſinnlichen hinwegläugnen konnten, und eben ſo wenig das Daſein der Sinnenwelt, baueten zwiſchen beiden fantaſtiſche Brücken, um beide zu verbinden.“

„Erfahrung und Bewußtſein ſträuben ſich gegen die Vernunftkünſtelei jener einſeitigen Anſichten. Was aber mit der Geſammterfahrung und dem Selbſtbewußtſein in Zwieſpalt tritt, kann allenfalls ein Fürwahrhalten, ein Glauben der Einzelnen, höchſtens perſönliche (ſujektive) Gewißheit ſein, aber niemals Gemeingut in der Ueberzeugung und Gewißheit der Menſchen werden.“

Hierüber ein Wort in nachfolgender Betrachtung.

---

# II. Natur und Welt.

## 21. Das Ich-All.

Es war mir bisher nur darum zu thun, mich mit dem Leser vorläufig über das Nöthigste zu verständigen. Aber indem ich dazu Einzelnes aus dem Zusammenhang riß, zerriß ich dessen innere Bedeutung. Der Theil wird erst durch sein Ganzes verstehbar. Wie im All des Vorhandenen, so ist in der Wissenschaft von demselben, kein Anfangs-, kein Endpunkt. Immer steht Unendliches da, und in Einem zugleich Alles vor uns. Wie denn sollen wir uns da helfen, die wir nun einmal in die engen Zeitschranken eingezwängt sind, und darum irgendwo beginnen, irgendwo enden, und eins dem andern nachfolgen müssen? Von wo ich auch zuerst ausgehen möchte, immer sehe ich mich da schon in einer Mitte der Gesammtheit, in welcher das, was sich vor uns ausbreitet, unmittelbare Fortsetzung dessen ist, was hinter uns liegt.

Von allen Schätzen des Daseins, die der menschliche Geist kennt, ruhen die edelsten, die reichsten, die gewissesten in ihm selber. Darum steht er ein wahrhaft höheres Wesen über dem höchsten der unbegeisteten Thiere. Wie eng umgränzt in diesem die Kenntniß der Vorhandenheit!

Er weiß sich urgewiß selber; er weiß urgewiß das Dasein einer Welt außer sich, die nicht sein Ich ist. Wäre sie nicht außer ihm, so wäre sie in ihm, nur gedanklich bewirkt, wesenlos an sich; und dann entweder sein eignes Werk, oder nicht. Wollte er

sie nicht als seine Schöpfung anerkennen, so würde er sie für etwas in sein Ich durch ein anderes und höheres Wesen Hineingespiegeltes halten müssen, oder sich nur für den Anschauer des Wunderbaren im Ueberirdischen jenes höhern Wesens. Beides schon war der Gedanke einzelner frommer Weisen. Was große Geister von göttlichen Dingen gedacht, ist selten, oder nie, ohne einen festen Hintergrund der Wahrheit, welcher alle Nebelgebilde ihrer Täuschungen oder Systeme durchschimmert und dem Ganzen einen Schein der Wahrheit gewähren kann, der uns fesselt.

Nur wer die Außenwelt, als überall nicht vorhanden, sondern nur als ein Gedankenspiel ansieht, das aus seinem eigenen Ich hervortritt, hebt, mit den äußern Sinnen, zugleich alle Vernunft in sich auf. Nichts außer ihm hätte Wesen und Dasein; er wäre das Ich und das All. Er stände, als der Ewigeinsame, nur in Gesellschaft der Vorstellungen, die ohne sein Wissen und Wollen aus ihm hervorbrächen. Er wäre der Gott, dessen Weisheit vor den eigenen Werken verstummte und dessen Macht vor den eigenen Schöpfungen zittern müßte. Eine Nothwendigkeit, unabhängig von seiner Gewalt und die er doch zugleich selber wäre, schwänge ihr Scepter, in seinem ungeheuern Weltmährchen, wider ihn selbst; er wäre die Einheit und Zweiheit seines Ichs; wäre durch innern Widerspruch wahr; das Bewußtsein wäre Lüge, das Sinnenzeugniß Wahnsinn.

Warum aber Worte verlieren über die qualvolle Majestät solches Gottheitstraums vom Ich-All! Jeder Schritt in der Wirklichkeit vernichtet ihn.

Durch die Pforten des Seelischen, durch alle Wege der Sinnen, die wir mit den Thieren gemein haben, bringen die Bewegungen des Festen und Flüssigen, des Bittern und Süßen, der Düfte, der Töne, der Gestalten und Farben in unser Bewußtsein, zur Vorstellung umgewandelt. Dadurch wird uns ein urgewisses

Wissen und Dasein deß, das in unserm Bewußtsein steht, und doch nicht aus unserm Wollen und Wissen geworden, sondern von den Sinnen Gegebenes, in ihnen Erregtes ist.

Aber zu diesem vielfachen Gegebenen tritt der Geist dann in seinem Gesetzthum, und nach der Nothwendigkeit desselben verbindet, scheidet, ordnet er Alles zu einem Ganzen und Einen in sich. Das Ganze und Eine nennen wir die Außenwelt. Unwillkürlich, also nothwendig, nach eben jenem Gesetzthum, nimmt er das Gegebene nicht für den Geber, das in seinen Sinnen Erregte nicht für das Erregende selbst. Er nennt das in seiner Gewahrung Gewordene, oder die Welt, eine Wirkung, welcher eine Ursach zum Grunde liegen müsse, als das den Sinnen Gebende und sie Erregende. Wir nennen das Wesen der Dinge außer uns, Natur.

Wir schauen mit den Sinnen um uns wohl die Welt; aber nicht die Natur selbst in ihrer Wesenheit. Obwohl wir die Natur mit keinem der Sinne ertasten, haben wir in uns doch die Urgewißheit von ihrer Vorhandenheit. Sie ist uns geworden durch die Nothwendigkeit des geistigen Gesetzthums, Alles im Gegensatz von Ursach und Wirkung zu kennen und zu erkennen. Diese Gewißheit steht so unerschütterlich in uns, als die vom eigenen Dasein unsers denkenden Ichs, welches sich als Urquell seines Gedankenthums weiß und urgewiß kennt. Würden wir aber thatsächlich die wesende Natur mit den äußern Sinnen schauen können: so wäre sie nicht die Natur mehr, sondern wieder eine in uns gewordene Wirkung. Nur dem Blick des Geistes allein offenbart sich in nothwendiger Urgewißheit das, was dem Auge des Leibes ewig verborgen bleibt; ein Reich des Vorhandenen, was hoch über dem Reich der Sinnenwelt sich verbreitet, und aus welchem diese erst ihr Licht erhält.

Wer die Idee von Ursach und Wirkung gänzlich aus seinem Innern herausreißen will, der will aufhören zu denken und zu er-

kennen. Denn alles Erkennen beruht im Bestimmen des Verhältnisses vom Mannigfaltigen zur Einheit.

---

## 22. Wirksamkeits-Sphären der Natur.

Was die Außenwelt in ihrem Schooße trägt, wie zahlreich und bunt ihre Erscheinungen daliegen mögen, sondert sich im Gesetzthum des wesenden Wissens, wie von selbst, aus einander; und ordnet sich für dasselbe wieder nach allgemeinen Merkmalen, welche eine Menge der einzelnen Dinge gemeinsam für die Sinne tragen, in gewisse gedachte Einheiten. So unterscheidet schon das Kind, ohne andere Belehrung; so unterschied von jeher der Verstand der gesammten Menschheit die todten, in sich ruhenden Stoffe von der Bewegung derselben; und von den leblosen Dingen die lebendige Pflanzenwelt; und von den Pflanzen die mit Empfindung begabten Thiere; und vom Thiere den durch Vernunft und Wissen über alles erhöhten Menschen. Schon in der mosaischen Schöpfungsurkunde ruft der Jehova zuerst das Licht ins Chaos des Stoffischen, dann aus demselben die Kräuter und Bäume, endlich die Thiere des Feldes, zuletzt den begeisteten Menschen.

Das uns umringende Weltall umfaßt nichts, was nicht in diese bekannten Begriffseinheiten (Stoff, Bewegung, Leben, Seele, Geist) eingeordnet wäre; vom kindähnlichen Australier bis zu dem ersten Weisen, Dichter und Künstler hinauf; von der kaum sichtbaren Milbe bis zur alten Meerschlange; vom moosigen Schimmel bis zum Adansonien-Walde; vom Sonnenstäubchen bis zu den Sonnenwelten in unermeßbaren Himmelsfernen; von der luftförmigen Flüssigkeit bis zum harten Diamant und Stahl.

Aber der menschliche Verstand begnügte sich nicht mit dieser Theilung des Weltalls für die Sinne; er trug dieselbe Theilung,

mit gleicher Unwillkürlichkeit, von den sichtbaren Wirkungen auf die unsichtbare Ursach über. Er nannte das, was die Stoffe bewegt, Kraft; was die Pflanzen mit Blüthen und Früchten schmückt, sie zur Selbsternährung, zum Wachsthum und zur Fortzeugung gliedert, Leben; was die Thiere fähig macht zum Sehen und Hören, oder was sie fähig macht, Freude und Schmerz, Liebe und Haß zu fühlen und im Gesang oder wilden Geschrei zu verkünden, Seele. — So nannte und kannte der Sterbliche also schon längst ein Reich des Uebersinnlichen, eh' er sich dessen bewußt war; und glaubte, in argloser Selbsttäuschung, das in der Welt um sich her zu gewahren, was er doch nur in der Nothwendigkeit seines geistigen Gesetzthums gedanklich hinzugefügt hatte.

So wenig wir nun heut noch die obenbemerkte Eintheilung des Weltinhalts entbehren können, eben so wenig können wir uns des Gebrauchs jener verschiedenen Bezeichnungen des Ursachlichen entschlagen. Alles ist Frucht des Verfahrens, welches der Geist im Denken beobachten muß.

Der Verstand (10.) verleiht (durch Uebertragung des der Sinnlichkeit Entnommenen auf das Uebersinnliche) dem Wesenden, was er von den Erscheinungen abzog (abstrahirt). Auf solche Art geben wir, beziehungsweise (relativ) auf die unterscheidbaren Erscheinungen, auch der Natur verschiedene Namen. Sie heißt im Bezug auf den Stoff das allgegenwärtige Sachliche; im Bezug auf Bewegung und Aenderung aller Dinge, das allmächtig Wirkende; sie heißt im Bezug auf das Leben in Pflanzen, Thieren und Menschen, deren jedes einzeln ein in sich zum Ganzen Vollendetes und Abgeschlossenes ist, die lebendige Einheit des Alls; im Bezug auf das empfindende Seelische im Menschen, wie im Thiere das Allseelige oder die Weltseele. Und wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn die geoffenbarten Religionen der Völker das höchste Wesen, Gott selbst, mit eben denselben

Namen belegen, und ihn als den gegenwärtigen, allmächtigen, lebendigen, einen, allseeligen und allbeseeligenden Gott preisen.

Mir aber, der ich jenes Thun und Bilden des erkennenden Verstandes unterscheide vom Wesen der Dinge an sich selbst, oder die von uns gedachte Natur von deren Urheitlichkeit, mir sei gestattet, jene Verhältnisse des Wesenden zu seinen allgemeinen Erscheinungsarten, also Stoff, Bewegung, Leben, Seele, oder das Sachliche, Bewegende, Belebende, Beseelende (durch Uebertragung des Verursachten auf das Ursachliche) Wirksamkeits-Sphären der Natur zu heißen.

Es geschieht hier ungefähr dasselbe, was der menschliche Geist im Vonsichwissen, oder Sichselberverstehen, thut. Er weiß sich zwar als schlechthin Eins; und doch bezeichnet er in sich, nach verschiedenen Beziehungen seiner Thätigkeit, verschiedene Sphären, oder Hauptarten, eigener Wirksamkeit. Eine andere ist, zum Beispiel, die des bloßen Erkennens; eine andere die seines Wollens und Handelns. Er legt sich mancherlei Arten der Fähigkeiten, Vermögen und Kräfte bei; und doch ist er in seiner Unmittelbarkeit kein zusammengesetztes Mancherlei, sondern ein und dasselbe Vermögen, eine und dieselbe in sich ununterscheidbare Kraft.

---

## 23. Emporstufung derselben.

Ich führe aber zu einer andern Thatsache allgemeiner Erfahrung. Wir unterscheiden zwar in der Außenwelt die Erscheinungen jener Wirksamkeitsweisen der Natur, doch immer so, daß sie ebensowohl Gegensätze unter einander darstellen, als daß sie unter einander wieder die Idee ihrer Untrennbarkeit gewähren.

Die Ruhe des Stoffs bildet den Gegensatz zur Regsamkeit deß, was ihn bewegt; aber Stoff und Bewegung sind dabei doch

in sich untrennbar. Denn alles Körperliche ist bewegbar; ja es wird erst durch Bewegung unsern Sinnen gewahrbar. Anderseits wird alle Bewegung erst vermittelst des Stoffischen für uns wahrnehmbar. Denn eben das Stoffische ist's, was damit für unsere Sinne geändert wird. Wir kennen also keinerlei Bewegung, ohne ein Bewegtes zugleich.

Hinwieder bildet das scheinbar regellose Fahren der sogenannten bewegenden Kräfte (Licht, Wärme, Elektrisches u. s. w.) einen neuen Gegensatz zu dem, was wir Erscheinung des Lebens nennen. Jene, nach dem Gesetz der Abstoßung und Anziehung, lösen zerstörend die vorhandenen Stoffgebilde auf, oder häufen andere zusammen; verbinden sie entweder formlos, oder prägen ihnen das Abbild ihres eigenen innern Gegensätzlichseins (durch Polarität) in starrer Regelmäßigkeit auf. Das Leben hingegen, wie eine höhere Macht, fesselt gleichsam die bewegenden Kräfte, und macht sich dieselben dienstbar, um die allgemeine ewige Einheit der unendlichen Natur wieder im Begränzten und Endlichen bewegter Stoffe, als ein in sich vollendetes Ganzes hervorzubilden und zur Schau zu stellen. Jede Pflanze ist für sich, in den mannigfaltigsten Gegensätzen ihres Geglieders (Organismus), eine Zusammenstimmung der Theile zum Ganzen, und eine Einheit des Mannigfaltigen gleichwie im Ganzen, so wieder in jeglichem Theil der unter sich neue Gegensätze bildenden Wurzeln, oder des Stammes, des Laubes, der Blüthen und Früchte. Aber gleichwie der Stoff gewissermaßen Träger seiner ihn bewegenden Kraft ist, so ruht auch das Leben wieder auf der von ihm beherrschten und zur Einheit eines Eigenganzen (Individuums) gelenkten Bewegung der Stoffe. Das Leben ist so untrennbar (in der Erscheinung) von den bewegenden Kräften, daß Viele, und nicht mit völligem Unrecht, im Leben nur eine höhere Ermächtigung (Potenzirung) des Allbewegenden erkennen wollten.

Doch das Leben selber, dieses immer wiederkehrende Erscheinen der ewigen Natureinheit im Begränzten und Endlichen ihres Andersseins, offenbart sich abermals als Gegensatz und Gleichartiges (nicht Gleiches) des Seelischen. Es baut und gliedert, wie das gränzenlose Weltall zur allumfassenden Einheit des gesammten Mannigfaltigen, so jedes einzelne Moos, so jeden Wurm des Staubes zum in sich Vollendeten eines Ganzen, worin jeder Theil wieder dem Andern und der Gesammtheit entspricht. Aber es baut und gliedert in der dunkeln, starren Nothwendigkeit des eigenen Gesetzthums, ohne Kennen und Anerkennen des Daseins. Im Seelischen hingegen wird das Lebendige zum Selbstgefühl, zur Gewahrung und Empfindung des Vorhandenen, erhöht. In Schmerz und Lust erwacht die Seele über Erhaltung und Vollendung der sich selber nicht empfindenden Lebensgebilde. Sie gewahrt es, wo Gefahr droht; ruft Hülfe, wo Zerstörung beginnt; und verbindet das Gleichartige durch die Gewalt der Liebe. So steht das Seelische fühlend im Gegensatz zum Gefühllosen, waltend über Stoff, Bewegung und Leben; höher denn dieses. — Und doch erscheint das Seelische nie für sich allein, nie getrennt vom Leben, sondern eins mit demselben.

So wird uns die Welt ein Abbild, wie des Wirkens der Natur durch Gegensätzlichwerdung; also auch der Untrennbarkeit ihrer Wesenheit, neben der Unterscheidbarkeit in ihrem Anderssein.

Dies leitet mich zur Andeutung noch einer andern Thatsache der allgemeinen Erfahrung, welche der Beachtung würdig sein könnte.

Nämlich, es offenbart sich in den Erscheinungen der Natur eine unverkennbare Aufstufung ihres Wesens und Wirken vom Niedern zum Höhern, und dabei im Tiefsten, wie im Höchsten, ein Auseinandergehen des Allgemeinen zum Besondern. Freilich ist dies sehr menschlich gesprochen. Denn was ist im Unendlichen

hoch und niedrig? Aber müssen wir nicht das Unaussprechliche mit der Hieroglyphe des Endlichen andeuten?

Der todte Stoff (die Materie) scheint uns in der ganzen Reihe des aus der Natur Hervorgegangenen das Tiefste zu sein. Ueber denselben erheben sich, ihn beherrschend, die bewegenden Kräfte des Lichts und der Wärme, des Magnetischen und Elektrischen, des Galvanischen und Mesmerischen. Der Stoff ist der allgemeine Träger nicht nur von diesen, sondern auch der Träger alles Lebens, endlich auch des Seelischen und des Geistigen.

Aber, wie er das Tiefste und gleichsam Grundlage alles Andern ist, und Alles nur durch ihn dem Sinn erscheinbar wird, so ist er auch im Weltall das Allgemeinverbreitetste. Er, als ein Abbild der Sachlichkeit (Realität) der Natur (22.) ist in seiner Gränzenlosigkeit der erscheinende Spiegel ihrer Unendlichkeit. Er ist das Allgegenwärtige, wie sie selber, in ihrer Wesenheit, das All des Vorhandenen. Möge die Macht der Fernröhre milliardenfach verstärkt werden: durch die schweigenden Tiefen der Himmel werden ihr immer wieder neue Welträume mit unbekannten Sonnen, Doppelsternen nnd Milchstraßen entgegenschweben.

Wie der Herrscher über den Beherrschten thront aber über den Stoff die denselben bewegende Kraft. Sie bindet und scheidet ihn, verkörpert und verflüchtigt ihn, und vermannigfaltigt ihn in ewigen Verwandlungen. Diese Kraft ist das einfache und allgegenwärtige Abbild des wesenden Wirkens der Natur in und zu deren Anderssein. Der Stoff ist in allen Räumen, die Bewegkraft hingegen erscheint zeitlicherweise. Wie der Stoff gleichsam Schöpfer des Raumes, oder, besser wohl, Darsteller desselben, so ist die Bewegung Schöpferin der Zeit für uns, daß wir beide uns vorstellen mögen.

Als höheres Ermächtigen der Bewegkraft erscheint, in deren Stoffverwandlungen, das Leben. Dies gibt seinen Gebilden ein

einheitliches in sich und für sich Bestehen, und wiederholt, fort und fort, in der zahllosen Mannigfaltigkeit der Eigenganzen, die Einheit der wesenden Natur, abgespiegelt im Reiche der Endlichkeit. Es verbindet, leitet und regelt in jedem der Eigenganzen (als einer besondern, begränzten Einheitsartung) die Stoffe und Kräfte, welche mit denselben vermählt sind. Jedes belebte Eigenganze, jede Pflanze, jedes Thier, jeder Mensch wird dadurch eine besondere Kleinwelt (Mikrokosmus). Doch nicht so allgemein verbreitet, wie Stoff und Bewegung, erscheint uns das Leben im engern Sinne des Wortes. Der Aether erfüllt die Himmel; Licht und Schwere wirken durch das Gränzenlose, von Gestirnen zu Gestirnen. Aber die Lebenskraft scheint ihren Sammelplatz und Spielraum nur auf der Oberfläche des Erdballs zu haben, wo sie Gewächse des Pflanzenreichs und die Leiber der Thiere und Menschen gliedert. Vielleicht, ja hochwahrscheinlich bekleidet sie gleichermaßen die Außenseiten aller übrigen Weltkörper mit ihren Schöpfungen. Wie beschränkt stände aber auch selbst dann noch der Wirkungskreis der belebenden Naturmacht! Und wäre endlich die gesammte Bevölkerung der himmlischen Räume mit jenen Irrsternen, jenen Sonnenfamilien und Milchstraßen, und deren geregeltem Lauf, ein Werk des All-Lebens: so bliebe nichtsdestoweniger der Umfang der Lebenserscheinungen beengter, als der von den allgegenwärtig bewegten Stoffen.

Und weit beengter noch, wenn gleich erhabner, stellt sich uns der Erscheinungskreis dar, in welchem sich das Seelische offenbart. Es wohnt dieses nur in den Geschlechtern der Thiere und Menschen. Wie klein ist die Anzahl der empfindenden, gewahrenden und fühlenden Geschöpfe, neben der Menge von Pflanzen aller Gattungen, welche das lebendige Gewand unsers Erdballs sind!

Noch minder ausgedehnt bietet sich das Reich geistiger Wesen dar. Es ist auf unserm Stern nur im menschlichen Geschlecht er-

kennbar. Dennoch steht es hoch über alle erhöht, als das Edelste. Im Licht des Bewußtseins, mit Erkenntniß und Wahl ausgerüstet, umfaßt der Geist durch den Zauber seines Wesens das All des Vorhandenen, in welchem er wohnt; den Kräften der Natur gebietend.

Also der Stoff (Materie), dies Abbild der Natur-Sachlichkeit, ist Grundlage und Träger alles Vorhandenen; nur in ihm und durch ihn allein offenbaren sich die höhern Wirksamkeiten; in ihm und durch ihn allein die Wunder des Bewegens, des Lebens, des Seelischen und selbst des Geistigen. Dürfen wir erstaunen, wenn es Denker gab, welche das Stoffische für allein wirklich hielten; alles Uebrige etwa nur für Eigenschaften desselben, oder für edlere Blüthen und Entwickelungen seiner selbst? Es lag dieser Ansicht ein tiefer Wahrheitsschein zum Grunde, nur faßten sie ihn allzu einseitig auf. Ja, jene Wirksamkeitssphären der Natur sind nur Namen, nur Unterscheidungen, welche der Verstand von den Erscheinungen der Natur auf ihr Wesen überträgt. Sie ist in sich die untrennbare Einheit. Selbst in ihren Erscheinungen verlieren sich bei schärferm Beobachten die Gränzlinien jener Sphären, wie die in einander verschwimmenden und auseinander tretenden Farben des Regenbogens. Die den Stoff gestaltende Bewegkraft geht in Leben über, das Leben durch das Zucken der Pflanzenfaser und des Muskelreizes in Empfindung; die Empfindung in Sinnesgewahrung der Seele; der Pflanzentrieb in thierischen Instinkt.

Wenn wir jene merkwürdige in der Außenwelt thatsächlich gegebene Aufstufung alles von uns gekannten Wesenden betrachten, von der im Stoffischen erscheinenden Allgegenwart der Natur empor, durch die Bewegkräfte, bis zur wunderreichen Schöpferkraft des Lebens, welches die Massen der Weltkörper umschwebt; dann von da aufsteigend bis zu dem noch wundervollern seelischen Wesen, welches aber noch minder allgemein verbreitet ist, als das

Leben, und dennoch allgewahrend in Empfindung dasteht; dann noch höher aufwärts zur Stufe des sich bewußten Geistigen, in dessen Gedankenthum das All des Wesenden und Seienden lichtvoll umfangen ruht: welche Vorstellungen, welche Gefühle werden beim Anschauen dieser Pyramide der unendlichen Wirklichkeit in uns wach! — Glaubst du, sie sei mit der letzten Stufe abgebrochen, wo die Myriaden der menschlichen Geister ihren Stand haben und mit ihnen vielleicht Geister-Myriaden der andern Sterne? Soll jene hohe Gleichförmigkeit und Einheit, welche das All des von uns Gekannten durchherrscht, hier sich plötzlich selber unterbrechen, ohne Vollendung, ohne Fortgang des Gleichartigen zum Gleichartigen?

Wir Geister schauen wohl in die Tiefe dessen, was unter uns drunten weset, bis hinab zum Stoffischen; — aber wie weit hinauf ist's noch bis zum Gipfel der heiligen Pyramide des Alls, wo die höchste Entfaltung und Herrlichkeit alles Wesenden nur Eins ist? — Sternkundige wissen aus dem geringen Theil von der Bahn eines Kometen den ganzen, ungeheuern Weg desselben durch die Himmel zu berechnen; wer berechnet aus der Entfernung des todten Stoffischen bis zum wesenden Wissen der Geister, vom Allverbreiteten bis zum minder Allgemeinen des, was in Sterblichen denkt, die Entfernung des Höchsten, von uns hinweg; des Letzten, von dem Alles ausgeht, und in welchem sich Alles schließt und Einheit wird? — Welche Wesen-Reihen erheben sich noch zwischen uns und ihm, den die Geister auf Erden Gott nennen; den Gott im All, das All in Gott; das All und Eins?

Ein frommer Schauer durchbebt mich unter den Ahnungen des Unaussprechlichen, aber auch ein göttliches Entzücken. Ich bin: auch ich bin ein Strahl Gottes, und bin sein, und auch in mir ist Gott.

---

## 24. Einzelwesen der Eigenganzen.

Durch Uebertragung des Unterscheidbaren in den Erscheinungsweisen der Natur, auf ihr in sich einheitlich Wesendes, bildet der Verstand den Begriff von Wirksamkeitssphären derselben. Eben auf diesem Wege, und in Beschauung der durch ihre Wirkungen sich erfüllenden Natur versteht er erst ihres Wesens Inneres; gleichwie der Geist erst, im Vonsichwissen, sein erfülltes Sichwissen wird und sich kennt.

Aber auf die nämliche Weise verfährt auch der Verstand bei Unterscheidung des Besondern in den begränzten, endlichen Erscheinungen jener Wirksamkeitsweisen der Natur.

Wir erblicken in der Außenwelt eine unzählbare Menge einzelner Dinge, die jedes als ein Ganzes dastehen, getrennt von den Andern; für sich abgegränzt; in sich vollständig zusammenstimmend. Jedes derselben stellt gewissermaßen in dieser Einzelheit die überall waltende Einzelheit der Natur dar. Sie wiederholt sich unaufhörlich, wie im Weltganzen, so in jedem, auch im kleinsten Theile desselben. Wir nennen ein solches für sich und in sich bestehendes vollständiges Einzelne ein Eigenganzes (ein Individuum). Jeder Krystall, jede Pflanze, jedes Thier, jeder einzelne Mensch bildet sein Eigenganzes.

Aber die Natur offenbart nicht in jedem dieser Eigenganzen die Gesammtheit ihrer verschiedenen Wirksamkeitssphären; wir kennen im Wasser oder Feuer wohl Stoff und Bewegung; aber nicht das gliedernde Leben. In jeder grünenden Pflanze aber erkennen wir, nebst dem Stoffischen und den Bewegkräften, auch das Wirken des Lebens. Im Thiere ist zu diesen Wirksamkeitsweisen der Natur auch das seelische Empfinden getreten, und der Mensch, indem er alle allgemeinen Artungen der Naturwirksamkeit in seinem Eigen-

ganzen verbunden steht, Stoff wie Bewegung, Leben wie Seele, trägt noch dazu das geistige Wissen.

Jedes Eigenganze stellt also durch sich, bis zu einem gewissen Grade, eine Kleinwelt dar, oder ein Abbild des Wesenden. Wie wir nun die Eigenganzen, als solche, im Gebiet sinnlicher Erfahrung, unterscheiden; so erlaubt sich auch der Verstand, das in denselben Wesende von dem in andern Dingen Wesenden, zu unterscheiden, wie ein Besonderes. So sprechen wir von einer Mehrheit der Wesen, oder von Einzelwesen.

Die Mehrheit der Wesen in der Natur ist aber nur eine gedankliche, zum Verstehen, im Verstand geworden. Vor ihm löset sich also selbst die Ureinheit des im Weltall Wesenden zur Mannigfaltigkeit auf, und die in sich ewig gleiche und ununterscheidbare eine Natur wird ihm in den Dingen zu vielerlei Naturen, eben weil das Wesen der Dinge in seinem Anderssein (oder gegensätzlich von sich), als Mannigfaltiges, erscheint.

Wenn wir daher verständlicherweise von verschiedenen Wesen, ja sogar von endlichen Wesen reden (da wir doch nur Aeußerungen der Natur meinen), geschieht es nur uneigentlich; nur durch Uebertragung aus den Erscheinungen; nur beziehungsweise, wie wenn wir von verschiedenen Wirksamkeitssphären der Natur reden. In ihrer Urheit und Unmittelbarkeit beharrt die Natur, als die Unendliche in Einheit; als die Unwandelbare in Wandelbarkeit ihres Andersseins. Dies Anderssein, dieser Gegensatz ihrer Urheitlichkeit, ist, eben weil ein Wesenloses, auch das Endliche. Sie prägt sich in ihren Wirkungen als das sachlichwirkende Eine, als das belebende Allseelige aus, und ist doch in Allem urheitlich nur das Gleiche; wie denn auch der Geist immerdar einer und derselben in seinen verschiedensten Begriffen, Urtheilen, Schlüssen, Erkenntnissen, Entschlüssen und übrigen Wirksamkeitsweisen und Wirkungen ist.

Es bleibt nur ein Ursachliches des Weltalls, nur ein und dasselbe in allen Dingen Wesendes. Aber im alltäglichen Leben reden wir von mehrern Ursachen und Wesen, nur uneigentlich dem Scheine nach, oder in Folge der Unbeholfenheit des Verstandes, oder vielmehr der menschlichen Sprache. Wir reden auch, wie von Naturkräften, eben so von allerlei Kräften und Vermögen des Geistes; und doch ist der Geist, bei aller Verschiedenheit seiner sogenannten Eigenschaften, eine und dieselbe Kraft, ein einziges Vermögen; gleichwie die Natur.

Es sei mir also, zur bessern Verständigung, gestattet, die Wörter Kraft, Vermögen, Ursachen, Einzelwesen u. s. w., wie auch alle Weltweisen gethan, nur mit dem Unterschiede zu brauchen, daß sie als uneigentliche Ausdrücke, als bildliche Redensarten, als (aus der Sinnlichkeit übertragene) Bezeichnungen des Uebersinnlichen, zu nehmen sind.

---

### 25. Das Verwandte der Wirksamkeitsartungen in der Natur.

Die Natur wird sich im Wirken gegensätzlich; sie wird sich Erscheinung, Welt. Das Gegensätzliche ist, wie gesagt, das Gleichartige und Verwandte der Wesenheit (16.) Den allgemeinsten Gegensatz, in welchen das Urwesen der Dinge auseinander tritt, haben wir Stoff, Bewegkraft, Leben und Seele genannt. Wir bezeichneten damit die allgemeinen Wirksamkeitssphären der Natur (22.)

In jedem dieser Gegensätze, oder in jeglicher dieser ihrer Sphären wird sich die Natur immerdar von neuem gegensätzlich, wie der Geist in der Allgemeinheit seiner Vorstellungen zu minder allgemeinen, besondern und einzelnen. So ist das gesammte Weltall gleichsam ein fortgesetztes unendliches Zeugen und Ausströmen gegensätzlicher Erscheinungen aus dem Unendlichen. Daher Mannig-

faltigkeit der Stoffarten, der Bewegkräfte, der Lebensformen und seelischen Artungen.

Weil aber alle Gegensätze sich in derjenigen Einheit die verwandtesten sind, in welcher sie, als das Gleichartige, auseinander traten: so ist das All der Dinge ein Verwandtes unter einander in mancherlei Abstufungen. Und Alles wieder ist zur Ureinheit des wesenden Einen verwandt.

Die Natur wirkt in jeder Artung ihres Andersseins nach ihrem ewiggleichen Gesetzthum (Wesen). Das Insichgleiche stößt sich entweder in sich selbst ab und geht als Gleichartiges auseinander; oder kehrt in die Einheit zurück, aus der es sich spaltete. Das in einerlei Einheit (oder unmittelbar) Verwandte hat auch wieder die meiste Anziehung zu einander. Hingegen das in der Verkettung der Einheiten und Gegensätze entfernter Verwandte steht in geringerer Anziehung zu einander, oder, wird erst mittelbar durch dazwischen liegende Glieder mit einander verbunden. So sind in der Gedankenwelt des Geistes die allgemeinsten Vorstellungen zu sich enger verwandt, als die einzelnen und besondern, welche erst Folge tieferer Gegensätzlichwerdungen des Denkenden sind. Denn im Geist und in der Natur ist die Weise des Wirkens dieselbe, weil beide Wesen sind, und als Wesende wirken. Die Vorstellungen von „Geschmack“ und „Wahrheit“ sind sich minder verwandt, als Grund und Folge; denn jene sind nicht aus einerlei Grundbegriff stammend. Wasser und Oel sind sich minder verwandt, als Wasser und Salz; denn jene sind sich nur entfernt gleichartig, oder sind nur mittelbar zu vereinigen.

Wir können daher mit Recht von einer unmittelbaren oder innern und mittelbaren oder äußern Verwandtschaft der Erscheinungen reden. Unmittelbar verwandt ist das, welches sich in einer und derselben Einheit gegensätzlich ist; wie das Polarische

im Magneten, wie Eigenstand und Gegenstand im Begrifflichen; wie das Geschlechtliche im Leben; oder Empfindung und Gefühl im Seelischen. Mittelbar verwandt aber ist, was nur durch Zwischenglieder verbunden werden kann, wie z. B. Oel und Wasser durch Laugensalz u. s. w. Eben so lassen sich Verwandtschaften in aufsteigender und absteigender Linie unterscheiden, je nachdem die Erscheinungen aus einem allgemeinern Ursachlichen, als Besonderes, und aus diesem wieder als Einzelnes hervorgegangen sind, wie das Grün aus dem Blau und Gelb, diese beiden aber aus dem zum Farbigen getrübten Lichte u. s. w., oder wie die besondern Vorstellungen und Begriffe aus den allgemeinern.

Wir müssen aber in den Erscheinungen der Natur, wie des Geistes, deren wesende oder ursachliche Einheit wohl unterscheiden von der bloß scheinbaren Einheit, die nur eine Mischung des Erschienenen ist. So bilden Licht und Finsterniß ihren Gegensatz; ihre scheinbare Einheit nennen wir Farbe. In jeder Farbe ist Mischung von Finsterniß und Licht. So kennen wir gemischte Gefühle von Lust und Unlust, gemischte Begierden von Haß und Liebe.

Eben die Verwechselung der scheinbaren Einheit vermischter Wirkungen, mit der unmittelbaren oder wesenden Ursach, ist die Quelle vieler Verirrungen in der Erkenntniß; desgleichen auch die Verwechselung der Wirksamkeitssphären der Natur, wie des Geistes, beim Aufsuchen der Einheiten des sich Gegensätzlichen. So ist z. B. das Nichts ein bloß gedankliches Etwas, nämlich eine Vorstellung, wodurch der Verstand verneint und begränzt. Da das Nichts ein reines Erzeugniß des Denkenden ist, also etwas Wesenloses: so kann es kein Sachliches oder Wesendes sein außer dem Geiste. Wenn man sagt: Gott habe die Welt aus Nichts geschaffen, sagt es soviel, als Gott machte aus dem Begränzenden das Unbegränzte, aus dem Wesenlosen das Wesende. Wenn man

von der Vergänglichkeit und Vernichtung des Geistes und der Seele spricht, lehrt man den Unsinn: der wesende Geist werde zu einer wesenlosen Vorstellungsart aus ihm; die Ursach werde zu einer ihrer Wirkungen ohne Ursach.

Ich wende mich jedoch zu der Thatsache zurück, daß alle unsre Vorstellungen, so wie alle Naturerscheinungen, ein in der Einheit eines Wesenden Verwandtes sind. Wer aber zeichnet den Stammbaum der Naturwirkungen in der Endlosigkeit seiner Verzweigungen? Wer das ungeheure Netz der auf- und absteigenden, unmittelbaren und mittelbaren Verwandtschaften? — Wie begränzt ist unser Gesichtskreis!

Die Verkettung der Verwandtschaften, und wie sie als Gegensätze zu einander wurden; die Anziehung des sich Verwandten zu einander, das Abstoßen des sich Gleichen, so wie die Nichtanziehung oder Unvereinbarkeit des Ungleichen, des sich Widersprechenden, sind Thatsachen der Erfahrung, welche überall den Gang des Wesenden im Wirken, als einen Uebergang vom Gleichartigen zum Gleichartigen, nie zum Ungleichen, bezeichnen. Daher das Sprüchwort: die Natur macht keinen Sprung. Daher die Wahrscheinlichkeitsberechnung für künftige Dinge; daher die Erwartung ähnlicher Erfolge von ähnlichen Veranlassungen.

Nichts steht in den Erscheinungen der Natur vereinzelt, fremd und mit allem Andern unverwandt; nichts ist aus der allgemeinen Verkettung losgerissen. Denn das Wesen der Dinge ist überall und immer eins und dasselbe, und keine Zweiheit in ihm möglich. Die sogenannten Wunder, welche sich ereignet haben sollen, sind keine Erscheinungen der Natur, sondern der menschlichen Unwissenheit; daher nur Gegenstände des Unglaubens, oder eines Aberglaubens, welcher die Gespinnste der Einbildung über das ewige Gesetzthum der Natur und des Geistes erhebt.

Denn auch der Geist hat für seine Thätigkeit keinen andern

Leiter, als den Uebergang vom Gleichartigen zum Gleichartigen in den Vorstellungen, es sei dies in ihm durch Grund und Folge, durch Vereinen und Trennen, oder durch Gegenständliches in Raum und Zeit geworden. Auch hier kann es begegnen, daß wir (wie in der Außenwelt, oft die Verbindung des Erscheinenden) den Zusammenhang der fortschreitenden Gedankenkette nicht wahrnehmen, und daß eine Vorstellung plötzlich entspringt, deren Herkunft wir nicht erkennen. „Den Gedanken gab mir Gott ein!" ruft der gemeine Mann. Wenn sich aber zuweilen der Zug des Gedankenstroms in uns verdunkelt, also, daß wir den Zusammenhang desselben nicht erblicken, liegt es gewiß nur daran, daß wir Vieles wortlos denken (wie auch das Kind und der Taubstumme, ohne Sprache, denken). Der wortlose Flug der Gedanken aber ist unendlich schneller, dann auch dunkler, als der von Worten getragene. Und nur der ins Wort, wie in ein sinnliches Kleid, gehüllte Gedanke kann eben nur durch diese Vermittlung im Gedächtniß verharren, welches selbst sinnlicher Beschaffenheit ist, und im seelischen Gebiet ruht.

Ein Mensch umschließt in seinem Eigenganzen alle Wirksamkeitssphären der Natur, eben so wie sie sich auch (außer ihm) weltlich offenbaren. Das Stoffische, die Bewegkräfte, das Belebende, das Seelische ist ihm vereint und in seinem Geiste zum Gewußten erhoben. Aber das Geistige ist dem Stoffischen nur entfernt und nur mittelbar verwandt (25.). Seele, Leben und Bewegkraft liegen zwischen beiden inne. Durch diese Kette des Gleichartigen geht das Wirken. So wenig der Geist, durch seinen Willen und Gedanken allein, ein Sandkorn von der Stelle rücken kann, vermag das Sandkorn auch nicht, unmittelbar aus sich, Vorstellungen im Geiste zu erregen.

Was irgend von Außen in uns zur Vorstellung werden soll, ist von stoffischer Beschaffenheit. Das Stofflose ist sinnlich unge-

wahrbar, unempfindbar. Der **Stoff** für sich selbst aber wirkt nicht anders auf uns, als durch die Bewegkraft, deren Träger er ist. Licht wie Klang, Erregung des Geruchs, wie des Geschmacks, ist fortgepflanzte **Bewegung** des Stoffischen zum Stoffischen, so wie der Widerstand der Körper erst durch den Druck gewahrt wird. Doch jede Gewahrung ist wieder, ohne Leben des Gewahrenden, unmöglich. Der Todte empfindet nicht. Das **Leben**, welches aus Stoffen und Kräften (die seiner Einheitsartung die verwandtesten sind) gleichsam sein Wohnhaus baut, muß nothwendig durch das Gegenwirken der Kräfte und Stoffe, die seinem Gesetzthum gemäß oder widerstrebend sind, zur Thätigkeit **erregt** werden. Doch das Leben für sich selber ist empfindunglos, wenn es ohne **Seelisches** dasteht. Wir kennen das unbeseelte Leben in allen Pflanzen. Sie äußern keine Spur von Lust und Schmerz. So ist das Leben erst der Vermittler zwischen den Stoffgebilden und dem Empfindend-Wesenden. Was die Gesetze des Lebens erfüllt, oder verletzt, wird im Menschen, wie im Thiere, Wohl- und Wehgefühl. Auf ähnliche Weise tritt die Seele, als Mittlerin, zwischen den denkenden **Geist** und das **Leben**, denen sie beiden das Verwandte ist. Was in ihr Empfindung oder Begierde geworden, erhellt sich im Geist, als Gewußtes, und erregt gleichartige Vorstellungen.

Auf demselben Wege wirkt der Geist gegen die Körperwelt zurück. Selbst der Gedanke, welchen wir äußern wollen, muß erst zum sichtbaren Zeichen, oder zum Ton **verkörpert** werden, um aus der Verkörperung wieder, durch Leben und Seele, in dem Bewußtsein eines andern Menschen **Gleichartiges** von sich zu erregen.

Freilich haben wir uns Geist und Seele, Leben, Kräfte und Stoffe nicht also auseinander vorzubilden, wie wir sie hier mit Eigennamen und begrifflichen Gränzen scheiden. Geist und Seele verbinden sich (im **Gemüth**) zur Einheit, wie Seele und Leben (im **Leiblichen**), Leben und bewegter Stoff (im **Gewächs**), und

Bewegkraft und Stoff (im Körperlichen). Auch haben wir uns den Uebergang der Erregungen von dem Einen zum Andern nicht so langsam zu denken, als sie die Beschreibung darstellen mag.

Die Natur also, in ihrer Wesenheit das beharrende, wechsellose, unendliche Wirken, tritt in ihrem Anderssein, als Welt, nach ihren Wirksamkeitssphären, in Mannigfaltiges und Endliches von zahllosen eigenganzlichen Gebilden auseinander. In diesen vielerlei Eigenganzen, deren Gesammtheit das Weltall ist, erscheinen die Artungen ihrer Wirksamkeit, bald je einige, bald mehrere verbunden; im Menschen aber alle zugleich. Durch das Seelische, der Natur Höchstes, das in ihr dem menschlichen Geiste Verwandteste, ist dieser mit der Natur verbunden. Da sie, als das Gleiche, wie im beseelten Leibe des Menschen, auch außer demselben, weset: so sind ihre Wirkungen von außen nur fortgepflanzte Bewegungen ihrer selbst zum Innern dieses (menschlichen) Eigenganzen, zuletzt also nur Bewegungen in ihrem eignen Selbst.

Indem sie auf unsern Geist einwirkt, sind es nicht die Gedanken und Vorstellungen desselben an und für sich selber, auf die sie wirkt, sondern dessen Wesenheit ist's, auf welche sie wirkt. Sie erregt zur Thätigkeit, zum Vorstellen, zum Denken. Nicht sie, sondern der Geist bewirkt in sich Gedanken und Vorstellungen von ihr. Eben so ist er es nicht, wenn er auf das, was außer ihm ist, einwirkt, nicht er, welcher die Wirkungen in der Natur hervorbringt: sondern er erregt nur das in jedem Eigenganzen Wesende zur Thätigkeit, und das Wesende wird dann in sich gegensätzlich zur Wirkung. Bei allen unsern Verrichtungen in der Welt haben wir folglich nicht mit den Erscheinungen zu schaffen (denn diese sind in uns), sondern mit dem Wesen der Dinge selber, d. i. mit der Natur. Nur Wesen wirkt auf Wesen (20). Die Erscheinungen der Natur sind gleichsam nur ihr zum Geiste gesprochenes Wort, worin sie sich ihm offenbart. Die Natur weset als das

Unendliche, Wechsellose; ihr Wort (die Erregung) ist Wesenloses, Endliches und Wandelbares.

Und einwirkend auf das wesende Wissen des Geistes, d. i. dessen Thätigkeit weckend durch ihr Anderssein, welches ihr endliches Abbild ist, wird die Natur im Wissend-Wesenden dessen Gewußtes; und der Geist wird ihr Bewußtsein, das sie in sich selber nicht ist.

---

**26. Gegenseitige Einwirkungen, oder Erregungen der Einzelwesen.**

Wie aber sind Einwirkungen von Einem der Einzelwesen auf das Andre möglich, da jede Wirkung in ihrer Ursache verharrt und von derselben untrennlich ist? — Alle Einwirkungen sind dadurch möglich, wodurch die Wirkungen selbst Möglichkeit haben.

Wirkung ist ein Anderssein, ein in sich Gegensätzlichwerden des Wesenden.

Das in einem der Eigenganzen Gegensätzliche des Wesenden ist dasselbe auch für das in einem andern Eigenganzen des eben so Wesenden, nach dem Gesetzthum des Wirkens: daß nämlich Gleiches das Gleiche abstößt, und Gleichartiges mit Gleichartigem zur Einheit strebt. So steht in zwei verschiedenen Eigenganzen das Gleichartige der nämlichen Wesensartung zu einander in Anziehung; das Gleiche aber steht gegen das Gleiche in Abstoßung. Das Verwandte ruft das Verwandte zur Einigung mit sich.

Somit sind alle Einwirkungen nichts anders, als Erregungen der Wirksamkeit, indem das in sich Gegensätzlichgewordensein eines Einzelwesens den Gegensatz im Andern, als Gleichartiges hervorruft. Vielleicht werd' ich deutlicher durch Beispiel. Ich wähle den Magnet.

Das Polarische in demselben ist die Erscheinung, das Auseinandertreten des in sich Gleichen, oder des (in solcher Artung erscheinenden) Wesenden. Der Nordpol des Magnetes ist in ihm Gegensatz, folglich Gleichartiges und Verwandtes des Südpols. Aber er ist dasselbe auch für jeden andern Magnet (als Eigenganzes). Sein Nordpol wird daher, im andern, der Gegensatz von dessen Südpol; seine Erregtheit zugleich Erregtheit des Andern. Es ist überall hier die nämliche Kraft in der nämlichen Erscheinungsweise, wenn gleich unterscheidbar in der Endlichkeit des Eigenganzen. Die gleichnamigen Pole beider aber (wie der Nordpol und Nordpol) stoßen einander ab, weil sie nicht das Gleichartige, sondern im Wesenhaften das Gleiche sind, welches in sich nicht höhere Einheit werden kann, als es schon wesenhaft ist, und daher nicht zum Einswerden, sondern zum Auseinandergehen strebt. Jede Wirkung verharrt aber in beiden Eigenganzen inner ihrer Ursache. Die verwandten Pole, oder Gegensätze, verharren in jedem einzelnen Eigenganzen (oder einzelnen Magnete), in welchem sie geworden sind. Aber sie rufen sich in beiden, als Gegensätzliches der wesenhaft gleichen Kraft, hervor.

Das in mir Gedachte, welches ich durch Worte gegen einen Andern äußere, wird damit nicht wesenhaft von meinem Geiste abgeschieden, also, daß es nicht mehr in diesem wäre; mein vom Andern vernommener Gedanke ist mir nicht von ihm genommen worden, sondern ist etwas von ihm selber Gedachtes, ein Gleichartiges des meinigen, durch Erregung seiner eignen Selbstthätigkeit.

Es findet daher bei den Einwirkungen der Eigenganzen auf einander kein Geben von einer Seite, kein Empfangen von der andern statt; es verhält sich dabei nicht das eine thätig, das andre leidend, und keines wird erst, was es nicht schon aus sich selber ist.

Somit ist jede Wirkung, inner ihrer Ursache verharrend, nur Anrufung des Verwandten im Andern; Erregung zum Gegensätzlichwerden des Andern; und zuletzt alle Wirkung zugleich Einwirkung. Da nun aber, was wir irgend Einzelwesen, Kräfte, Wirksamkeitssphären u. s. w. nennen, nur etwas vom Endlichen auf die Unendlichkeit der Natur Uebergetragenes durch den Verstand, und um des Verstehens willen ist: so fällt in der einigen, in sich untrennbaren Natur, Wirken und Einwirken in Eins und Dasselbe zusammen, weil das Wesen der Dinge nur in sich selber wirkt.

Ich schließe nun mit einem Blick, welchen ich noch einmal auf Natur und Welt überhaupt zurückwerfe.

Welt (18.) ist, für unsern Geist, Alles, was er in seiner Unmittelbarkeit nicht selber ist; und seine Welt ist in ihm, ein gedankliches Anderssein des eignen Selbstes. In diese seine innere Welt schließt er auch die ganze Außenwelt ein, denn er ist das Bewußtsein der wesenden Natur und ihrer Wirkungen (25.) Zu dieser Außenwelt gehört aber nicht nur das, was außer dem menschlichen Leibe waltet, mit dem der Geist ein Eigenganzes bildet, sondern auch der Leib selber mit dessen verschiednen Stoffen, Bewegkräften, Lebens- und Seelen-Erscheinungen. Diese insgesammt sind wesenhaft eins und dasselbe mit seiner Verwandtin, der Natur.

Da der Geist nicht das Ich-All, nicht die Natur selbst ist, sondern sich seiner Erregung durch Sinnesgewahrungen bewußt ist, kann er eben so wenig das Wirkende außer ihm, als das Sein der Wirkungen, oder der Außenwelt, läugnen, deren Gleichartiges und Abbildliches, im Bewußtsein, die Vorstellungen davon sind.

Die Außenwelt, wenn schon in ihm nur gedanklich, ist doch außer ihm erscheinend, als Naturwirkung. Der Mensch bewegt sich als Körper; lebt als Gewächs; empfindet als Beseeltes; und das Empfundene, Gewahrte und Gefühlte kennt er urgewiß,

als etwas an sich selber Ungedankliches, oder daß es nicht Vorstellung allein sei.

Aber anderseits ist eben so gewiß, daß die Sinneserregungen nur in den Sinnen selbst vor sich gehn; daß Bitterkeit und Süßigkeit des Geschmacks und Geruchs erst im Reiz der Nerven empfunden sind; daß die Klänge und Töne nicht außerhalb den Ohren für sich wandeln, sondern erst inner dem Gehör werden, was sie, als Empfindung, sind; daß die Farben Erregtes im Sehsinne sind (wie sie denn auch bei geschlossenen Augen, vermittelst des innern oder Leibeslicht, erscheinen können); daß der Schmerz einer Wunde nicht im Schwerte liegt, das sie schlug, sondern durch Verletzung des Lebensgebildes im Seelischen geweckt wurde; — mit einem Worte: daß alles Gewahrte und Empfundene nicht außer den Sinnen, sondern inner denselben, wird.

Das Erregende, oder das ins menschliche Eigenganze Einwirkende, ist wie in, so außer demselben, wesend; und das Erregte ist nur Anderssein und Gleichartiges des Erregenden. Daher gehn wir Geister mit dem Wesen der Dinge außer uns selber um; wir verkehren nicht mit einer Scheinwelt, nicht einmal mit den Erscheinungen, sondern durch die Erscheinungen (oder Erregungen) inner den Sinnen, mit der Natur selber, die in ihrer Unmittelbarkeit unsichtbar, unhörbar, unertastbar ist, und nur in ihrer Mittelbarkeit (oder vermittelt durch Erregungen des Seelischen) sinnlich dasteht; also das Anderssein ihrer, als Welt. Im geselligen Gespräch verkehren wir nicht mit der Stimme, nicht mit den gehörten Worten, nicht mit den Gedanken des Redenden, sondern durch Worte und Gedanken mit dem unsichtbaren, unhörbaren Geist des Redenden.

Da jedoch jede Wirkung das gleichartige Anderssein ihrer Ursache, jede Erscheinung ein Abbild des Wesenden, die Welt ein Ausdruck der Natur in unserm Bewußtsein ist: so entsteht im all-

täglichen Leben keine große Gefahr durch die Selbsttäuschung des gemeinen Verstandes, wenn wir die Welt mit der Natur verwechseln, das im Sinn Erscheinende mit dem Wesenden, die Wirkung mit der Ursache, und dasjenige, was wir in uns empfinden, für sachlich so (als Wirkung) beschaffen außer uns vorhanden halten.

Wie im gedanklichen Vonsich- und Andermwissen unsers Geistes die Erfüllung seines wesenden Wissens besteht, so besteht im Wissen von der erschienenen Natur sein erfülltes Wissen der wesend vorhandenen Natur. Die sogenannten Eigenschaften der Körper (der Erscheinungen) sind also Wirkensartungen, oder Gleichartiges des Ur- und Sachlichen.

---

**27. Verwandtschaft des Geistes mit der Natur. Urgesetze des Wirkens.**

Mit welchem Rechte dürfen wir aber die innere Nothwendigkeit, welche unsre Gedanken regelnd beherrscht, oder das Gesetzthum unsers Erkennens, auch zum Gesetz und zur gleichen innern Nothwendigkeit des Seins oder Wesens von dem machen, was außer uns vorhanden wohnt? Könnte nicht im Wesen der Dinge außer uns ein Zustand möglich sein, welcher ganz und gar nichts mit unsern Verhältnißvorstellungen von Zahl und Beschaffenheit, von Ursache, Einheit u. dgl. m. gemein hätte? Kurz, wer bürgt für die Gleichheit unsrer Erkenntnißgesetze mit den Gesetzen, die vielleicht im geheimnißvollen Innern dessen walten, das außer dem Geist ist?

Ich könnte entgegenfragen: Vernichtet sich nicht ein Zweifel, wie dieser, schon durch sein eignes Werden? Indem du also fragst, dehnst du selber wieder den Gesetzkreis deines Denkens auf das aus, worauf ihn ausdehnen zu dürfen, du bezweifelst. Du

sprichst von „Möglichkeit, Zustand, Verhältniß“ u. s. w. des Draußen, während diese Begriffe noch erst aus dem Grunde des Geistes erwachsen sind. So stämmt sich dein Zweifel auf das Bodenlose des sich selbst Widersprechenden, indem er, um gedacht werden zu können, Bestimmungen, deren Sein im Draußen eben das Zweifelhafte sein soll, auf das Draußen überträgt und anwendet.

Sobald du einerseits das schlechthin Nothwendige und Urgewisse in den Denkgesetzen eingestehen, anderseits das Dasein von Etwas außer dem Geiste anerkennen mußt: so könnte nur dann ein Zweifel gegründet heißen, wenn er durch irgend einen Widerspruch des Draußen mit dem Gesetz des Erkennens erregt wäre. Aber seit Erfahrung der Sterblichen besteht, gelangte noch keine einzige erwiesene Thatsache von der Außenwelt zu ihr, worin sich eine Ungleichheit des Gesetzthums der Natur und des Geistes, das heißt: die Undenkbarkeit der Thatsache dargeboten hätte. Allenfalls könnten wir die theologischen Wunder der Völker alter und neuer Zeit ausnehmen, wenn nicht selbst diese wieder auf eine gewisse Art vernunftgemäß, als Einwirkungen eines Gottes oder Teufels erklärt worden wären, das ist eine unerwiesene Thatsache durch eine unerwiesene Ursache.

Vielmehr beurkunden zahllose Ereignisse, und die in Erfüllung gegangenen kühnen Vorausberechnungen und Weissagungen dessen, was noch in keiner Erfahrung lag, die Uebereinstimmung der Erkenntnißgesetze mit den Gesetzen der Natur. Jene naturwidrige Lücke sogar im Verhältniß der Planeten-Abstände, auf welche zwischen Mars und Jupiter die ältern Sternkundigen längst hingedeutet hatten, ward, mit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, durch die Entdeckungen eines Piazzi und Olbers ergänzt.

Ohne Gleichartigkeit des Geistes mit der Natur wäre

ein gegenseitiges Einwirken beider schlechthin undenkbar. Wir könnten nicht absichtlich gewisse Erscheinungen in ihr hervorrufen, nach ihrem eignen Gesetzthum, das uns durch Erfahrung kund ward; sie könnte hinwieder nicht unser Gewußtes sein, durch ihr Erregen unsers Wissens. Sie also wirkt nothwendig auf uns ein, nicht auf unser Gedankliches, sondern auf das in uns denkende Wesen. Wir wirken anderseits auf sie ein, nicht auf ihre Erscheinungen, sondern auf deren Ur- und Sachliches. Der wesende Geist steht also mit dem Wesen in den Erscheinungen im Verkehr. Und eben durch diesen Verkehr offenbaren sich Geist und Natur, als Urverwandtes im göttlichen All, als schlechthin Untrennbares, als sich im gegenseitigen Erregen gegenseitig erfüllend und vollendend zu dem, was Beide wesenhaft sind. Denn ein sich unbewußt vorhandenes All stände gleich einer Nicht-Vorhandenheit da; und ein Wissen ohne Gewußtes wäre dem Nichtwissen gleich. Der Geist, das Bewußtsein der wesenden Natur, kann dies nur sein, indem das Gesetzthum ihres Wirkens dem Gesetzthum seines Erkennens gleich ist.

Eingekleidet in alle Wirksamkeitssphären der Natur, gleichsam eine Gesammtnatur in der Einheit des menschlichen Eigenganzen, empfängt der Geist alle Veränderungen in diesem, nur als Fortsetzungen des Aenderns außerhalb desselben. Und die Natur offenbart ihm durch solche Einwirkungen nicht diese, sondern durch sie, sich selber. Gleichwie das menschliche Wort nicht das Wort, sondern ein Höheres darin, nämlich den Gedanken des Denkers offenbart: so sagen auch die mannigfachen bewegten Stoffgebilde Höheres aus, als sie für sich selbst in der Sinneserregung sind, nämlich das Wesende, was kein Aug' und Ohr vernimmt. Das Endliche spricht das Unendliche, das Tausendfältige die Einheit, die Erregung den Erregenden im Erregtgewordenen aus.

Wenn wir noch häufig im Urtheil über das Einzelne in der

Natur irren, so rührt dies nicht von der Ungleichheit ihres und unsers Gesetzthums oder Wesens, sondern daher, daß wir ihre Sprache noch nicht ausgelernt haben und viele ihrer Wörter falsch verstehen.

Wäre der Zusammenhang der Dinge, wären Weltordnung und Naturgang, nur Frucht unsrer eigenen Denknothwendigkeit, also daß wir jene Einheit, die wir Vollkommenheit und Zweckmäßigkeit nennen, erst aus uns in das Reich des Erscheinenden hineintrügen, freilich, dann wäre unsre Erkenntniß keine Erkenntniß, sondern Trug; unser Wissen von etwas Anderm außer uns, nur Wissen des, was wir selbst wirkten. Der Zusammenhang zwischen der Natur und dem Geiste wäre aufgehoben. Wir würden Götter sein und außer uns Chaos; oder wohl das wesende Nichts, dies sich selbst Widersprechende eines wesenlos Wesenden (25.), welches wir in uns zur wundervollen Herrlichkeit entfalten, gestalten und ordnen.

Aber der menschliche Geist ist in der Natur; eben darum ist die Natur in seinem Wissen. Eins mit ihr, sind unsre Erkenntnisse am Ende nur bloße Anerkennungen des Vorhandenen.

Auch der gemeine Menschenverstand aller Zeitalter hat, im Wandel der Dinge, jene unwandelbare Ordnung erblickt, der gemäß die Veränderungen des Erscheinenden erfolgen. Er nennt es die allwaltende Naturnothwendigkeit; und diese ist wieder nichts anders, als das Gesetzthum oder Wesen der Dinge. Der Naturnothwendigkeit steht die unwandelbare Erkenntnißnothwendigkeit gleichartig gegenüber, der gemäß Alles, als Mannigfaltiges und Bewirktes, nach dem Zahl- und Beschaffenheitsverhältniß (10.) zu einander steht, und in Einheit und Ursach zusammenfällt. — Ohne beiderlei ewige Nothwendigkeit und deren Gleichartigkeit wäre kein Kennen und Erkennen, kein

Wissen eines Gewußten möglich. Ohne Wandellosigkeit des Gesetzthums der Natur, müßte der Geist in ewiger Irre schweben unter dem Scepter des Zufalls oder der Willkür. Es würden die Kennzeichen der Dinge nie dieselben sein; die himmlischen Weltkörper schwärmten in unzuverläßigen Bahnen; Feuerflammen könnten auch zu Eiszapfen erstarren und Töne geschmeckt werden.

Doch statt dergleichen Gedanken, oder Ungedanken, weiter zu verfolgen, frag' ich lieber: Was könnte uns bewegen, das Dasein dessen, was, als ein nothwendiges Wissen, in der geistigen Wesenheit liegt, nämlich das Wirken, mithin die Verknüpfung von Ursach und Wirkung, außer uns zu läugnen, oder auch nur zu bezweifeln, da wir die Einwirkungen des Draußen auf unsern Geist weder läugnen noch bezweifeln können? — Auch ist das, was wir Erkenntnißgesetz nennen, nicht etwa eine bloße nothwendige Regel, uns den Zusammenhang der Dinge vorzustellen, sondern das Ursachliche und Thatsachliche des Geistes; es ist seine Wesenheit selber. Er selbst ist Ursach und wird sich im Wirken gegensätzlich zur Thatsache in seinen Wirkungen.

Oder möchtest du mich noch fragen: wie denn das Wirken möglich sei? Wie es zugehe? — Daß du denkst, bedarf, als eine Thatsache keines Beweises, die sich durch ihr Dasein, als daseiend, ausweiset. — Wie es zugehe, daß man denken, daß ein Wesen wirken könne? Die Antwort müßte eine Beschreibung dessen werden, was in sich, ohne Verschiedenheit, eine schlechthinige Verhältnißlosigkeit ist. Erst durch die Wirkungen, wenn sie da sind, wird zugleich das Unterscheidbare, mithin Beschreibbare.

Im Denken wird sich der Geist ein andres Ich, ein Gedankliches; und die Natur wird sich eine Welt. Das Gedachte, wie die Welt, als Veränderliches aus dem Beharrlichen hervorgetreten, sind das Bedingte im Bedingenden ihres Wesens; ein Gleichartiges; ein Gegensatz des Wesens, zu dem dasselbe von sich geworden

ist; eine Erfüllung der Ursach, ohne welche die Ursach nicht Ursach wäre.

Alles Wirken nannte ich, um es zu versinnlichen, ein Insich-abstoßen oder Auseinandergehn des Gleichen zu Gleichartigem (16.), und ein gegenseitiges Sichwiederanziehn des Gleichartigen zum Gleichen oder zur Einheit. Dies Scheiden und Vereinen, dies Werden und Auflösen des Gegensätzlichen finden wir im Spiel der Gedanken, wie der Naturerscheinungen erkennbar. Es ist Wesens- oder Wirkensnothwendigkeit.

Wir könnten daher das Gesetz der Abstoßung und Anziehung füglich das Urgesetz alles Wirkens heißen.

Da aber jedes Einzelne, was im Gegensatz zu einem Andern gleichartig geht, für sich selber wieder Einheit und in sich ein Ununterscheidbares oder Gleiches ist, solches aber (eben weil es Gegensatz des ur- und sachlich Beharrenden ist) nicht bleiben kann: so wird sich das Wesende in den Einzelnheiten abermals gegensätzlich und so ins Endlose fortschreitend; wird, im Wirken der Natur, das All der Dinge; eine gränzenlose Verkettung näher oder entfernter verwandter Gegensätze, die endlich eben so, wie sie ihren Einheiten entsprangen, wieder in dieselbe zurückkehren.

Diesen Uebergang vom Gleichartigen zum Gleichartigen könnte man das zweite Urgesetz alles Wirkens, oder das Gesetz des Geistes- wie des Naturganges beim Wirken nennen, wenn es eigentlich nicht schon im vorhin Ausgesprochenen läge, und eins und dasselbe mit ihm wäre.

Ungleichartig ist, was sich nicht in einer und derselben Einheit, oder sich nicht in Einheiten mittelbar verwandt ist, welche unter sich gegensätzlich stehen. — Die Ungleichartigkeit wird zur gänzlichen Ungleichheit, wenn die Verwandtschaft die entfernteste ist, oder das Sein zugleich Nichtsein, Nichtwesendes zugleich

Wesendes sein soll. Das Ungleiche kann nicht mit Ungleichem unmittelbar in Einheit treten. Es ist das Unvereinbare, d. i. sich, als Einheit, Widersprechende.

Doch auch das Eine und Gleiche, eben weil es schon Einheit ist, kann nicht mehr vereint werden, als es schon ist, und muß daher zum Anderssein in sich abstoßend wirken, wenn ein Aendern stattfinden soll.

Mithin könnte man die Unvereinbarkeit des Ungleichen und des schlechthin Gleichen als drittes Gesetz des Wirkens gelten lassen; doch auch dieses ist schon im Vorigen ausgedrückt, und steht hier nur verneinungsweise gestellt.

Diese Urgesetze der Natur, welche die Welt überall in der menschlichen Gesellschaft ausspricht, sind aber, weil der Geist wesenhaft das Gleichartige der Natur ist, auch die Urgesetze des Denkens. Du wirst im Gesetz der Abstoßung und Anziehung, des Uebergangs vom Gleichartigen zum Gleichartigen und der Unvereinbarkeit des Ungleichen und schlechthin Gleichen den bekannten Satz des Widerspruchs der Uebereinstimmung und des zureichenden Grundes wieder erkennen; gleichwie sich alle Erscheinungen nach dem Erkenntnißgesetz des Zahl- und Beschaffenheitsverhältnisses (10.) zur Einheit ordnen.

Aber ich fürchte, durch beständige Wiederholungen zu ermüden, und nur mit neuen Worten zu verdunkeln, was in frühern hell gewesen.

In der Betrachtung des bunten Reichs der Dinge um uns her gewinnen wir unläugbar durch Erfahrung eine Doppelgewißheit. Einerseits lehren uns die fünf Sinne, daß Alles in der Welt Gränzen habe, Alles endlich, Alles wandelbar sei. So gewiß dieses ist, eben so gewiß steht anderseits die Erfahrung: daß in den Veränderungen der Welt nichts gewiß und beharrlich sei, als eben das Aendern selber; und daß in der Begränztheit der Stoff-

gebilde nichts Unbegränztes sei, als das, was sie umfaßt, der Raum, welcher sie trägt, und welchen, wenn wir auch Alles in ihm hinwegdenken, wir doch nie hinwegdenken können, obgleich wir ihn nicht, sondern die Materie, welche ihn erfüllt, mit den Sinnen gewahren.

Von diesen beiden Erfahrungen ist die erstere rein sinnlich, oder mittelbar erworben; die andere hinwieder, zwar auf jener ruhend, ich möchte sagen, eins mit ihr, ist eine übersinnliche, unmittelbar von etwas, das kein Sinn gewahrt. Der Geist erfährt und schaut, wenn ich mich so ausdrücken darf, gleichzeitig, wie vermittelst der Sinne die wandelbaren Erscheinungen, so auch durch sich unmittelbar selber, also auf nichtsinnliche Weise, das unwandelbar darin Wesende. So ist uns, indem Wesen nur auf Wesen wirkt, im Endlichen zugleich das Unendliche erfahrungsweise gegeben. Durch die Vergänglichkeit der Welt strahlt uns die Unvergänglichkeit der Natur, aus der Zeitlichkeit das Ewige, und aus den uferlosen Räumen der Himmel, das Allgegenwärtige. Die Welt ist der wandelbare Gedanke der Natur, und die stoffischen Gebilde aller Art sind die Wörter, worin sie ihre Gedanken hüllt für den Sinn der Menschen. Aber den Gedanken versteht nur der wissende Geist.

# III. Stoffgebilde.

**28. Sachlichkeit (Realität) der Natur. Stoffisches.**

Indem die Natur sich äußert, d. i. aus ihrer Urheit hervortritt zu ihrem Anderssein, erscheint sie, im Gegensatz von ihrem Sachlichwesen (Realen), als Stoffisches des Weltalls; und in ihrem Wirken, als Bewegendes (Aenderndes). Wir wollen uns aber unter Stoffischem (oder Materiellem) nicht schon den verkörperten Stoff vorstellen, sondern das, woraus Körper erst gebildet werden. —

Das Sachlichwesende ist in sich das Unbestimmte, Unendliche. Somit trägt dessen Anderssein, die Welt, in ihrer Gränzenlosigkeit für uns das Gepräge der Allgegenwart der Natur. In der Allwesenheit derselben, weil sie kein Endliches ist, besteht keine Umgränzung, keine Bedingung, in der sie selber enthalten wäre; keine Lücke; kein der bloßen Gedankenwelt des Geistes erborgtes Nichts; und somit erscheint auch der Stoff, als Erfüllung des Ur-Sachlichen, dem Wesenden Gleichartiges, ohne Umgränzung, ohne Lücke (ohne Nichts), als ein nirgends umufertes Weltall.

Diese Allgegenwart des Stoffischen, des Trägers aller übrigen Erscheinungen der Natur, machte den Sterblichen, auf untern Stufen seiner Entwickelung, oft geneigt, das in seinen Sinnen Erregte für das Erregende selbst zu nehmen; gleichsam das Zeichen mit dem Bezeichneten, das Götterbild mit dem Gott zu verwechseln; überall nichts für wirklich und sachlich vorhanden

zu halten, als was vor den Sinnen stoffisch daliegt und aus mittelbarer Erfahrung (12.) gekannt wird. Leben doch auch noch in unsern Tagen kenntnißreichere Männer, die sich nicht vom Sinnenschein loswinden können und jeden Beweis für die Vorhandenheit eines Wesenden unvollständig finden, dem, zur gedanklichen Gewißheit, Erfahrungen durch die Sinne (zu den subjektiven, die objektiv zureichenden Gründe) abgehn. Sie kennen, oder anerkennen, die höhere, unmittelbare Erfahrung des Geistes nicht, die alle Geister lehrt, was keiner der Sinne lehrt und lehren kann.

Daher sollen wir das Alterthum nicht hart tadeln, wenn es sich seine Gottheiten aus einem unendlich zarten Stoff gebaut vorstellte; oder jene spätern Philosophen, welche die Materie für das Alleinwesenhafte hielten, dem Alles, selbst der menschliche Geist, und der erhabenste seiner Gedanken entblühe.

Das Weltall, das Abbild der allgegenwärtig sachlichwesenden Natur, muß nothwendig, wenn auch die Sinne es verneinen könnten, ein Gränzenloses sein, weil der Geist sie, als das Unbedingte, Unendliche erkennt, und er das der Natur Gleichartige, ihr Bewußtsein ist. Er bestätigt nicht die Aussagen der Sinne; sondern umgekehrt, diese müssen zuletzt immer nur bezeugen, was schon sein allgemeines, unabwehrbar-nothwendiges Wissen ist.

---

## 29. Stoffruhe. Bewegkraft.

Wie das gränzenlose, in sich ruhende, materielle Weltall die unwandelbare Beharrlichkeit des Sachlichwesens der Natur darstellt: erscheint, gegensätzlich von dieser Beharrlichkeit, ihr Wirken oder Aendern (in ihrem Anderssein), als das Bewegen. Und eben durch dieses steigt, in diesem Anderssein des Wesenden, aus dem Schoos des Unendlichen, das Endliche; aus dem Gränzenlosen das Begränzte; aus dem Unbedingten das Bedingte; aus dem Be-

harrlichen das Vergängliche hervor, und doch untrennbar Eins und Dasselbe mit dem Ur- und Sachlichwirkenden.

Die Ruhe des Stoffischen wird durch Bewegung, als durch sein Gegensätzliches, beschränkt, und das Bewegen wieder durch die Stoffruhe. Mit dem Gegensatz selbst ist schon ein Mannigfaltiges in der Erscheinung geworden, das sich gegenseitig zur Unterscheidbarkeit eingränzt. Der Stoff und das Bewegen, wenn auch unterscheidbar, sind dennoch, weil aus gleicher Einheit hervorgegangen, das wesenhaft Untrennbare. Der Stoff ist das Bewegbare; hinwieder das Bewegende, welchem wir, im gemeinen Leben, auch das Wortzeichen der Bewegkraft zu geben pflegen, das Bestoffbare. Wir kennen keinen unbeweglichen Stoff, und keine Bewegung ohne Stoff.

---

**30. Raum und Zeit. Endlichkeitsbedingungen.**

In beiden wird also die allbedingende, allgegenwärtige oder unbegränzte Natur das Begränzende, oder zur Endlichkeit Bedingende des Stoffischen. Die Bedingung zur Endlichwerdung des Stoffes ist der Raum. Eben so wird die ewigwirkende Natur, in ihrem Anderssein, das Bedingende des Bewegens. Die Bedingung, oder Beschränkung zur Endlichwerdung des Bewegens, ist die Zeit. Der Raum verhält sich mithin zur Allgegenwart, oder Gränzenlosigkeit, wie die Zeit zur Ewigkeit.

Wir können uns daher keinen Stoff ohne Raum, keine Bewegung ohne Zeit vorstellen, weil wir uns kein Bedingtes, als ein Unbedingtes, kein Endliches, als Unendliches, keinen Widerspruch in sich selbst, als möglich vorstellen können. Denken wir Stoff und Bewegung, oder Raum und Zeit hinweg; so denken wir damit alles Endliche hinweg, und es bleibt uns nur das unwandelbar Allgegenwärtige und Ewige, d. i. das Unendliche.

Aber dieses Allumfassende können wir uns nicht hinwegdenken, wenn wir alle bewegten Stoffgebilde aus unsrer Vorstellung verschwinden lassen, weil der Geist sich nicht selber hinwegdenken, sich nicht selbst als wissend-wesendes Nichtsein wissen kann, und weil das Gleichartige seines Gesetzthums, dasjenige der Natur ist (25.).

Der Raum ist also nicht das Allgegenwärtig-Sachliche; sondern ein das Stoffische Begränzendes, die Bedingung, wodurch das Einzelne endlich wird; ist gleichsam der Rahmen des Stoffischen, wodurch dasselbe das in der Vorstellung Unterscheidbare wird. Eben so ist die Zeit nicht das Ewige selbst; sondern das im Ewigen Bedingte, Endliche, wodurch allés Aendern und Bewegen für uns Unterscheidbares wird. Beide, Raum und Zeit, sind mit den Erscheinungen selbst gegeben, d. h. die Gränze nothwendig zugleich mit dem Begränzten, weil dieses, ohne jene, nicht erscheinen könnte. Auch das Thier unterscheidet Räumliches und Zeitliches durch die Sinne, als Mannigfaltiges, nach dessen Begränzungen.

Wir empfinden mit den Sinnen weder den Raum, noch die Zeit an sich, sondern nur den Stoff und die Bewegung in beiden, d. i. das Bedingte in seiner Bedingung zur Endlichkeit. Deshalb aber sind Raum und Zeit auch nicht bloß von den Erscheinungen abgezogene Begriffe (wenn gleich sie rein gedanklich, wie Begriffe, vorgestellt werden können). Sie sind keineswegs von Merkmalen und Verhältnissen der Dinge genommen, sie in sich fassende Einheitsvorstellungen; denn alle Merkmale und Verhältnisse der Dinge sind selbst, erst durch ihre Unterscheidbarkeit, also durch ihre Endlichkeit (d. i. durch Raum und Zeit) möglich. Eben so wenig ist Raum und Zeit eine bloße Form des Seelischen, für sinnliche Anschauung; denn auch das Uebersinnliche, sobald es Gedachtes wird, ist damit ein Begränztes, Unterscheidbares, Zeitweises geworden.

Im alltäglichen Sprachgebrauch nimmt man den Stoffraum, und den Zeitraum, gewissermaßen, wie Behälter vom Inhalt des Stoffischen, oder der Veränderungen und Bewegungen. Und in der That sind alle Dinge behalten inner ihrer Bedingung. Oft wird auch das, was die Umgränzung (die Bedingung zur Endlichkeit) erfüllt, selbst Raum genannt, und man spricht von den „Gränzen des Raums", wo man von den Gränzen des Inhalts sprechen sollte. Doch diese Ausdrücke zu erläutern gehört hier eben so wenig her, als der reine Raumbegriff des Mathematikers, der dabei von allem Inhalt absieht; oder als der leere Raum des Physikers, der, in Bezug auf eine oder andre Stoffart, von ihr rein ist. Ein unbedingt leerer Raum wäre ein Begränztes ohne Gränze.

---

## 31. Das Nebeneinander und Nacheinander der Dinge.

Die sachliche Allgegenwart der Natur stellt sich uns, in ihrem Erscheinen, als das Außer- und Nebeneinander des Stoffischen dar, welches man das Ausgedehnte im Raum nennt. Dieses ist wieder nichts anders, als das in seiner Bedingung Bedingte und Endliche. Nähe und Ferne im Räumlichen sind nur beziehungsweise Verhältnisse des Unterscheidbaren im Allvorhandnen. Wäre in diesem nichts unterscheidbar, also nichts begränzt: so würde keine Nähe, keine Ferne bestimmbar sein.

Wie das Nebeneinander des Stoffischen die Erfüllung der ursachlichen Allgegenwart der Natur ist, so wird das Nacheinander der Bewegungen und Veränderungen, d. i. die Zeitfolge der Dinge, die Erfüllung des Ewigen. Das Räumliche tritt von seiner Höhe (oder Tiefe) gegensätzlich in seiner Länge und Breite aus einander; das Zeitliche aus seiner Gegenwart in Vergangenheit und Zukunft. Gleiche Raum-

größen haben gleichviel Stoff, weil des Raums nicht mehr, als des Stoffs, der Gränze nicht mehr, als des Begränzten sein kann.

---

**32. Warum das auf Erscheinungen der Natur angewandte Vernunftgesetz das Ansehn eines Naturgesetzes trägt?**

Eh' ich mir aber erlaube, einen Schritt weiter zu gehn, und von der Verkörperung des Stoffischen zu reden, scheint es mir nicht unnöthig, noch einmal daran zu erinnern, warum die auf Naturerscheinungen angewandten Vernunftgesetze das Ansehn von Naturgesetzen haben können (27.), denen sich alle Erfahrung zu unterwerfen hat, und zwar in dem Grade, daß, beim Widerspruch zwischen dem Gesetz und der Erfahrung, nicht das Gesetz, sondern die Erfahrung, als Irrthum, verworfen werden müsse?

Wenn die Naturforscher nicht geradehin mit gewissen Theologen gemeine Sache gegen den Werth der Vernunft in Erfahrungs- und Glaubensangelegenheiten machen wollen, werden sie ihr wohl ein Plätzchen bei ihren Schmelztiegeln und galvanischen, oder elektrochemischen Apparaten einräumen, und nicht die Erfahrung hoch über alle Gesetze der Erkenntniß erhöhen. Und wenn sie am Ende auch die Gleichartigkeit des Geistes und der Natur, beide als Wesendes, oder daß der Geist, in seinem Wissen, das Bewußtsein der Natur sei, nicht gelten, oder etwa dahin gestellt sein lassen wollten: so werden sie doch eingestehen müssen, daß sie, ohne Vorhandenheit der Erkenntnißgesetze des Geistes, gar keine Erfahrungen machen könnten. Sie werden nicht läugnen, nicht einmal zweifeln, daß sie vermittelst ihrer Sinnesempfindungen von äußern, oder stoffischen Gegenständen, überall nichts gewahren, als deren Ausdehnung, Form, Farbe, und deren auf einander folgenden, gewöhnlichen, oder ungewöhnlichen Veränderungen. Selbst was sie darin Wirkung und Ursprung nennen, ist Sache und Zugabe des Geistes, Fol-

gerung aus dem Gesetz des Erkennens, dem die in Gedankliches verwandelten Naturerscheinungen nothwendig unterworfen bleiben. Ohne solches Gesetz würde ein Lavoisier, ein Berzelius, so wenig, als ein vernunftloses Thier, Versuche anzustellen, im Stande sein.

Allerdings gehören zur Erkenntniß der Natur sinnlich gegebene Erscheinungen. Ohne Kunde vom Daseienden oder Bewirkten ist kein Wissen von demselben möglich. Das Mangelhafte der Erkenntniß von Thatsachen gewährt mangelhafte Erkenntniß von Ursachen. Da diese aber zu jenen vom Gesetzthum des menschlichen Geistes gefordert werden, behelfen wir uns im Nothfall auch wohl mit Voraussetzungen von Ursachen, oder Verhältnissen (Hypothesen), um, für einstweiligen Bedarf, den Zusammenhang der Dinge zu erklären.

Alle Voraussetzungen zur Erklärung von Naturerscheinungen umspannen eine gewisse Summe von Erfahrungen und stützen sich auf dieselben. Sie haben darin einige Aehnlichkeit mit bloß abgezogenen Begriffen. Die Voraussetzung, so wie der abgezogene Begriff, kann bald zu weit, bald zu eng sein, und steht oder fällt mit neuen Erfahrungen und neuen Merkmalen, die übereinstimmend, oder widersprechend sind. Die eigentlichen, allgemeinen Naturgesetze, obgleich sie das im Dasein Erscheinende ebenfalls erklären, stehn von aller Erfahrung so unabhängig, wie das Gesetzthum des Denkens unabhängig vom Wechsel der Vorstellungen.

Freilich gelangen wir, durch Vorstellungen, erst zum Wahrnehmen des Denkgesetzes; und durch Erfahrung zur Vorstellung der allgemeinen Naturgesetze. Aber Erfahrungen können so wenig die Richtigkeit und Wahrheit der Naturgesetze, als Vorstellungen an sich, die Richtigkeit der Denkgesetze beweisen. Vielmehr wird die Richtigkeit der Erfahrung und aller Erkenntnißurtheile erst durch Uebereinstimmung mit der Vernunft (9.) und dem mit ihr gleich-

artigen, allgemeinen Naturgesetz, dargethan, die das Unwandelbare im Wandelbaren sind.

Das unabwehrbare Wissen vom Wesenden ist die Idee. Aber Erscheinungen in der Sinnenwelt, oder Vorstellungen von denselben, sind keine Ideen (wie Unendlichkeit, Heiligkeit, Zweckmäßigkeit ꝛc.), sondern nur Erfüllung der Idee (des Urgewissen) durch das Bedingte und Endliche in den Erscheinungen und Vorstellungen. Die Idee ist das Abbild des Geistigen im Vonsichwissen, also Gleichartiges vom wesenden Wissen, daher das Allgemeine, Nothwendige, Unbedingte, und alles Wechselnde, Besondre, Zufällige, gesetzgeberisch, bestimmend.

---

## 33. Der Urstoff. Grundstoffe.

Ich habe den Stoff, oder die Materie, als Erscheinung der sachlich wesenden Natur bezeichnet. Er wird aber im Wirken oder Aendern der Natur wieder in sich gegensätzlich (16.), und damit das Mannigfaltige in seinen Artungen. — Das allgemeinste erste Anderssein der Natursachlichkeit, gleichsam der erste Ausgang derselben von sich in Erscheinung, ihr reinstes Abbild, wird mit dem Namen Urstoff bezeichnet.

Der Urstoff, als reinstes Abbild der wesenden Sachlichkeit, also noch nicht in sich abermals zu neuen Gegensätzen aus einander getreten, ist (wie im Geiste die Vorstellung seines Bewußtseins) das in sich Ununterscheidbare, nur vom Wesen selber (gedanklich) unterscheidbar. Er ist also, als Wiederspieglung des Allgegenwärtigsachlichen der Natur, als Erscheinung desselben, das überall und unbegränzt Vorhandene. Im Wesen der Natur ist kein Ort; weil Ort ein Endliches, Begränztes, mithin nur im Mannigfaltigen der Erscheinungen ist. Sie weset allgegenwärtig: so denn ist auch der Urstoff das, Alles im Weltall, Erfüllende. Es ist kein

Ort ohne ihn, weil durch ihn das Oertliche, Endliche, Räumliche, im Nebeneinandersein, erst möglich wird, wenn er, in der Zeugung und Verkettung des Gegensätzlichen, das mannigfaltig Unterscheidbare geworden ist. Könnte durch die Erfahrung der Sinnenwelt ein schlechthin stoffleerer Raum (eine Gränze ohne Begränztes) nachgewiesen werden: so wäre nicht das Naturgesetz, sondern die Erfahrung, im Fehler und müßte von vorn herein, als Unmögliches, verworfen werden.

Als Erscheinung ist der Urstoff das Aenderbare, Begränzbare (29.); aber wird erst, in seinen fernern Gegensätzlichwerdungen, das Räumliche, Endliche, Unterscheidbare und Empfindbare. Die ersten Gegensätze, in welche der Urstoff in sich aus einander tritt, nennen wir Grundstoffe.

Die Chemie nennt alle, bis jetzt von ihr unzerlegten, Stoffe oder Bestandtheile des Körperlichen, Grundstoffe. Allein diese bisherige Unzerlegbarkeit ist weniger ein Beweis für die Aechtheit eines Grundstoffes, denn vielmehr ein Beweis für Beschränktheit menschlicher Kunst und Erfahrung.

In ihrer Urheit ist die Natur für uns wohl das Denkbare, aber nicht sinnlich Empfindbare. Eben so ist es für uns ihr unmittelbar erstes Anderssein, der Urstoff. Er ist das All erfüllende, in allen Artungen der Stoffe und Körper nur ein in sich änderbares Vorhandne. Die Grundstoffe, in denen er sich zuerst gegensätzlich, ein Verschiednes von sich wird, tragen unter sich, und mit ihm, das Gepräge des Gleichartigen, mithin als Kennzeichen: daß sie im Weltall die verbreitetsten in den meisten Stoffgebilden Vorhandnen, unter sich die verwandtesten und den Sinnen unempfindbarsten sind.

Empfindbar werden alle Stoffe erst in ihrer Verkörperung, oder Verdichtung; und diese erhalten sie erst durch ihre Vereintheit mit den Bewegkräften. Wer aber scheidet das Bewegende

von dem Bewegbaren? Wer scheidet wieder, in den verschiednen Artungen des Stoffischen, die verschiednen Artungen des Bewegenden? Wir können weder den Stoff allein und an sich, ohne die mit ihm verbundene Bewegkraft, noch diese für sich allein, frei vom Stoffischen, empfinden. Wie arm steht noch unsre Erfahrung da! Wer darf sagen, ob jener unsichtbare, sogenannte Aether, welcher, in scheinbarer, unendlicher Ruhe, den in ihm bewegten Milliarden Weltkörpern kaum erkennbaren Widerstand leistet, — ob er, sag' ich, unter den Stoffartungen eine der höchsten sei, aus welcher das Verdichtbarere stufenweis hervortritt und endlich zu einzelnen, dichtern Gebilden zusammenrinnt, welche wir Sterne, Sonnen, Erden, Monde, Kometen zu nennen pflegen? Oder wer scheidet, wer ordnet, jene ungewahrbaren Stoffe, welche der bewegenden Kraft des Lichts, der Wärme, des Magnetischen, Elektrischen, Galvanischen u. s. w. zur Grundlage dienten; in welchen sich die Bewegung des Lichts, der Wärme u. s. w. von Atom zu Atom, gegenseitig erregend, fortpflanzt; jene Stoffe, die für unsre Kunstwerkzeuge bisher unmeßbar, unwägbar, unsperrbar geblieben sind?

---

## 34. Die Urkraft. Grundkräfte.

In der Natur ist, ihr Sachlichwesendes und Wirkendes, untrennbare Einheit. Urstoff und Urkraft können wir uns gedanklich wohl unterscheidbar machen; aber wesenhaft sind sie untrennbar Eins. Wirken ist Aendern (15.); entweder Auseinanderweichen des Gleichen in Gleichartiges, oder Rückkehr des Gegensätzlichgewordenen, Gleichartigen, zur Einheit, aus der es hervorgetreten ist: Abstoßung und Anziehung. Wir gelangen also auf dem Wege der Chemie, durch das Scheiden der Stoffartungen, unmöglich zur Kenntniß des Urstoffs, sondern umgekehrt zu größerer Mannigfaltigkeit der Stoffartungen. Einst zählte man der so-

genannten Elemente nur vier; jetzt zählt man deren über ein halbes Hundert. Es wird eine Zeit kommen, wo man sie wieder in mehr denn hundert zersplittern kann. Die Einheit, in welcher alle Stoffartungen ununterscheidbar sich das Gleiche werden, und aus welcher sie, in fortgesetzt neuen Auseinandertretungen, als das Mannigfaltige, hervortreten, wollen wir Urstoff nennen; und eben so die Einheit, in welche alle verschiedene Artungen der Bewegkräfte wieder, als ein sich Gleiches, zusammenfallen, Urkraft heißen. Nicht die Pole des Elekters, des Magneten u. s. w., nicht diese aus demselben gewordnen Gegensätze und Gleichartigkeiten sind das Elektrische und Magnetische, sondern deren Einheit. Licht, Wärme, Elektrisches, Galvanisches, Gase, Metalloïden und Metalle beweisen sich schon durch ihre Mannigfaltigkeit, als Stoffartungen, aus denen Verkörpertes (oder den Sinnen Gewahrbares) zusammengesetzt ist; als aus einer Einheit entsprungenes Gegensätzliches, das in seine Einheit zurückgeführt werden könnte.

Die Erscheinungen in der Welt, sind, als Wirkungen, in ihrer Ursach, d. i. in der Natur, und erregen im Wesen des Geistes (daß er sich gegensätzlich wird) Gleichartiges, d. i. Vorstellungen davon. Das Wesen der Natur ist also untrennbar von ihren Wirkungen; ihre Wirkungen sind untrennbar von ihrem Ur- und Sachlichen. In der Erscheinung haben wir ihr Erstes, sich Gleichartiges, darin Gewordenes, Urkraft geheißen. Die Ewigwirkende tritt in derselben aber wieder gegensätzlich aus einander zu neuen Artungen ihrer selbst, die wir Grundkräfte nennen wollen. — Immer und immer müssen wir uns daran erinnern, daß die Wirkungen nicht außer ihrer Ursach, die Erscheinungen folglich nicht außer ihrem Wesen sind (20.), daß mithin das Sachlich-Wirkende der Natur, in allen Stoffen und allen Kräften immerdar wieder gegensätzlich wird, und damit eine Reihe von Artungen der Stoffe und Kräfte entsteht, die vom Gleichartigen zum Gleichartigen,

in auf= und absteigender Linie, übergeht, und die Unendlichkeit der Natur in ihren Wirkungen abspiegelt.

Die Aufhebung alles Gegensatzes, oder Erscheinens, wäre Aufhebung alles Wirkens der Natur, d. i. ihres Wesens. Dies, ungedenkbar, ist das unendliche Wirken ein unendliches, d. i. ewiges und allgegenwärtiges, Erscheinen der Natur, als Welt.

Der allgemeinste Ausdruck für das Erscheinen des Wirkens und Aenderns in der Sinnenwelt ist das Wort Bewegung. Ohne Bewegen ist kein Aendern, sondern beharrliches Insichgleichsein; allgegenwärtige, ewige Ruhe.

So wenig wir bis jetzt in der Naturkunde aber die reinen noch unverdichteten Grundstoffe kennen: so wenig vermögen wir auch mit Gewißheit die Grundkräfte, als solche, nachzuweisen. Wir nennen zwar ihrer viele. Wir bezeichnen sie, als das Ursachliche von den Veränderungen der Körper. Alle sind bewegend; alle durch Bewegung einwirkend (26.), alle werden durch Bewegung (durch Stoßen, Reiben, Schlagen u. s. w.) erregt und zur Thätigkeit in sich erweckt; in allen offenbart sich ein Mehr= oder Minder=Verwandschaftliches zu einander; aber wer erkennt ihre Ur=Einheit? Wer wagt ihren Stammbaum in allen Verzweigungen zu zeichnen? Wer hat Sicherheit, wenn die Chemie eine neue Artung des Stoffischen ausgeschieden zu haben meint, daß diese nicht bloß eine bisher unbeachtete Vereinigung des nämlichen Stoffes mit andersartigen Bewegkräften ist? Oder wer verbürgt, wenn der Physiker eine neue Artung der wirkenden Kräfte aufgefunden zu haben sich freut, daß er nicht mit der altbekannten spielt, die in eine andre Gattung des Stoffischen verlarvt, ihn täuscht?

---

**35. Dreifache Beziehung des Bewegens der Stoffe. — Verdünnung und Verdichtung der Stoffe. Atom. Körper.**

Alles Bewegen oder Aendern der Stoffe kann in dreifacher Beziehung gedacht werden:

Als Aendern der Bewegkraft in ihr selber, durch Abstoßung des Gleichen zum Anderssein, d. i. zum Gegensätzlichinsichwerden. Wir nennen diesen Zustand der Erregtheit, Spannung; und Gegensätzlichkeit im Erregtsein, Polarität.

Aendern der Bewegkraft durch Vereinung des Gleichartigen und Verwandten. Wir nennen, in der Wissenschaft, diese Erscheinung bald Anziehung (Attraktion), bald Wahlverwandtschaft u. s. w.

Aendern der Bewegkraft im Raume, oder Ortsveränderung. Diese letztere ist das, was wir im gemeinen Leben gewöhnlich und eigentlich durch „Bewegung" bezeichnen, und, mit den beiden andern Arten des Aenderns, fast immer gewahrbar, verbunden finden.

Da allen Stoffgebilden irgend eine der vielartigen Kräfte inwohnt, in welche die Urkraft auseinander gegangen ist, wird dadurch fort und fort das Insichruhn und Beharren des Stoffischen aufgehoben und hinwieder die Macht der bewegenden Gewalten durch Stoffruhe gezügelt. Wäre dem Auge des Sterblichen höhere Schärfe eigen, so würde er, ich zweifle nicht, in den starren Massen des Marmors, des Erzes und Diamanten selber, deren Bestandtheile in immerwährender Bewegung erblicken, wie es die Wellen des Meers und des Luftkreises, wie der Flug der Welten durch die Himmel, und das Gähren und Verwittern der festesten Körper, sinnlich gewahren lassen.

Das in sich Gleiche tritt in sich auseinander zu Gegensätzlichem; stößt sich ab (wie das Magnetische in Nord- und Südpol);

eben so stößt sich das Gleiche in dem Gegensätzlichgewordnen von einander ab (wie Südpol den Südpol, Nordpol den Nordpol); eben so einet sich das einander schlechthin Ungleiche, weil Unverwandte, nicht. Das Erscheinen dieses Auseinandergehns im Stoffischen nennen wir Verflüchtigung, Verdünnung. — Nur das aus einer Einheit gewordene Gegensätzliche ist sich in ihr verwandt, und tritt, in Anziehung zu einander, wieder in sie zurück (wie ungleichnamige Pole); eben so verbindet sich mehr oder minder Gleichartiges und Verwandtes mit einander; selbst einander schlechthin Ungleiches durch Zwischentritt von Gleichartigem und Verwandtem. Dadurch entsteht Verdichtung, den Sinnen empfindbare Verkörperung der an sich ungewahrbaren Grundstoffe. Sie erscheinen erst dann, als Stoffgebilde, oder Körper.

So mannigfaltig die Artungen der Stoffe und Kräfte aus ihren Grundstoffen und Grundkräften hervorgehn, und so mannigfaltig die Arten ihrer gegenseitigen Verwandtschaften und Beschränkungen sind: eben so mannigfaltig erscheinen die Artungen und Eigenthümlichkeiten der stoffischen Gebilde. Eben das aber ist die Majestät und Herrlichkeit der Natur, daß sie in der Höhe ihres Wesens, als ein Abglanz Gottes, das Unendliche und Eine, dasteht; und hinwieder nicht minder erstaunenswürdig und unergründlich, als ihr Anderselbst, für uns Erscheinung wird, wo sie aus ihrer Urheit, im Spiel zahllos verschlungener Wirkungen, hervortritt; wo das Endliche wieder ein neues Unendliches, und das Vergängliche ein andres Unvergängliches wird. Der schärfste unsrer Sinne ist zu stumpf, und die Macht der verwegensten Fantasie zu arm, uns das Bild des Kleinsten und des Größten im Raum vorzustellen. Aber was die Natur gebiert, das vermag auch der wissende Geist zu denken; er der höher, als die sinnlich gewahrende Seele steht. Möge er jedoch gedanklich die Theilbarkeit des feinsten Sonnenstäubchens verfolgen, oder die ewig zurückweichen-

den Gränzen des Weltalls suchen, worin die größten Sonnen wieder, wie Stäubchen, umherirren: überall begegnet er der Unendlichkeit.

Aber wir müssen, um uns zu verständigen, einen Namen für das einzelnste Bestandtheilchen des unempfindbaren Urstoffs selbst suchen, und nennen es, wie die ältern Denker, Atom. (Mag man es auch Monade, Molecule u. s. w. heißen; der Name ist todtes Zeichen).

---

### 36. Eigenganzes (Individuum). Spannungskreis der Kraft.

Das einzelne Atom des Urstoffs ist in sich die Einung des Urverwandten von Stoff- und Kraftartung; und indem es dadurch die meiste Anziehung zu sich selber erhält, wird es ein eignes Ganzes (ein Individuum) für sich. Diese innere Anziehung zum Werden eines Eigenganzen wird, als Zusammenhaftung (Cohäsion), von der Anhaftung (Adhäsion), oder Anziehung des sich, in verschiedenen Eigenganzen, Verwandten, wissenschaftlich zwar unterschieden; aber jene innere, wie diese äußere Anziehung sind eins und dasselbe an sich. Vermittelst der letztern bilden sich Atome zu größern Eigenganzen. Das sichtbare Staubkorn ist schon ein Atomenreich; eine Vergesellung mannigfaltiger Stoffe und Bewegkräfte.

So weit in einem Eigenganzen sich die Sphäre der Anziehung zu einem andern erstreckt, eben so weit reicht auch die Abstoßung. Es ist damit nichts anders gesagt, als jede begränzte Bewegkraft ist sich in ihrer Thätigkeit selbst gleich. Denn Abstoßung ist nur deren erste Anziehung, deren zweite Bewegungsweise (35.); beide bilden den Spannungskreis einer Kraft.

Setzen wir folglich ein Atom, als eigenganzes Kleinstes, so setzen wir damit zugleich den kleinsten Spannungskreis. Der Verein vieler Atome (zu einer Körpermasse) ist gleichsam eine kleine

Welt mehr oder minder verwandter Stoffe und Kräfte, die alle inner dem eignen Spannungskreis zu sich und andern wirken; während zugleich ihre Gesammtheit eben so einheitlich sich gegen Anderes in derjenigen Eigenthümlichkeit äußert, welche, aus Verbindung verschiedener Wirksamkeitsartungen, hervorgehen muß.

Alle Veränderungen, alle Ausscheidungen, welche die Chemie in den Körpern veranlaßt, bringt sie nur wieder durch Verdrängung von Stoff- und Kraft-Arten, vermittelst Einführung anderer, durch Wärme, Kälte, Licht, Dunkelheit, Tropfbares, Gasiges, u. s. w. hervor. Sie ändert die Erscheinungen, indem sie nur andre Mischungen, selbst in Darstellung scheinbar einfacher Stoffgebilde, gewinnt. Die Kunst des Menschen ist endlich; die Wirkungsweise der Natur unendlich. Aber auch das tastende Versuchen der Kunst, selbst ihre Verirrungen, sind lehrreich. Es gibt in der Wissenschaft keine verlornen Schritte. Durch Thatsachen allein werden die Vorstellungen vom Ursachlichen bewährt, oder entwerthet.

---

## 37. Hochstoff und Niederstoff. Hochpol und Niederpol.

Im geistigen Wirken, oder im Gedanklichen, ist jederzeit das Allgemeine, Allumfassende der höher gelegene Quell der darin auseinandertretenden Vorstellungen. So möcht' ich auch die dem Urstoff und der Urkraft näher gelegnen allgemeiner verbreiteten, stoffischen Gebilde, als die höhern, und die ihnen gegensätzlich entferntern, minderverbreiteten, in größerer Vereinzelung gefundenen, als die niedern betrachten. Ich möchte, zur Erleichterung im Ausdruck, dafür neue Namen erfinden; sie in Hochstoffisches und Niederstoffisches unterscheiden; eben so im polarischen Auseinandertreten der Einheit zu gegensätzlichen, gleichartigen Wirkensweisen (wie z. B. in Plus- und Minus-Elektrizität, d. i. + E und — E, Silber- und Kupferpol des Galvanischen, Nord-

und Südpol des Magneten u. s. w.), den Hochpol vom Niederpole unterscheiden.

Hochstoffische Atome (wie Lichtstoff, Elekterstoff und andre Träger allgemein im Weltall verbreiteter Kräfte) sind Minderverdichtbares, der Urheitlichkeit der Natur Benachbarteres, und wenn ich so sagen darf, Darstellung der ersten Bewegungsweise (35.), nämlich Auseinander-Weichen des in sich Gleichen; daher in vorherrschender Abstoßung in sich; — während die niederstoffischen Atome, Darstellung der zweiten Bewegungsweise, der Anziehung des sich Verwandten (daher größern Verdichtbarkeit) sind. Darum können wir uns auch das Hochstoffische, als das Urflüssige vorstellen, worin alle Weltkörper schweben; sich ihr Licht, ihre Anziehung und Abstoßung, von unaussprechlichen Fernen aus, senden; während das Niederstoffische, als das Verdichtbarere, nur das Luftförmige, Tropfbarflüssige und Feste zeigt, und uns mehr durch Erscheinung des gegenseitigen Anziehens beschäftigt, weil es eben vermöge desselben die größte Mannigfaltigkeit der einzelnen Stoffgebilde zeugt. So offenbart die Natur, wie im Besondern, wiederum im ganzen Weltall, den allgemeinsten Gegensatz, in welchem ihr Sachlichwirken auseinander geht.

Doch mit großer Schüchternheit nur wag' ich's, auf die Zusammenreihung des Stoffischen in jenem Auseinanderweichen desselben hinzudeuten. Noch sind unsre Erfahrungen zu gering und zu schwankend.

Wenn wir den himmlischen Aether, der Alles umfaßt und durchdringt, das Urflüssige, Undichteste, Gestaltloseste im Hochstoffischen das nennen dürfen, welches die Allbewegende Urkraft, in Anziehung und Abstoßung der Atome, wie der Weltkörper trägt, in welchem diese, als einzelne niederstoffische Funken schimmern: so ist der Licht-Stoff vielleicht das erstgeborne Kind des Aethers, der in schwerelosen, undichten Trägern, als Elektrisches, Elek-

trochemisches, Elektromagnetisches, Galvanisches u. s. w. auseinander artet.

Diese gleichartigern, aber tiefer abwärts stehenden Stoffe, mögen die gasigen sein, welche, in ihrer größern oder geringern Ausdehnsamkeit, beharren, und unter welchen wieder das Wasserstoffgas vielleicht, wie ein Hochpol zum niederpolischen Sauerstoffgas, steht. Das Dichtere, schon sperr- und wägbar gewordne, tritt in neue Gegensätze auseinander, oder in neue Verbindungen, zum Halbgasigen, zusammen, und in das Reich des Niederstoffischen ein, z. B. des Tropfbaren, Metallartigen und Metallischen.

Aber alles Körperliche, von dem wir Bewohner des Erdballs umringt sind, finden wir nur, als Gemische und Gemenge des Gewahrbaren und Ungewahrbaren, des Hoch- und Niederstoffischen. Daher die Verschiedenartigkeit ihrer sogenannten Eigenschaften, d. i. ihres verschiedenen Einwirkens auf unser Gewahren und Empfinden; daher ihre ungleiche Dichtheit, ihre allgemeine Porosität, ihre Geschmeidigkeit, Sprödigkeit (Elastizität) u. s. w.

---

## 38. Verhältniß der Erregbarkeit in Stoffen und Bewegkräften, Leiter und Nichtleiter.

In der gegenseitigen, mittelbaren oder unmittelbaren, größern oder geringern, oder fehlenden Verwandtschaft der verschiednen Stoff- und Kraft-Artungen, werden also Atome verkörpert; dann in den Sinnen der Menschen und Thiere empfindbar. Erst in ihrer Verkörperung werden die Atomenmassen unter sich, durch ihre Gränzen (oder Gestalten und Formen), unterscheidbar, und geben mit ihrer Begränzung die Empfindung des endlichen Ausgedehnten, und die Vorstellung des Raums, oder der Räume (30.), im allgegenwärtigen All. Aber sowohl durch die im Spiel der bewegen-

den Kräfte entstehenden Veränderungen der Stoffmassen an sich selber, als durch die Ortsveränderungen derselben im Raum, wird uns die Regsamkeit jener Kräfte gewahrbar, und, in ihrem Bewegen der Stoffe, die Vorstellung der Zeit kund (30.), oder des Endlichen im Ewigen. Das Verhältniß der Zeitgröße einer Bewegung, zur Raumgröße, die vom Bewegten zurückgelegt wird, belehrt den Sinn von der Geschwindigkeit der Bewegung und läßt auf den Grad der Erregtheit der zu oder wider einander thätigen Kraftartungen und auf die größere oder geringere Menge ihrer Atomenvereine schließen.

In keinem Atom kann die Bewegkraft geringer sein, als hinreichend ist, den Stoff mit sich zum Eigenganzen zu bilden; jedoch auch nicht größer, als erforderlich ist, um seinerseits von der Stoffruhe beschränkt werden zu können. Im Gleichgewicht beider ist die Thätigkeit beider gebunden (latent). Das Gleichgewicht wird gestört durch Erregung der Bewegkraft. Aber diese Erregung weckt zugleich den Gegensatz der Stoffruhe (29.), so daß jene durch diese wieder gemindert wird, bis das Gleichgewicht hergestellt ist. Stoff und Kraft jedes Eigenganzen hat also einen bestimmten (bedingten) Grad der Erregbarkeit. Durch die allmälige Abnahme der Erregtheit kann die stufenweise Beschränkung der Kraftthätigkeit, vermittelst der Stoffruhe ermessen werden. Darauf begründet sich die Gleichförmigkeit der von der Erfahrung bezeugten Gesetze der Bewegung, wie sie der Scharfsinn der Galiläi's, Keppler's, Newton's ꝛc. erspähte.

Ein Atom wirkt erregend auf ein gleichartiges anderes ein (26.), indem es in diesem die Kraft zur polarischen Spannung, zum Insichgegensätzlichwerden hervorruft. Das Erregen selbst ist ein Werden in der Zeit; ein Beginnen, welches nicht zugleich schon das Enden ist. So findet, bei fortdauernder Erregung, fortdauernde Erregtheit (oder fortgesetzte Verpflanzung der Bewegung) von einem

Atom in das andre, statt; und, bei anhaltender Erregung, steigende Erregtheit der Kraft.

Je gleichartiger (ihrer Beschaffenheit [10.] nach) die auf einander einwirkenden Atome in Stoff= und Kraftartung, sind, um so gleichartiger und schneller ist in denselben die Fortpflanzung der Erregungen. Sie sind gute Leiter der Kräfte, sagt man. Umgekehrt: je ungleichartiger jene sind, um so ungleicher sind diese in Stärke und Schnelligkeit. Die Bewegung des Sternenlichts durch die ätherischen Räume setzt sich daher schneller und stärker, als im Dunstkreis des Erdballs fort, und die Schall= und Stoßbewegung in dichtern Stoffen geschwinder und weiter fort, als in undichtern und ungleichartigern.

Aber auch nach dem Zahlenverhältniß (10.), kann die Erregung und deren Fortpflanzungsweise von Atom zu Atom verschieden sein. Denn die vereinten gleichartigen Kräfte von einer Mehrheit der Atome wirken nothwendig mächtiger auf die Minderheit ein; und bei entgegengesetztem Verhältniß umgekehrt. Eben dadurch wird die Wirksamkeits= oder Spannungssphäre großer Eigenganzen ausgedehnter, als der kleinern.

Was sich in Zahl schlechthin ungleich, oder in Beschaffenheit schlechthin unverwandt ist, unterbricht die Fortpflanzung der Erregung, oder hemmt die Bewegung und Thätigkeit der Kraft; wird zum Nichtleiter (isolirt).

---

**39. Urformen der Stoffgebilde durch Bewegkraft. Urheitliche Richtungen des Bewegens.**

Weil in jedem Atom, oder Eigenganzen, die Kraft mit dem Stoffe im Gleichmaße steht; und die Kraft wiederum sich selber, in Anziehung und Abstoßung, gleich ist (38.): so kann auch keine von beiden innern Bewegungsweisen größer oder kleiner, als die

andre sein. Es ist im Grunde abermals damit nichts anders gesagt, als: jedes Atom und jedes Eigenganze bildet in sich und zu Andern eine eigne Spannungsphäre, also, daß deren abstoßende Gewalt nicht weiter, als deren anziehende, sich im Erregen fortpflanzen kann.

Die ursprüngliche Bewegung des Anziehens und Abstoßens wäre, in ihrer Richtung, von Atom zu Atom, gradlinig, allseitig strahlend, wenn sie nicht durch fremdes Einwirken von dieser Richtung abgelenkt würde. Aber sie wird auch, schon durch die Beschaffenheit der Gegensätze, in welche die erregte Kraft auseinandertritt, von der graden Linie zur gekrümmten Richtung gelenkt, indem die gegensätzlichen Gleichartigkeiten (die ungleichnamigen Pole) wieder nach der Einheit zurückstreben, aus der sie sich geschieden hatten. Somit gestaltet sich jedes Stoffgebild ei- oder kreis- oder kugelförmig, wenn nicht störende Einwirkung hemmend eintritt; das heißt, wenn nicht die ihr Gebilde schaffende Kraft von Nichtleitern (vom Unverwandten) im Raum umgeben ist. Auch begegnen unserm Blicke alle (auf solche Art entstandnen) Körper in diesen Ur-Formen; Nebelbläschen, wie Sonnen, Planeten und andre Himmelskörper; thierische und pflanzische Samen, wie Wolken und andre Flüssigkeiten.

Indem jede erweckte Kraft, in gleichmäßiger Abstoßung und Anziehung, in ihr selber ringförmig wirkt (zwar gradlinig, allseitig, strahlend in der Abstoßung, aber in der gegenseitigen Anziehung der auseinandergetretnen Pole, wieder in gebogner Richtung; eben so durch die gleichweise Wirksamkeit der Abstoßung und Anziehung): so wird jedes Atom und jedes größere Eigenganze, bei erregter Kraft zu dessen Ortsveränderung, sich um sich selber bewegen, sobald es andern minder verwandtschaftlich, also ohne vorwaltende Anziehung, d. i. ohne Schwere ist. — So wird das Rollen der Weltkörper um ihre eigne Achse, wie die Drehung des

Räderthierchens, und des Dunstkügelchens, oder auch der Langkreis naturnothwendig, welcher der um einen Magnetstab gestreute Eisenstaub, durch fortgepflanzte Erregung seiner Kraft in den Stäubchen, dem Auge zeigt.

Stellen wir uns anderseits zwei Atome, oder Weltkörper, in gleicher Macht der Abstoßung und Anziehung zu einander, vor, also, daß kein drittes in ihre Spannungssphäre störend eingreift: so muß ihre Bewegung ein beiderseitiger Kreislauf um einander werden, weil sie sich, bei gleichmäßiger Abstoßung, weder einander nähern, noch, bei gleichmäßiger Anziehung, einander entfliehn können. Die sogenannte Zieh- und Fliehkraft der Weltkörper (unter dem Namen der Centripetal- und Centrifugal- oder Tangentialkraft bekannt) ist mithin eine und dieselbe, in ihrer gegensätzlichen Bewegungsweise.

Die vereinte Wirksamkeit mehrerer gleichartigen Atome in einem Eigenganzen ist, wie gesagt, mächtiger, als die einer vereinigten Minderheit derselben. Mit der verschiednen Größe der Spannungssphären also erfolgt ein stärkeres oder schwächeres Einwirken in größern oder geringern Fernen. Nichts aber wirkt ins Ferne unmittelbar, mit Ueberspringung der Zwischenglieder, sondern durch Uebergang vom Gleichartigen zum Gleichartigen; durch Erweckung des Gegensätzlichen und Vereinigung der ungleichnamigen Pole von Atom zu Atom. Das Weltall ist eine unendliche Verkettung der Gegensätzlichwerdungen von bestofften Kräften.

Alle Bewegung nimmt, verhältnißmäßig mit der Entfernung vom Quell der Erregungen, ab, weil von Atom zu Atom die Stoffruhe eines jeden die Bewegung mehr beschränkt, oder schwächt (29.), Newton drückte in den sogenannten Gesetzen der Schwere (oder der Weltenbewegung) das Verhältniß der einander fortgesetzt beschränkenden Ruhe und Bewegung zu den Entfernungen, in Zahlen aus.

Die gleichartigen Atome und Eigenganzen können, sammt ihren Spannungssphären, durch Gewalt eines größern Kräftevereins, räumlich beschränkter, oder zusammengedrängt werden, indem durch den Druck die ungleichartigen Atome zwischen ihnen entweichen müssen. In diesem Fall werden die verwandtschaftlichern Kräfte (weniger unter sich getrennt), in engerm Verein, stärker wirken (im Verhältniß der verminderten Ausdehnung einen vermehrten Grad der Gewalt empfangen). So stehn die Planeten, als niederstoffische Eigenganze, schwer (oder in Anziehung) zu sich selbst, und zur Sonne; aber unschwer zum Himmelsäther (in dieser Hinsicht isolirt). Sie sind mit ihren Spannungssphären so weit in die Spannungssphäre der Sonne hineingezogen, bis sich die, ich möchte sagen, elastische Gegenwirkung ihrer Spannungssphären an Stärke einander gleich wird. In wechselseitiger Erregung sind dadurch die Verhältnisse ihrer Abstände, Massen, Dichtheiten und Umlaufszeiten bestimmt.

Ein gleiches Verhältniß findet zwischen den Trabanten zu ihren Planeten statt. Erde und Mond, beide zugleich das Abgestoßene und Angezogene, beide aber inner der Wirksamkeitssphäre der Sonne, bewegen sich, als die kleinern Massen, um diese; wie hinwieder der Mond, als die kleinere Masse und, mit seinem Spannungskreise bis auf einen von ihm möglichen Punkt der Annäherung, inner der Spannungssphäre des Erdballs, diesen umschwebt. Daß sich der Mond nicht, gleich der Erde, um sich selber wälzt, sondern ihr nur eine seiner Halbkugeln zuwendet, scheint zu bezeugen, daß die abgewandte Seite ärmer an den der Erde verwandten Niederstoffen, oder leichter (schwereloser) sei.

So schwankt Alles im nirgends umuferten Weltall ewiglich zwischen Bewegung und Ruhe, Trennung und Wiederkehr, Flucht und Verbindung. Das ist das allgemeine Leben und Weben der Natur; jedes in eigner Selbstheit dastehend, ein Atom oder eine

Sonne, und doch immer nur Theil einer größern Selbstheit; Eins das Andre in gegensätzlicher Erregung bethätigend; Alles mit Allem, im wunderbaren Verkehr, aufs engste verschlungen.

Wie dünkt sich der Sterbliche so selbstherrlich waltend in der Natur; und doch ist seine vergängliche Gestalt mit ihr zerflossen! Täglich im Dunstkreis seines Erdballs theilweis verdunstend, wird er täglich von den Gasen und ungewahrbaren Hochstoffen derselben, wie ein dünnes Gewebe, durchströmt. Der Kranke fühlt des Mondes geheimen Einfluß; und der Mensch in Grönland und der Mensch in Sudan, wird ein andrer, durch den Winkel, welchen der Sonnenstrahl mit der Oberfläche seines Wohnplatzes bildet. Wie klein steht er da und verloren, wo, was er bis in den äußersten gestirnten Fernen des Himmels erblickt, selber nur ein geringes Bruchstück des Gränzenlosen ist! — Wie ohnmächtig in der Mitte eines ihm fremden Wirkens, wo, was den Thautropfen des Halms zu seinen Füßen formt, auch Weltkörper ballet und sie strahlend durch die ätherischen Nächte entführt! — Und doch, wie groß und herrlich zugleich steht er im Licht seines wissenden Wesens da; er, ein Genosse des Größten im Allerherrlichsten, untrennbar von ihm, unvergänglich mit ihm! — Wen durchschauert nicht, in diesem Bewußtsein, der Gedanke des ewigen Seins mit Wollust!

---

## 40. Dürftigkeit unsrer Erfahrungen über Stoff- und Kraftartungen.

Aber ich fühle, daß ich einen Augenblick lang meinen eigentlichen Vorsatz aus dem Gesicht verloren, und, während ich nur meine Ansicht vom Reich des Uebersinnlichen zur Schau stellen wollte, mich in Andeutungen der von äußern Erscheinungen abgezogenen Begriffe verlor.

Ich wiederhole nur: bei der Jugendlichkeit unsrer Forschungen und Erfahrungen über die Mannigfaltigkeit der bewegenden Kräfte und ihrer Verwandtschaften zu sich und den verschiedenen Stoffartungen, ist es unmöglich, ihre Sippschaften zu bezeichnen. Ohne Zweifel sind noch viele Artungen der bewegenden Urkraft vorhanden, die wir nicht kennen, und die erst von künftigen Jahrhunderten werden bestimmt werden. Seit wie lange kennen wir die Allverbreitung und Macht des Elektrischen, des Galvanischen u. s. w.? Wodurch wirkt der Mond Aenderungen im Leben der Pflanzen, Thiere und Menschen? Was sind jene ungewahrbaren, feindseligen Miasmen, welche in Formen der Cholera, oder der Influenza, bald, von Osten nach Westen, langsam die Länder durchschleichen, bald binnen wenigen Wochen einen Welttheil durchfliegen? Was zieht den Zugvogel tausend Meilen weit von seinem Nest hinweg, und leitet seine Richtung? — Noch nicht einmal entwirrt ist, ob nicht manche der sogenannten Grundkräfte durchaus die gleichen sein mögen, nur in andersartige Stoffe verlarvt; oder ob nicht manche Erscheinung, die wir, als das Erscheinen einer besondern Grundkraft, nehmen, vereinte Wirkung mehrerer sei? Auch dürfen wir nicht vergessen, was Stoffe und Kräfte im Wissen des Geistes, und was sie im Empfinden der Seele sind? Beiden geben sie sich anders dar; und doch wie im gewahrenden Sinn, so in der gewußten Vorstellung, als Gleichartiges (nicht als das Gleiche) der Empfindung und Vorstellung.

Der Stoff, als Erscheinen der Sachwesenheit der Natur, ist das Bewegbare, Ausgedehnte und Gestaltbare im Raum. So ist hinwieder die Bewegkraft als das Erscheinen des Insichänderns, oder Wirkens der Natur, das Bewegende, Verdichtende und Bildende oder Gestaltende der Stoffe.

Das Bewegende ist in der Wirksamkeit aller sogenannten Naturkräfte vorhanden; ist die Grundlage aller ihrer besondern

Artungen; weil alles Aendern in Stoffen nicht ohne Bewegung derselben möglich ist. Darum nannt' ich das Bewegende die Urkraft.

---

**41. Licht und Wärme. Verhältniß zu den Stoffen, ihrem Verdichten und Entdichten.**

Die Urkraft geht (ich erlaube mir schüchterne Folgerungen), in der Erscheinung, von sich aus einander, als Verdichtendes und Entdichtendes der Materie, oder als Licht und als Wärme, die das Gegensätzliche oder Gleichartige des Lichts ist.

Als Stammkraft der übrigen Grundkräfte sind Licht und Wärme überall Verbreitetes, in Allem Wirkendes zum Verdichten und Entdichten. Durch die unendlichen Fernen der Himmel, von Stern zu Stern, das Licht; den Erdball im höhern Grad durchdringend die Wärme.

Als Gleichartiges sind sie einander in der Urkraft das Nächstverwandte; einander unmittelbar zur Einigung anziehend. Wärme weckt Licht, Licht weckt Wärme; als Erscheinung beide gemischt, wärmen und leuchten sie im Feuer; aber, aufgelöst in urheitlicher Einheit, sind sie das ungewahrbare Urbewegende.

Als Gegensätzliches oder Polarisches, worin die Urkraft auseinander geht, verhält sich die Wärme zum Licht, wie Hochpol zum Niederpol. Die Wärme in ihrer Erregtheit ist das in sich Abstoßende, Entdichtende. Sie löset und verflüchtigt das Starre und Flüssige. — Das Licht hinwieder ist das Verdichtende, den Zusammenhalt der Atome Steigernde. Es scheidet aus dem Flüssigen das Feste, und verbindet dies. In ihm erst erhärten sich der Pflanzen und Thiere Keime, die vorher im wärmereichen Schoos der Erde, oder der thierischen Mütter, locker oder dotterartig ruhten. Die Planeten, je weiter sie sich vom Quell ihrer Beleuchtung

entfernen, haben um so mindere Dichtheit. Merkur ist daher brittehalbmal so dicht, als die Erde; während Mars schon ein halbmal, Jupiter fünfmal, Saturn zehnmal weniger dicht ist, als der von uns bewohnte Weltkörper; und jener Uranus, der von der Sonne ein 361 Mal schwächeres Licht empfängt, als wir, wie sehr muß er an Dichtheit dem Erdball nachstehn! — Erst als, nach der mosaischen Sage, Jehova das Licht ins Chaos hereingerufen hatte, bildete sich das Feste und schied dieses sich vom Flüssigen aus. So mögen die Weltkörper im ätherischen Raum durch Licht ausgeschiedenes, Verdichtetes sein. Wird nicht auch der Kern der Kometen selbst in der Sonnennähe dichter?

Die Wärme, welche alles den Sinnen gewahrbare Körperliche wieder zum Ungewahrbaren verflüchtigt, gleich wie umgekehrt das Licht das, was allen Sinnen unkennbar dasteht, erst zum sichtbaren, körperlichen Gegenstand macht — die Wärme, sag' ich, als Hochpol, die nächste Verwandtschaft zu den verdichtbaren Niederstoffen. Mit ihnen ist sie am innigsten verbunden. Sie wohnt besonders, so viel wir wissen, dem Irdischen bei; ist eins mit dem Erdball, und hat wahrscheinlich im Kern desselben, mit der größern Dichtheit der Stoffe, auch den größern Grad ihrer Stärke. Gegen die obere Fläche des Erdballs nimmt sie, wie sie dem Licht und dem Hochstoffischern naht, ab. —

Das Licht hingegen, als Niederpol, legt sich dem Hochpol des Stoffes, als dem Verwandtern, also dem Undichtern und Unverdichtbarern an. Es ist mit dem unermeßlichen Himmelsäther, seinem Leiter, verbunden. Es wendet sich hingegen vom Niederstoffischen ab; es wird von dichtern Körpern zurückgeworfen und abprallend. Gleichwie Kohlenstoff am stärksten der Wärme widerstrebt, so Stickstoff dem Lichte. Hingegen ist unter den Gasarten, als der Ausdehnbarkeit am fähigsten, das Stickstoffgas, ein Liebling der Wärmekraft, und in der atmosphärischen Luftmischung

der vorherrschende Theil; Kohlenstoff (als das verdichtbarste), Sauerstoff (als das schwerste Gas), mit dem Lichte in meister Gemeinschaft.

Indem sich Wärme und Licht, als Entdichtendes und Verdichtendes, gegensätzlich beschränken, bilden sie Unterscheidbares; begründen sie ein Gleichgewicht des Dichtern und Undichtern, damit sich das Weltall, möcht' ich sagen, nicht gänzlich verflüchtige, aber auch nicht in allgemeiner Verdichtung erstarre. Von der Wärme im Niederstoffischen angezogen, eilt das Licht aus seiner Aetherregion, um die verwandte Braut zu suchen. Diese aber von ihm geweckt, scheint das Erstarrte und Feste vergasen zu wollen, um dem Bräutigam eine neue Heimath in der ihrigen zu bereiten. Die Vermählung beider wird im Irdischen zur Flamme. In ihr will die Wärme, mit dem Liebling, in den Himmel zurücksteigen; in ihr senkt sich das Licht, verdichtend, und darin gebunden, in die irdische Heimath der Geliebten. Der Sauerstoff ist beider Bettung, um in Flammengestalt sichtbar zu werden. Stickstoff scheidet sie beide. Zur bloßen Lichterscheinung ist der Sauerstoff nicht nothwendig (man denke an das Phosphoreszieren der Würmer u. s. w.), zur bloßen Wärmeerscheinung nicht der Stickstoff.

---

## 42. Licht und Finsterniß. Wärme und Kälte.

Licht, wie Wärme, werden jedes abermals in sich gegensätzlich: jenes zu **Licht** und **Finsterniß**, dieses zu **Wärme** und **Kälte**. Finsterniß und Kälte sind nicht bloße Verneinungen der Helligkeit und Hitze, so wenig als — E und — M nur Verneinungen des + E und + M sind; sondern wirkende Kräfte, Gleichartiges von jenen. Auch die Finsterniß des himmlischen Aethers ist lichtisch; auch die Kälte ist der Wärme, im Wirken gleichartig, wenn auch gegensätzlich.

Im Gegensatz zur Wärme, als dem entdichtenden Hochpol, nannt' ich das Licht den Niederpol, oder den verdichtenden. Im Auseinandertreten des Lichts zu Helligkeit und Finsterniß ist Helligkeit der Niederpol der Finsterniß, denn auch diese entdichtet. Im Schoos der Finsterniß entwickelt sich bei organischen Körpern, durch innere Zersetzung, Auflösung der Eigenganzen, Fäulniß. Pflanzen werden locker und wässerig; Menschen und Thiere schwammig, bleich, gedunsen. Wärme und Finsterniß paaren sich gern; jene verbreitet sich in dieser leichter, als in der Helligkeit. Die Hitze nimmt an Verbreitung in gleichem Grade ab, als die Flamme des mit ihr verbundenen Lichtes zunimmt; Kohlenglut sendet mehr Wärmestrahlen aus, als flackernder Brand.

Es gibt auch verschiedene Lichtgattungen, je nachdem sich das Licht mit verschiedenen Stoffgattungen vereint. Wollaston und Frauenhofer machten auf die verschiedenen hellern oder dunklern Linien aufmerksam, die sich beharrlich in dem durch den Tubus gefallenen Lichtstreif des Sonnenlichtes, des elektrischen, des Lampen-, des Siriuslichtes u. s. w. darstellten. Noch kennen wir von dem andersartig mit Stoffen verbundenen Licht nicht alle Abweichungen. Der Erdball selbst hat verschiedene eigenthümliche Lichtartungen, wie das galvanische, elektrische, phosphorische Leuchten. In Doppelsternen unterscheidet sich der bläuliche Trabant von der weißen Centralsonne.

Kälte, der gleichartige Gegensatz der Wärme, bildet von dieser den Niederpol. Kälte verdichtet, dem Lichte ähnlich. In ihr erstarren die losern Gebilde; ersteifen und verzwergen die lebenden Geschöpfe. Sie wehret der Auflösung und Fäulniß, gleich dem Licht und der ihm verwandten Kohle. Flüssigkeiten, mit Kälte gesättigt, gestalten sich zu Krystallen, indem die gleichartigen Atome sich ruhig nach ihrer Urform anziehn und diese nach einem größern Eigenganzen darstellen. — Licht und Kälte, beide in der Rich-

tung ihrer Wirksamkeitsweisen einander ähnlich, wirken mit einander verbunden mächtiger. Das Gefrorne saugt, gleich der Kohle, die Lichtstrahlen begierig ein; aber strömt sie auch in der Finsterniß, zu der das Licht verwandter ist, in derselben verbreitend, stärker aus. Die lange Polarnacht mildert die Kälte, und die Schneefelder und Eismassen Grönlands und Spitzbergens, mit ihren Lichtentlassungen, mildern die Finsterniß, wie in gemäßigten Zonen, bei trübem Himmel, mehr Wärme, bei hellem Winterwetter, mehr Kälte wird.

Ich bediene mich zwar der üblichen Redeweisen; aber erinnere doch im Vorbeigehn daran, daß die Empfindung dessen, was wir Licht, Helligkeit, Wärme u. s. w. nennen, nicht die Bewegkräfte selbst, sondern das im Seelischen von ihnen Erregte sind (26.). Das lichtische Wirken der Natur ist außer uns, das bewirkte Licht ist in uns; das Hellsein, das Sehen, wird erst in uns geweckt; gleichwie das Saure, Süße und Bittere des Geschmacks nicht außer uns, sondern in uns Gewordenes ist, und der Ton nicht außerhalb des Ohrs, als Ton selbstständig, durch die Luft schwimmt, sondern, als fortgepflanzte Artung der Bewegtheit von Stoffen, die seelischen Werkzeuge erreichend, im Gehör zu der Empfindung sich gestaltet, die wir Ton, Klang, Schall u. s. w. zu nennen pflegen.

---

## 43. Elekter, Magnet, Galvan.

Ich habe schon zuviel von Einzelheiten gesprochen, die nicht hieher, sondern in das Gebiet der Physik und Chemie gehören. Ich wag' es auch nicht meine Ansichten, oder Ahnungen, vom Verhalten der übrigen Grundkräfte zu einander hier mitzutheilen. Noch sind unsre Erfahrungen zu beschränkt, in sich zusammenhanglos und theilweis. Nur soviel scheint schon jetzt nicht undeutlich, aus

dem bisher Erfahrnen, hervotzugehn, daß das Magnetische, als Verdichtendes, das Elektrische, als Entdichtendes, einander wie Niederpol und Hochpol gegenüberstehn, die beide in sich wieder gegensätzlich (durch Erregung) werden können.

Welche veränderte Ansichten über die ewige Selbstthätigkeit der Natur gewannen wir schon, seit uns die weitverbreitete Macht des Elekters klarer zur Anschauung kam! Ist diese Kraft nicht eine Tochter der Wärme, oder sie selbst in andersartige Atome verlarvt? Und der Magnet nicht ein Kind des Lichts, oder das Licht selber, in andersartige Stoffe gekleidet? Wärme erregt das Elektrische; Licht regt das Magnetische zur Erscheinung auf. Und welch ein neuer Schlüssel zu den alten Naturräthseln ward uns im Elektrochemismus und Elektromagnetismus gegeben und in der Kunde des Galvans, welches Erden und Alkalien, durch Entziehung des Sauerstoffs, vermetallt; todten und lebenden Körpern regelmäßige Bewegungen ertheilt! Wenn Lichtflamme, oder Quecksilber, im erregten Galvan, sich binnen $3^{23}/_{24}$ Minuten mit leise anschwellendem und abnehmendem Zucken regelmäßig zusammenzieht und ausdehnt, am stärksten Nachts, am schwächsten Tags; und binnen 24 Stunden diese Zuckungen 365 Mal vollbringt: mahnt dies nicht gleichnißartig an die tägliche und jährliche Erdbewegung, an die zeitweisen Pulsschläge der Menschen, an die täglichen periodischen Abweichungen der Magnetnadel? Sind vielleicht Erdbeben Wirkung erregten Erdgalvans; oder Ebbe und Flut, mit ihm in Verbindung, durch Einwirkung des Mondes?

Das große Reich des Vorhandenen ist eine unendliche Verkettung des Wirkens und der Wirkungen in allgemeinen und besondern Gegensätzlichkeiten. Jedes in Erscheinung tretende Wirken ruft seinen Gegensatz hervor. Indem das Eine, welches hervortritt, sein Verwandtes im Andern fordert, erregt dieses das Dritte, das Dritte ruft dem Vierten u. s. w.

Ich glaube, unsre ganze Philosophie, die gesammten Grundwahrheiten unsrer Erkenntniß der Natur, ließen sich ziemlich leicht auf ein einzelnes Blättchen zusammenschreiben. Aber zur folgerechten Entfaltung der aus denselben fort und fort hervorquellenden Gegensätze, und zur Auffindung von deren Einklang mit dem Reiche der endlichen Dinge, können noch mehr, denn sechs Jahrtausende, ihre Folianten schaffen.

---

# IV. Lebensgebilde.

## 44. Belebung der Stoffe und Kräfte.

Wenn der ganze Machtkreis der Natur, mit der Schöpfung der Materie und der sie bewegenden Kräfte, abgeschlossen wäre, würde die Schöpferin nichts anders, als das sich selbst gebärende und verheerende Chaos sein; das weite Weltall ein ewig zerrissenes, umhergetriebnes Todtes. Die stummen, starren Massen der Himmelskörper jagten planlos durch die unendlichen Wüsten des Aethers, sich zermalmend und herstellend. Der Erdball lagerte sich, als ungeheure Einöde von Felsen und Abgründen, aus, mit dazwischen stürzenden Meeren, Wettern, Lichterscheinungen, aufquellenden und zusammensinkenden Gebirgen, Schlamm- und Flammen-Vulkanen.

Aber die Natur steht, in höherer Wirksamkeitssphäre waltend, vor uns da; wunderbar ordnend, bindend, Alles mit Leben erfüllend. Sie in ihrer Wesenheit ist selbst die Belebende. In der Unendlichkeit ihrer endlichen Stoffgebilde (die ewig zwischen Ruhe und Bewegung schwanken, ewig in einander übergehn, vergehn und werden), beharrt sie wandellos, die Gleiche, die in sich Widerspruchlose, als sachlichwirkende Einheit (23.). Weil sie, sich selbst erfüllend, nichts anders in den Erscheinungen offenbaren kann, als ihr eignes Selbst: kann sie dem Blick des Geistes auch ihr Wesen nicht anders entschleiern, denn als schöpferisch ordnende Macht, welche, selber die höchste Einheit, im Kleinsten und Größten, wiederum, als Einheit weset, wirkt; Stoffe

und Kräfte im Ebenmaß paart, daß eins durch das andre besteht, und jedes Erschaffene ein in sich vollendetes Ganze wird. Im Grashalm, wie in der Ceder, baut sie, aus mancherlei Gattungen von Stoffen und bewegenden Kräften, eine Kleinwelt zusammen, in der sie endlicherweise mit ihren Wirksamkeitssphären uns anleuchtet, und stufenweis, in einer Reihe von Gegensätzlichwerdungen, uns sogar ihren Schöpfungsgang abspiegelt.

Diese Innenbewegung in jedem Eigenganzen, um darin die Mannigfaltigkeit der Stoffe und Kräfte einheitlich zu verbinden, zu ordnen, zu einem Ganzen zu gliedern, in welchem die vollkommenste Uebereinstimmung aller Theile zur Erhaltung des Ganzen, und des Ganzen zu seinen Einzelheiten, herrscht, ist das Wirken der wesenden Natureinheit, ist das Belebende.

Wie die Natur, von ihrer geheimnißvollen Urheit, in den tiefern Wirksamkeitssphären, erscheinend ausgeht, und, von Gegensätzen zu Gegensätzen, sich zu zahllosen Artungen des Seins (18.) entfaltet und eine Welt gestaltet: so erschließt sie sich auch, als die wesende Einheit, zu zahllos verschiedenen Einheitsartungen in Lebensgebilden, oder Gewächsen. Und indem jede Artung, nach dem eigenthümlichen Gesetzthum derselben, Stoffe und Kräfte wältigt, um sich versammelt, Flüssiges mit Starrem zu einem Bau verbindet, worin Bewegung mit Ruhe, das Mannigfachste mit Ebenmaß, verknüpft wird; alle einzelne Theile, wie eben so viele Werkzeuge, als wohlgeordnetes Geglieder (Organismus) zur Entfaltung und Fortpflanzung dieser besondern Darstellung der Natureinheit beisammen stehn: spiegelt sich in jeder solchen Kleinwelt, wie eine Sonne im Thautropfen, der Schöpfungsprozeß endlicherweise ab. Wir betrachten bewundernd die Entwickelung und Vollendung des Werks, seine Regelmäßigkeit und Harmonie. Wir glauben, in diesem aus sich hervorgegangnen Gebilde, ein freies, sinnreiches Schaffen, bestimmte Absichten, einander ent-

sprechende Mittel und Zwecke der Natur zu erkennen. Aber sie ist, an sich, ohne Freiheit und Wahl; sie wirkt und schafft nach innerer Wesensnothwendigkeit; ohne Absicht; ohne sich selber zu wissen. In ihr ist Alles zugleich Mittel und Zweck für einander. Sie hat in der Einheit und Unendlichkeit ihres wesenden Selbstes keinen Zweck, außer ihr. Jene ihre innere Wesensnothwendigkeit, unwandelbar, wie sie selber, deutet, wie das Gesetzthum unsers Geistes (S. 9.), auf eine höhere Gesetzgebung, und einen höhern Schöpfer, zurück.

---

### 45. Das Urleben.

Es wäre überall kein Leben erscheinbar, ohne Vorhandenheit von Kräften und Stoffen; keine Einheit ohne Vereinbares; keine Form, ohne Inhalt. Wie die bewegbare Materie gleichsam die Trägerin der Bewegkraft ist: so sind beide hinwieder die Träger des Lebens, nothwendige Bedingungen von dessen Wirksamkeitsweise. Die Bewegkraft steht, als Vermittlerin zwischen dem Stoff und Leben; ist diesem letztern zunächst verwandt; so sehr ihm gleichartig, daß sie nicht selten, in der Erscheinung, mit Leben verwechselt werden kann, oder daß das Leben nur, wie eine Höhersteigung der Urkraft (34.), vor die Sinne tritt. Denn auch diese Urkraft, in ihren verschiednen Abartungen, vereinet Stoffe; schafft aus ihnen regelmäßige Gebilde, und wird in ihren Formen bewundernswürdig. Die Verkrystallungen der Erden, Erze und Salze, die winterlichen Eisblumen des Fensters, die Formen des Nebelbläschens, wie der himmlischen Weltkörper, tragen das Gepräge der in sich angeschlossenen Einheit und des reinsten Ebenmaßes. Ist die Bewegung der Säfte in den Pflanzen, oder der Kreislauf des Blutes in thierischen Adern, größern Erstaunens werth, als der Umlauf wässriger Flüssigkeiten durch die Kanäle

des Erdballs? als das Aufsteigen verdünstender Meeresflächen in die Wolken, mit denen sie fortziehn, in Thau und Regen niedersinken, rinnende Gebirgsquellen, Bäche und Ströme werden, und ins Meer zurückfließen, dem sie entstammen?

Oder wer verkennt die große Weltalls-Einheit im Aufblick zum Himmel und seinen Gestirnen, unter denen unser Erdball nur, als einer der kleinern Weltkörper schwimmt? Auch hier ist wunderhaftes Bewegen und Leben des Ganzen in sich selbst, so weit der Gesichtskreis der schärfsten Fernröhre es im Unermeßlichen der Aetherräume wahrnehmen läßt. Es gibt keine Fixsterne, die in Ruhe, ohne Ortsveränderung, verharren. All diese Zahllosen sind wandelnde Sonnen; wahrscheinlich, wie unsre Sonne von einer Planetenschaar umringt, und jeder Planet (oder unsrer Erde gleichartige Weltkörper) von andern Wesen bewohnt. Zwar bleiben diese dunkeln Planetenfamilien, welche sich harmonisch um ihre Sonnen bewegen, wegen ihrer ungeheuern Entfernung dem menschlichen Auge unentdeckbar; aber wir kennen Sonnen, die um eine andre Sonne im Kreise fliegen. Wir kennen ihrer schon Tausende. Man nennt sie Doppelsterne*). Und diese Tausende, und weit zahlreichere Einzelsonnen, umfliegen wieder, in streng geregelten Bah-

---

*) Im Gestirn des großen Bär's ist (der Stern ξ) ein Doppelstern, oder eine Doppelsonne, deren eine einen 5mal größern Durchmesser hat, als unsre Sonne, und die andre einen 3½mal größern. Die kleinere umfliegt, angezogen von der größern, diese in einer Kreisbahn, die 80mal ausgedehnter ist, als der Halbmesser der Erdbahn um unsre Sonne, binnen 60 Jahren einmal. Beide sind 7½ Millionen Sonnenweiten (zu 20 Millionen geogr. Meilen eine Sonnenweite) von uns entfernt, so daß das Licht derselben (obgleich die Schnelligkeit des Lichts 40,000 Meilen in einer Sekunde beträgt) ungefähr 118 Jahre braucht, um zu uns zu gelangen.

nen, in unermeßlichen Weiten von einander irgend eine größere Centralsonne; und wiederum Tausende von Centralsonnen eine unbekannte Sonne, die, im Mittelpunkt Aller, durch die Unendlichkeit dahinschwebt. Wo ist ein Aufhören? Unter ihnen Allen ist auch unsre Sonne, um sich selbst rollend, eine andre umkreisend, die wir nicht kennen, weil die Entfernungen unermeßbar werden. Denn der nächste Fixstern, den wir wegen seiner merklichern Fortbewegung, als solchen erkennen, oder mit bloßen Augen kaum unterscheiden (der Stern 61 im Bilde des Schwans), ist ungefähr 815,400,000,000 geographische Meilen von unsrer Sonne entfernt. Diese aber fliegt in ihrer Richtung jetzt noch einem kleinen Stern im Sternbilde des Herkules entgegen. Jene Licht- oder Milchstraße des Himmels ist ein Ocean von Sonnen-Familien, die darin eine Ur-Sonne umkreisen mögen. Vielleicht gehört auch unsre Sonne zu diesen Familien, aber sie liegt noch weit außerhalb aller derselben, vielleicht eine der letztern und kleinern. Und doch ist ihre Masse 800mal größer, als die Masse sämmtlicher 10 Planeten und deren 10 Monde, von denen sie kreisförmig umflogen, durch die Himmel begleitet wird.

Noch ist, wie all unser Wissen, auch die Sternenkunde, Stückwerk. Und selbst dies Stückwerk schon lehrt in den allgemeinen Bewegungen des Weltbau's, eine scharfgezeichnete Ordnung, eine Zusammengliederung der Theile zum geheimnißreichen Ganzen, eine Einheit in der unübersehbaren Mannigfaltigkeit, daß das All der Welten vor uns wie Lebendiges schwebt; daß wir kaum anstehen mögen, die gesteigerte Urkraft für Urleben, und das Allbewegende zugleich für das Allbelebende zu nehmen. Dennoch unterscheiden wir, was an sich ein Untrennbares ist, der größern Bestimmtheit willen, L e b l o s e s vom B e l e b t e n.

Wir nennen den Stein, auch wenn er bewegt wird, den Bach, wenn er rinnt, die Wolke, welche am Himmel vorüberschwebt,

leblos, wie den Feilstaub, der in regelmäßigen Kreisen sich unter dem Zug der magnetischen Pole zusammengliedert. Dies Leblose kann durch Anhaftung äußerer Materien, oder durch Mengung mit Anderm, im Umfang vermehrt werden. Aber das Leben der Pflanzen und Thiere schafft sein Gebäu von innen heraus nach außen, indem es die ihm verwandten Stoffe und Bewegkräfte sich aneignet, verwandelt und so ein Wachsthum seines Gebildes bewirkt. Der Krystall entspringt unter dem Einfluß polarisch bewegender Kräfte in wahlverwandten Stoffen; er bleibt, der er ist, ohne Wachsthum, ohne aus sich selber neue Krystalle hervorbringen zu können. Pflanzen aber und Thiere setzen sich in ihrer Art fort, und wiederholen in Zeugungen das Erscheinen ihres Gleichartigen. Wir gewahren, so weit unsre blöden Sinne durch das All der Dinge reichen mögen, überall Bewegbares und Bewegendes verbreitet. Doch das Belebende, eine erhabnere Macht, ist minder für uns allgemein erkennbar. Wir Sterbliche erblicken seine Wunder nur auf der Oberfläche unsers Erdsterns ausgebreitet. Aber ist dieser kleine Nebenstern, einer der kleinern unter Millionen, die einzige Bühne, auf welcher die allgegenwärtige Natur ihre Herrlichkeit zur Schau auslagert? Und wie unermeßlich groß und mannigfaltig ist doch schon das Reich des Lebendigen auf Erden!

Die Natur, die wesende Einheit ihres Selbstes, wird, als solche, in ihrem ersten und allgemeinsten Anderssein von sich, zur Erscheinung des Urlebens, zur endlichen Einheit im Mannigfaltigen der Stoffe und Kräfte. Und die allgemeinsten Merkmale des belebenden Ur's für uns sind: Zusammengliederung von Stoffen und Kräften zu einem, aus sich, von einem vorhergehenden, in sich vollendeten Einheitsgebilde; sich selbst in seiner Art und Gattung, als Gleichartiges, fortzeugend. So offenbart sich das Leben, in der Auseinanderfaltung seines stoffi-

schen Gebildes, räumlich; in der Dauer desselben zeitlich; in der Fortzeugung, als Ewiges.

---

**46. Auseinandertreten des Urlebens in Lebensgattungen und Einheitsgebilde.**

Das Urleben ist nicht die wesende Natur selber, sondern ihr Anderssein und Erscheinen, als wirkende Einheit. Es kann, im Wirken und Aendern des Wesenden, nicht das in sich Gleiche bleiben; sondern tritt wieder in Gegensätzen auseinander, und wieder, aus diesen, in andre über, zu unübersehbaren und unzählbaren Artungen des Belebten; verwandt mit den mannigfachsten Artungen von Kräften und Stoffen; dieselben zu eigenthümlichen Eigenganzen einend. — Wer der Sterblichen überschaut den unendlichen Lebensbaum, wenn auch nur in dämmernden Umrissen; ihn, der, im dunkeln Grund der Natur wurzelnd, den gewaltigen Stamm hervortreibt in die Welt, wo er sich in einen Wald von Aesten spaltet; sich in deren Verzweigungen nach allen Richtungen ausspannt; in Laubwerk verendet, davon jedes Blatt vom andern verschieden ist, und Wipfel und Blüten endlich in höhere Sphären der Natur versenkt!

Zwar die Linne's und Jussieu's, die Decandolle's, Oken's und Andre, haben die bekannten Gewächse auf Erden, sinnreich nach verschiedenen Kennzeichen derselben, in Klassen und Ordnungen, in Familien und Geschlechter, Arten und Unarten gesondert und zusammengereiht, um der Wissenschaft einen leitenden Faden für das große Labyrinth belebter Geschöpfe zu gewinnen. Allein dieser liegt in der Hand des Naturforschers nur, als dürftiges Nothmittel. Es ist nicht damit der klare Durchblick verliehn, wie das Urleben sich, von Gegensatz zu Gegensatz, in seine Verwandtschaften zerlöset; und in denselben wieder mit der ganzen

Sippschaft der bewegenden Kräfte, und Hoch- und Niederstoffe, nach Zahl und Beschaffenheit derselben, vergattet, in das Vielartigste der Erscheinungsweisen auseinander fließt.

Das Ur des Belebenden, indem es sich zum Pflanzischen und Thierischen, in entgegengesetzter Richtung, scheidet, schließt sich, in einem, wie im Andern, ohne Zweifel, zuerst allgemeinern Grundkräften (34.) und ihnen nächstverwandten, verdichtbarern Grundstoffen (33.) an. Immer werden die ersten Gebilde in beiden höchst einfachen Baues, weich, wässrig, schleimig, geschlechtslos sein; Bläschen und Schläuche; fadenförmiges Gewebe; erste und unterste Bestandtheile eines vom Leben geschaffenen Gegliederts (Organismus), dem unbewaffneten Auge kaum, als Staub und schwimmende Punkte, deutlich, wie der Brand im Getraide (Uredo), wie die Monaden und Essigälchen unter den Thieren. Das Leben hat in jenen noch keine Wurzeln, in diesen noch keine Freßwerkzeuge, Nahrung zu gewinnen. Das Ganze scheint nur Ei und Same zur Selbstfortsetzung seiner Artung zu sein, bis ein größerer Vorrath des Lebstoffes (wenn ich so sagen darf) aus den übrigen Grundstoffen vorbereitet ist. Dann verspinnen sich die Schläuche in Fäden und Fasern; die Bläschen in Zellen; das Belebende tritt in immer vollkommnern und größern Gestaltungen auseinander; zu Tremellen und Conferven, Flechten, Moosen, Gräsern u. s. w.; oder von Infusorien, zu Korallen, Seenesseln, Muscheln, Schnecken, Würmern u. s. w. bis, in der Pflanze und dem Thiere, für jedes Lebensgeschäft, die verschiedensten Werkzeuge, und für das Thier (als beseeltes Gewächs) zugleich alle Sinnenwerkzeuge, vollendet ausgebildet sind.

So erbaut sich jegliche Gattung, in welche das Ur alles Lebens gegensätzlich auseinander gegangen ist (15.), ihr eigenthümliches Gehäuse; und immer, als Darstellung von Einheit mehr oder minder mannigfaltiger Artungen der Stoffe und Kräfte, aus welchen

das Weltall besteht. Und einer jeden Gattung des Lebens, von der tiefsten zur höchsten hinauf, liegt das Urleben (45,), mehr oder minder gesteigert, zum Grunde. Es gewältigt und bedingt die Wirksamkeitsweisen der Stoffe und Kräfte zum Behuf seiner Erscheinungsart; und wird hinwieder, in seiner eignen Entwickelung, von jenen begränzt und bedingt. So gestaltet es andre Gebilde in den Meeren und Süßwassern; andre im Schoos der Erde; andre auf deren Flächen, und im Luftkreis. Es baut seine mikroskopischen und seine riesigen Schöpfungen unter dem heißen Tropenhimmel, wie auf den gemäßigten Erdgürteln. Selbst in den unwirthlichen Einöden der Polargegenden wirthet es; selbst auf dem ewigen Eise der höchsten Gletscher gliedert es noch seine Einheitsgebilde. Jene goldgelben, oder karminfarbnen Schneegebilde, die der Reisende in den todten Nachbarschaften der Erdachse, oder auf den Firnen der Alpen und Pyrenäen, anstaunt, — sie sind Werke des allwaltenden Urlebens; schlammartiges, fasriges Pflanzenwesen, gleich blasigen Wassergebilden, welches dem scharfbewaffneten Auge mit Körnchen, gleich Sonnenstäubchen, angefüllt, erscheint. Es sind Eier der Infusorien! Und wie der starre Bau am warmen Sonnenstrahl zerfließt, entwickelt sich eine ganze Welt von beseelten Infusorien der Gattung Astasia, Volvox, Gyges, Philodina, Baccilaria u. s. w., welche, darin umherschwärmend, Nahrung und Vermehrung ihrer Geschlechter finden; und durch das Eis, in dessen zarten, dem bloßen Auge unentdeckbaren, Rissen und Spältchen, wie in krystallenen Hallen, wandeln.

---

**47. Zeitweises Fortwirken und Fortschreiten der Natur in Entfaltung ihres Andersseins. — Die Trümmer der Urwelt.**

Das Verfahren der Natur in der Entfaltung ihres Seins aus ihrem Wesen; ihres sich wiederum Gegensätzlichwerdens in einem

schon vorhandnen Gegensatz; des Aufstufens ihrer Einheitsschöpfungen von den einfachsten Gebilden zu den zusammengesetztesten und vollkommensten, ist ein allmäliges, weil ein endliches oder zeitliches (30.). So ist auch der menschliche Geist wesend das Beharrliche, Ewige in sich; im Anderssein von sich aber eine Reihenfolge der Gedanken, von den allgemeinsten zu den einfachsten, von den einfachsten zu den allgemeinsten nach und nach auf- und absteigend.

Die mosaischen Schöpfungstage der Welt mögen Jahrtausenden gleich gelten. Denn in der Endlichkeit der Dinge kann das Bedingte nicht vor der gewordenen Bedingung sein; und die Bedingung des Einen ist wieder nur ein Bedingtes vom Andern. Das Kind ist nicht zugleich mit der Mutter in die Welt getreten; der hohe Eichbaum nicht schon mit voller Größe in der Eichel grünend. Zum Beleben mußte belebbarer Stoff vorhanden sein, welcher den verschiednen Artungen des Urlebens verwandt, ihr Erscheinen möglich machte. Aber diese Gattungen selber sind es, welche den Vorrath des Lebstoffes (organischer, oder vielmehr organisirbarer Materie) fort und fort vermehren, oder ergänzen, indem sie ihn, durch ihr Einwirken, in seinen Beschaffenheiten ändern, und ihn so, als erweiterten Spielraum ihrer Thätigkeit, für nachfolgende Zeugungen vererben*). Erst allmälig überspinnt das Urleben den todten Fels, den Sand, den Grund der Erde und der Gewässer mit den einfachsten seiner Schöpfungen. Erst allmälig (weil im Reich der Erscheinungen ein Zeitlichgewordnes), wenn in

*) Nach Ehrenbergs Angabe, kann sich unter den Infusorien eine einzige Baccillarie, oder Vorticelle, binnen vier Tagen um 140 Billionen Geschöpfe ihrer Gattung vermehren, aus deren Panzerdecken zwei Kubikfuß Erde werden. So rührt auch das Verschlammen vieler Seehafen offenbar von der Vermehrung dieser mikroskopischen Thierchen her.

fortgesetzten Erzeugungen die Fülle des Lebstoffs vergrößert und, wenn ich so sagen darf, veredelter vorhanden ist, kann das belebende Ur, in neue Gegensätze auseinandertretend, sich in mannigfaltiger-gegliederten Einheitsgebilden offenbaren, die von Stufen zu Stufen vollendeter, vorangegangenen Lebensschöpfungen, verwandt und ähnlich dastehn.

Die Spuren dieses Stufengangs der Natur, in ihren Gegensätzlichwerdungen vom einfachsten Lebensgebilde zum zusammengesetztesten Bau, in welchem es, mit den verschiedensten Gliederungen, die mannigfaltigsten Kraft- und Stoffgattungen zur Einheit bindet, verrathen uns die Trümmer der verwitternden Rinde. Wir erblicken da in den untersten, ältesten Felslagern nur Ueberreste der einfachern Lebensgestaltungen, in den spätern Auflagerungen dann vollkommnere Pflanzen, und Thiere des Meers, wie des trocknen Bodens; von Thieren die grasfressenden zuerst; in den jüngern endlich Ueberbleibsel von Geschöpfen, dergleichen wir zum Theil noch gegenwärtig vorfinden.

Obgleich die Felsenblätter dieser Geschichte von sich allmälig auseinanderlösenden Erscheinungen des Urlebens, vielfach zerrissen, und die Schriftzüge der Urkunde größtentheils verwischt sind: erkennen wir doch darin einen Uebergang der Wirkungen vom Allgemeinen zum Besondern, vom Einfachen zum vollendetsten Geglieder, in leichten Umrissen. Der Erdstern mußte, im weiten Aetherreich der Sonnen und Dunkelsterne, vorher verdichtet sein mit seinen Felsmassen und Meeren, ehe die Natur ihre höhere Wirksamkeitssphäre, als ewige Einheit, in neuen Weisen, offenbaren konnte. Es mußte sich vorher, aus dem Gähren der Elemente, ein Lebstoff abgeschieden haben, um dem Belebenden, als Material, zu dienen. Selbst dies Material mußte sich allmälig, unter den Einwirkungen der uranfänglichen Artungen des Lebens, vervielfältigen, vermannigfachen, veredeln,

bevor es höhern Gattungen des Lebens zu reichen Gliederungen taugen konnte. Der Gigantenkampf einander widerstrebender Stoffe und Bewegkräfte mußte erst, wenn auch nur zum Theil ausgeglichen sein, ehe das belebende Ur sie zu seinem Dienst bändigen, und sich in ihnen reicher offenbaren konnte. Frage niemand: wozu war, was keines Sterblichen Auge erblicken konnte? Die Natur weset und schaffet nicht für den Sterblichen bloß, sondern in und für sich, als ihr Selbstzweck. Sie weset und schafft auf den Gebirgsgipfeln, in den tiefsten Tiefen der Meere und bei den geheimnißvollen Erdachsen, wohin nie der Fuß eines Menschen getreten ist.

Es ist schon mehr, als ein Weltuntergang gewesen! Die Natur zwar ist ewig; aber in ihren Erscheinungen zeitlich, weil endlich, vom Allgemeinen zum Besondern sich entfaltend in jedem Einzelnen ihrer Werke. Jede Pflanze, jedes Thier, jeder Mensch hat, vor der eignen Vollendung, eine Kindheit. Auch das Leben des Erdballs, dieses kleinen Einzelkörpers unter den übrigen Sternen, hat eine Kindheit.

Das Tiefste unsers Weltkörpers, so weit wir es durch seine geborstne Rinde kennen, bietet nur den Anblick verdichteter Stoffe, als Grund- und Urgebirg. Nirgends meldet sich darin eine Spur belebt gewesener Dinge. Erst in später gewordnen, darüber gelagerten Uebergangsgebirgen entdecken wir vereinzelte, wenige Abdrücke, oder Versteinerungen von vorhanden gewesenen Schaalthieren. Doch ihre Arten und Gattungen sind von der Erde verschwunden und nicht mehr in unsern Meeren vorhanden; und gewiß, wie sie, auch mannigfaltige Arten noch viel einfacher gebauter Pflanzen und Thiergebilde, welche weit früher, als sie, entstanden sein müssen. Aber diese zerflossen ohne Zweifel, als bloß schleim- und gallertartige, formlose Gewächse, in die übrigen Stoffmassen, spurlos. Dergleichen Erstlingsgestalten des Lebens, oft dem bloßen Auge unmöglich sichtbar, bewahren allenfalls noch, in sich einge-

schlossen, Steine des Kieselgeschlechts in kreidigen Gebirgsgebilden, nur unter mehrhundertmaliger, mikroskopischer Vergrößerung erkennbar. Und diese Urpflänzchen und Urthierchen verschwanden unter aufeinanderfolgenden Zerstörungen der Erdoberfläche.

Doch wie viele Weltzerstörungen, und wie lange Verkettungen von Gegensätzen des schaffenden Lebens sind abermals vorübergegangen, ehe jene Riesenpflanzen erwuchsen, deren Bau und Mannigfaltigkeit wir in den alten Schieferthon- und Steinkohlenlagerungen anstaunen, in denen sie seit undenklichen Weltaltern begraben liegen? Auch sie sind verschwunden, und haben noch nichts, oder wenig, gemein mit Gebilden ihrer Gattung, die heutiges Tages auf Erden grünen. Auch sie sind nur noch Gewächse der untern Artung, geschlechtslose (Cryptogamen), ohne Blume, ohne Frucht, wie unsre Farrenkräuter, Bärlappen- und Schaftheu- oder Schilfartigen (Lycopodien und Equisetaceen). Sie schienen damals noch vorherrschend den Erdball, mit ihren ungeheuern Gliedmaßen, überwuchert zu haben. Die den bärlappenartigen Gewächsen unsrer Tage (den Lycopodiaceen) verwandt scheinenden waren aber nicht niedriges Kraut, sondern 60 bis 70 Fuß hohe, und mehrere Schuh dicke Stämme; und die, unsern schaftheuartigen Pflanzen ähnelnden, sogenannten Calamiten, hatten Stämme von 12 bis 15 Schuh Durchmessers. Man sollte schier glauben, in jenen Weltaltern und in den unmittelbar folgenden habe der werdende Erdball nicht nur eine andere Stellung zur Sonne, sondern auch einen andern für uns unathembaren Dunstkreis gehabt, der reicher an kohlenstoffischen, ärmer an sauerstoffischen Gasen war, als gegenwärtig. Nur selten noch traten zwischen jene gigantischen Kräuter einsamenlappige Gewächse (Monocotyledonen).

Neuer Weltuntergang. Eine zweite Reihe neuer Gebirgslager (sekundärer) umwickelte den Erdball. Die schaftheuartigen Riesenkräuter wurden schon kleiner; die baumartigen Lycopodiaceen grün-

ten nicht wieder auf der neuen Erde. Sie wurden allmälig von der überwuchernden Masse zapfentragender Pflanzen, ähnlich unsern Tannen-, Taxus- und Cycadeen-Arten, verdrängt. Zu den einsamenlappigen Gewächsen gesellten sich schon, doch sehr sparsam noch, die höhern Gebilde der Zweisamenlappigen (der Dicotyledonen); und zu den übrigen Thierformen traten schon einzelne seltsam gestaltete Säugthiere.

Auch diese neue Welt ging abermals unter. Es schlug sich eine neue, eine dritte (tertiäre) Reihe von Gebirgslagern nieder, und über ihnen, eins um's andre, erblühete ein vollkommner entfaltetes Leben. Das Reich der Pflanzen zeigt schon mächtiger und herrschender die mit Blumen und Früchten prangenden Gewächse; und mit ihnen nach und nach schon Vögel und Säugthiere, von denen die tiefern Flözgebilde keine Spur aufweisen. Eierlegende Vierfüßler, ungeheure Eidechsen und Schildkröten erscheinen zwar schon in den untern Kreidelagern und im alten Jurakalk; aber Landsäugethiere, jene ungeschlachten riesigen Paläotherien, Megatherien, Anoplotherien u. s. w. erst in den untern Gebilden der dritten Flözlagerreihe, und dann spät in den obern, darüber hingeschwemmten Gebirgslagerungen, auch die Mastodonten, Missuriums, Rhinozerosse, Elephanten u. s. w.

Nach manchen Erdrevolutionen und zahllosen Jahrtausenden, erschien endlich, mit vollendetstem Lebensbau, die menschliche Gestalt. Selten nur wird in den jüngsten Kalk-, Gyps- und Lehmlagern menschliches Gebein versteinert gefunden; und auch dann bleibt noch zweifelhaft, ob diese Einzelnen nicht durch Unglücksfälle späterer Tage, durch örtliche Erdbeben, Bergstürze u. s. w. ein so ungewöhnliches tiefes Grab gefunden haben mögen.

Die untergegangenen Pflanzen- und Thiergattungen der Urwelt gleichen den heutigen nur wenig; viele derselben sind gegenwärtig nirgends mehr vorhanden. Gährungen der Elemente im

Innern des Erdballs zerbrachen mehr denn einmal seine Rinden, daß weite Strecken festgewordnen Landes versanken; dort himmelhohe Gebirgsketten aus dem Abgrund hervorstiegen, und Oceane verdrängten, welche über die unerschüttert gebliebnen Festlande hingeschleudert wurden, Alles verschwemmend.

Die gewaltigste und letzte solcher allgemeinen Sündfluten, oder Ueberstürzungen des großen Oceans, mag nahe vor der Erscheinung des Menschen eingetreten sein. Oertliche Ueberflutungen von Ländern ereigneten sich auch nach seinem Erscheinen. Jene allgemeine, letzte, scheint von der Nähe des Südpols ausgegangen zu sein, und ihre Wogen gegen Norden und Nordost über die Länder hingeschlagen zu haben. Ein Blick auf die heutige Form der Welttheile und Inseln spricht gleichsam Zeugniß dafür aus. Woher die südlichen Ausspitzungen Afrika's und Amerika's; die ungeheuren Buchten und Ausspülungen und Zerrissenheiten Süd-Asiens und Süd-Neuhollands? Es sprechen dafür die bis zu einer Höhe von 4000 bis 5000 Fuß aufwärts getriebenen Nagelflue- und Sandsteingebilde an der Nordseite der Alpen; die schroffere, durch Anprall der Wellen abgewaschene Südseite dieser Alpen und des Jura, und die milder verflächte Nordseite derselben; — dafür die längs der Nordseite der Alpen hingetriebnen, ungeheuren Felsblöcke des Urgebirgs, welche durch ihre abgeschliffenen, feingekritzten Flächen beurkunden, daß sie vordem, in ihrem ursprünglichen Lager, Nachbarn der Firnen und Gletscher der höchsten Berge waren, von denen sie jetzt weit entfernt ruhn*); — dafür die Ueberreste von

*) Daß die Macht der Gewässer einzelne solcher Felsenstücke (blocs erratiques) im Fortsturz mit sich fortreißen könne, ist nichts Unglaubhaftes. Was sind die größten jener Blöcke im Vergleich der Masse und Wucht eines überwallenden Meers, das an Tiefe hin und wieder die Höhen der höchsten Berge übertrifft? Der Gipfel des Tscha-

Pflanzen und Thieren der wärmern Zonen in den aufgeschwemmten Lagern der nördlichern Erdkugel. Durch des Alles überwogenden Weltmeers Rückschlag im äußersten Norden, indem die Gewässer ihr Gleichgewicht herstellten, oder vermöge Emporgangs neuer Gebirge und Eilande, mögen dort auch wieder ähnliche Felsblöcke südwärts geflutet worden sein. Ich könnte dieser Muthmaßung noch manches Andre beifügen, und doch sind es nur Vielleichts! — Vielleicht ergossen sich die Meeresmassen über den Erdball damals, als in den Umgebungen des Südpols zuerst jene weiten Länder und Gebirge plötzlich aus den Tiefen der Urwasser hervordrängten; Länder und Gebirge, deren übergletscherte Thäler und hohen Felsenkulmen erst in unsern Tagen vom Auge kühner Seefahrer entdeckt worden sind, und, als sechster Welttheil, geheimnißvoll dastehn. Vielleicht ward die Verdünstung jener Ueberschwemmung des Erdballs, Ursach eines furchtbaren Kältegrades im Dunstkreis besonders der nördlichen Zonen, daß hier eine lange Vergletscherung der Festlande entstand, und Höhen, wie Ebnen mit Eis-Lagern bedeckt wurden, die allmälig erst abschmolzen, bis ein neues Leben des Thier- und Pflanzenthums aufgehen konnte.

Ob noch einzelne, verwaisete Abkömmlinge von jenen riesenhaften Thiergestalten der Urwelt in unbekannten Einöden umherirren mögen, die kein Europäer gesehn, wer kann es sagen? Jener bekannte Mammuth, den im Jahr 1799 ein tungusischer Fischer im Eise der Lena-Mündung, noch mit Haut und Haar bekleidet, fand; jenes am Willuji-Flusse im J. 1771 ausgegrabne Rhino-

---

hamular im tibetanischen Himalajah hat 26,400 Fuß absoluter Höhe. Aber Kapitän James Roß fand (900 Seemeilen westwärts von St. Helena) das Meer 30,000 Fuß tief, und mußte die Schnur, um sie bis zum Boden des Meers senkrecht zu bewahren, mit 450 Pfund beschweren.

zeros in Fleisch und Haut erhalten, welches Pallas beschrieb, und mancher andre Fund der Art, deuten auf eine noch nicht allzulange Vergangenheit der letzten Weltverwandlung zurück. Am rothen See in den rauhen Wildnissen Oberkanada's soll sich den erschrockenen Indianern noch ein ähnliches Ungeheuer lebendig gezeigt haben, wie J. Long in seinen Reisen berichtet*).

---

**48. Zeitweises Fortrücken jeder Lebensgattung im Gliedern ihres pflanzischen oder thierischen Gehäuses. — Ihre und der Stoffe und Kräfte wechselseitige Beschränkung im Wirken.**

Also war einst schon, und verschwand schon auf Erden eine Thier- und Pflanzenwelt, die in ihren Formen verschieden von derjenigen stand, welche sich seit 6000 Jahren über deren Grabe noch heut erhebt. So können auch die Eilande und Festlande von heut mit ihren Schätzen wieder einmal in den Abgrund der Meere verschlungen, und neue Länder aus den Tiefen des Oceans hervorgeschoben werden, um Heimathen weit vollendeterer Lebensschöpfungen und Wesengattungen zu sein**). Soll ich vor einem Gedanken schauern, der ich täglich Zeuge bin von der Verjüngung der

---

*) In der von E. A. W. Zimmermann herausgegebenen Uebersetzung „von J. Longs Land- und Seereisen" (Hamburg. 1791. S. 119 ff.). Der rothe See, von den Wilden Misqui Sakingan geheißen, hat seinen Namen vom vergossenen Blut jenes fremden Thiers empfangen, welches zwei Chippway-Krieger am Ufer erscheinen sahn und anschossen, worauf es verwundet in den See zurückging und dessen Wellen färbte. Es hatte, der Beschreibung nach, ungewöhnliche Größe, langsamen, schwerfälligen Gang, und ein Fell, wie mit Moos bedeckt. Bei den ersten Schüssen schien es die Kugeln kaum zu empfinden.

**) So erhebt sich die Küste von Schweden und Norwegen. So hat man Beweise, daß an der Westküste von Amerika bei Valdivia, wo im

Welt und dem Wandel ihrer Erscheinungen? — Die Formen nur werden zerbrochen; aber die Natur, in ewiger Wesenheit, wirkt fort durch das All des Seins ins Ewige; jeder Strahl, jeder Lichtpunkt desselben, anders in Verbindung mit Stoffen und Kräften gesetzt, diesen eine andere Einheits-Bildung ertheilend. Es gibt so viele Formen und Arten des Lebens, als verschiedene Verbindungen der verschiednen Gattungen und Stoffen und Bewegkräften sein können. Es bleiben gewiß noch Erscheinungen lebendiger und herrlicherer Geschöpfe auf Erden möglich, die zuvor nie in ihrer Art erschienen sind.

Das Urleben mag in allen Sternen anders walten, und sich, in seinen Gegensätzlichwerdungen, zu ganz andern Geschöpfen gestalten. Auf unsrer Erde entwickelte es sich zuerst im Flüssigen; bevölkerte, als Alles Meer war, das Meer; und trat aus dem Wasser in wunderbaren Uebergangsgestalten, auf das trockne Land und in die Luft. Aber Alles ist nach einer und derselben Urform gebildet, und die Mannigfaltigkeiten sind nur Abänderungen, Veredlungen einzelner Gliederungen und Theile, die erst nach und nach durch die geänderten Wechselwirkungen und Verhältnisse der verschiedenen Elemente, entstanden. Daher die Reihe der in einander verschwimmenden Uebergänge der Pflanzen und Thiere vom verfilzten Fädengeflecht des Byssus in Bergwerken und Gruben, bis zur großartigen Magnolie und zur peruanischen Annona mit den ambrosischen Früchten, groß wie Melonen, an ihren ausgebreiteten Aesten; oder vom Aufgußthierchen empor, durch die lange Reihe der Schaalthiere, Fische, Amphibien, Vögel, Vierfüßler, bis zum afrikanischen Affen (Simia droglodytes) und der menschlichen Gestalt.

---

Jahr 1820 das Wasser nur noch zwei Schuh tief war, 60 — 70 Jahre vorher holl. Linienschiffe vor Anker gelegen waren.

Wie im Großen und Allgemeinen sich das Leben allmälig vom Einfachsten zu einer Einheit des Mannigfaltigsten, in Stoffen, Kräften und Gliederungen aufstuft, eben so nimmt jede einzelne Lebens-Gattung, indem sie ein einzelnes Eigenganzes zusammengliedert, fortschreitend in der Selbstentwicklung, die ihr verwandten stoffischen Atome, Bewegkräfte, und tiefern Lebensartungen, nur eins ums andre, in Verbindung mit sich, bis zur Vollendung ihres Baues. Die Gliederung des Baus, das Innere und Aeußere vom pflanzischen und thierischen Körper, ist aber nichts, als Werkzeug durchweg. Je einfacher dies Werkzeug, je einfacher ist das Wirken des Lebens nach außen; um so zäher hängt es allen Theilen desselben an; und um so leichter ergänzt es dessen einzelne Verstümmelungen. Je höher geartet das Leben steht, um so gliederreicher stattet es seinen Bau aus; um so größer wirkt es nach außen ein. Die mannigfachsten Stoffe, Kräfte und tiefern Lebensartungen werden dabei dem Gesetzthum der Höhern dienstbar; werden gewählt, herangezogen, verwendet, ausgestoßen, oder gewechselt; eins ums andere zur Thätigkeit erregt; in ihrer eigenthümlichen Wirksamkeitsweise beschränkt und gelenkt.

Indem aber das Leben seine Herrschaft und Hoheit über Stoffe und Kräfte ausübt zur Gestaltung seines Gehäuses, hebt es darum die eigenthümliche Artung und das Gesetzthum seiner Diener nicht auf. Diese wirken, jeder nach seiner Weise, da, wohin sie gestellt sind, und beschränken und bedingen hinwieder die Wirkungen des Lebens, durch die ihrigen. Oft gesellen sich andre, untergeordnete Lebensgattungen zu dem Geglieder der höhern; schaffen selbstständig ihre eigenthümlichen Gebilde aus dem Ueberfluß vom Material der Reichern, indem sie sich, schmarotzend an die Außenseite der Pflanzen und Thiere hängen, oder in deren Innersten einnisten. So wird ein Lebensgebilde der Inhalt vieler andern. Wo ein Lebstoff, schließt sich ein Leben an. Des Menschen Leib

selber ist eine kleine Welt von lebendigen Geschöpfen. Sie regen sich und schwelgen im Schleim der Zähne, in seinen Eingeweiden, in seinen Säften und häutigen Zellen.

---

## 49. Unmittelbare und mittelbare Verrichtungen des Lebens im Bau der Pflanzen- und Thierwelt.

Jenes Gesetz alles Wesens und Wirkens: Anziehung und Abstoßung, — ist auch das erste und allgemeinste der allbelebenden Natur, wenn sie ihre sachlichwirkende Einheit, in der Vergänglichkeit der Erscheinungen, auf unzählige Weise ausprägt. Das Urbelebende, in sich zu mancherlei Artungen auseinander getreten, (die dann wiederum in sich, fort und fort als Gleichartiges wesend von einander gehn,) gliedert und ordnet, in Anziehung verwandter Stoffe, bewegender Kräfte und Lebensgattungen, das Mannigfache derselben zu Abbildern ihrer eignen Einheitsnothwendigkeit; zu pflanzischen und thierischen Eigenganzen, für deren Menge und Beschaffenheit uns Zahlen und Namen fehlen.

Wachsthum, d. i. Vereinigung von Stoff-, Kraft- und Lebensgattungen, Bewahrung und Gliederung derselben zu einem Einheitsgebilde; — so wie Fortsetzungen seiner selbst zu gleichartigen Gebilden, dürfen wir daher wohl, mit Fug, die unmittelbaren Verrichtungen des Lebens nennen. Hingegen alle Leistungen desselben, welche nur vermittelst des Gesetzthums der vom Leben gebundnen und beherrschten Stoff-, Kraft- und (ihm verwandten Lebensgattungen) geschehen können, unterscheiden wir von jenen, als mittelbare Lebensverrichtungen, wie das Geschäft der Nährung, Verdauung, Wiederergänzung, Fortbewegung und Absonderung der Flüssigkeiten.

Das Geschäft der Nährung ist einfaches Erscheinen der Wahlverwandtschaft einer Lebensartung zu den, ihrem Gesetzthum ent-

sprechenden, übrigen Lebensgattungen, Bewegkräften und Stoffen, welche die Lebensartung sich zum Ausgestalten ihrer Einheitsschöpfung aneignet. Zwar auch todte Stoffgebilde vergrößern sich durch Anhaftung der ihnen verwandten, oder durch Regewerden magnetischer und galvanischer Kräfte. So wächst der Bleibaum aus der Auflösung seines Metalls pflanzenhaft nach allen Seiten empor mit seinen glänzenden krystallischen Blättchen. Aber es geschieht diese Ausdehnung durch Ansätze der Metallatomen an den äußern Flächen und Spitzen. Das Leben hingegen erweitert sein Gewächs von innen aus, indem es die an sich gezogenen Stoffe zersetzt; die seinem Bedarf untauglichen absondert und ausscheidet; die tauglichen vertheilt, und den verschiednen Gliedern, Werkzeugen und Bestandtheilen seines Gehäuses einverleibt, denen sie Verwandtes sind. Diese Verarbeitung und scheinbare Verwandlung der Materie, durch Verähnlichung und Mischung mit früher vorhandnen, ist das Verdauungsgeschäft des pflanzischen und thierischen Lebens. Jede Artung desselben krystallet seine Fasern, Schläuche, Zellgewebe u. s. w., so wie deren Verhältnisse und Formen, vermittelst Verwendung der verschiednen an sich genommenen bewegenden Kräfte anders; und verähnlicht und mischet, durch eigenthümlichen Chemismus, die Stoffe auf andre Weise. Der Wermuth und die Weinrebe, in gleichem Boden beisammen wurzelnd und Nahrung saugend, in gleicher Luft athmend, bilden ganz verschiedne Säfte in ihrem Innern. Das Fleisch der Säugethiere, Vögel, Fische u. s. w. ist verschieden unter sich und von dem der Pflanzen.

Mit jenem Geschäft der Gewinnung, Verdauung und Vertheilung der Nährstoffe ist das der Wiederergänzung, oder der Heilung verletzter Theile des Eglieders, fast dasselbe; nur höher Gesteigertes. Es ist, wie jenes, eins der allgemeinsten und ersten Geschäfte der, dem Urleben nächsten, Lebensgattungen. Frisch geschnittene Wurzeln, Zweige, Knospen u. s. w. ergänzen sich sel-

der wieder zu vollständigen Lebensgebilden ihrer Art. Trembley kehrte Polypen um, das Innere zum Aeußern; er theilte sie und sie stellten sich wieder her. Bonnet nahm dem Salamander Augen und Füße; das Leben ersetzte sie von neuem, wenn gleich minder vollkommen.

Alle bisher genannten Verrichtungen sind in der Allgemeinheit der Anziehung begründet. Aber untrennbar verbunden damit ist die Abstoßung des dem Gesetzthum des Lebens, nach Zahl und Beschaffenheit, unverwandten, und seiner Wesensartung Widersprechenden. Es offenbart sich dieses Abstoßen sowohl in der Fortbewegung gasiger und tropfbarer Flüssigkeiten im Innern des Lebensgehäuses, als in der Fortschaffung und Absonderung unvereinbarer Materien aus demselben, oder Ausscheidung des Entbehrlichen, durch Verdünstung, Aushauchen, Auswurf u. s. w. Wir wissen, daß die Leiber der Menschen und Thiere, nach einer Reihe von Jahren, nicht mehr aus den nämlichen Stoffen bestehn, aus denen sie einst früher bestanden; daß selbst die Knochen, in ihrem Wachsthum, die ältern Bestandtheile verlieren und mit neuen ersetzt werden. Das Leben bewahrt nur, beim immerwährenden Wechsel des Materials, die von ihm bestimmten Formen des Gegliederts, wie im versteinerten Holz der Kieselstoff in die Formen des verschwundnen Pflanzenstoffs an dessen Stelle tritt.

In allen diesen Verrichtungen ist die eigenthümliche Wirksamkeit der Wärme, des Lichts, Elekters, Galvans, Magnets und andrer Bewegkräfte, sowie ihrer Gegensätze, unverkennbar. Allein eben so unverkennbar handeln sie nicht frei; sondern beherrscht und gefesselt durch die Gewalt des Lebens und, nach jenem Gesetzthum, in bestimmter Ordnung wirkend. Sie werden durch das Leben zur Thätigkeit erregt und bedingt, wie sie ihrerseits, einwirkend, auch das Leben erregen und seine Wirksamkeit bedingen.

Erregbarkeit zum Erscheinen, zum in sich Aendern, ist Ge-

meingut aller Wesensartungen. Es ist auch das Erste und Letzte jeder Lebensäußerung, im Keim, wie in einzelnen Theilen seiner Gliederungen; in diesen aber mehr, oder minder vorhanden, oder gewahrbar. Einen höhern Grad der Erregbarkeit, der von uns sinnlich gewahrt werden kann in allen oder einzelnen Theilen des Lebensgebildes, nennen wir Reizbarkeit (Irritabilität). In todten Stoffgebilden fehlt sie; oder wir wollten die Elastizität, Schatten und Abbild von ihr, nennen. Wir erblicken sie im Zusammenziehn der thierischen Muskeln, wie in den Fasern vieler Kräuter, Gesträuche und Bäume. Bei warmblütigen Thieren verschwindet sie, als letzte Lebensspur, bald nach der Trennung des Kopfs vom Rumpf aus allen Theilen; bei kaltblütigen später. Eine entherzte Schildkröte regt sich noch Tage lang; die vom Rumpf getrennten Beine der Spinnen, Frösche u. s. w. zucken noch mehrere Stunden nachher.

---

**50. Einwirkungen der nicht unter der Lebensherrschaft stehenden Bewegkräfte und Stoffgattungen auf die Bethätigung des Lebens.**

Selbst jene höhern Lebensverrichtungen, welche unsre Bewunderung, oft unser Erstaunen sind; jene Pflanzentriebe, jene Instinkte der Thiere, bieten uns in ihrer Ursprünglichkeit wieder nichts anders dar, als Wechselwirkungen zwischen der Lebensthätigkeit in den Gewächsen, und den erregenden und bewegenden Grundkräften in und außer ihnen. Wenn Tannen, Zedern und Palmen, so wie die niedrigsten Kräuter ihre Wurzeln forschend durch den Erdboden versenden, um festern Anhalt, oder geeignetere Nahrung, zu finden; oder wenn sie ihre Stengel, Zweige, Blätter durstig dem Himmelslicht zuwenden, und, sind sie in Dunkelheit eingeschlossen, ihre jungen Sprossen dem feinsten Spalte, der kleinsten Oeffnung entgegenlenken, durch welche eine Helligkeit dringt: so waltet hier keine freie Wahl, sondern das Alles durchherrschende

Gesetz der Natur, Anziehung des Verwandten zum Gleichartigen, wie es im Zusammenstreben der Hoch- und Niederpole des Galvans, Elekters und Magneten u. s. w. waltet. Aber die Natur, in ihrer höhern Wirksamkeitssphäre, sich reicher und großartiger entfaltend, vermannigfaltigt und steigert, im Reich des Lebens, das Schaffen nach ihrem Gesetzthum. Die bewegenden Grundkräfte sind hier, im Innern jedes Einheitsgebildes, der Gewalt derjenigen Macht untergeordnet, die es erbaut hat. Schlingpflanzen, von aufrecht festern Körpern entfernt, schleichen daher diesen nach, um sich an ihnen emporzuranken. Das Geschmeidige und Zartere schließt sich seinem Gegensatz, dem Starren und Stärkern an, gezogen von seinem Bedürfniß. Die Staubkolben männlicher Blüten gießen ihren Samen durch die Lüfte. Es ist nicht der Zufall, welcher ihn, in seinem Umherschweben, den weiblichen Blumen zulenkt, sie zu befruchten; so wenig der Zufall den Blitzfunken der elektrischen Wolke den Metallspitzen, oder andern leitenden Körpern entgegengeführt. — Wenn die von gleichnamigen Polen des Elekters, oder Magnets gesättigten und bewegten Atome einander fliehn, oder die, welche von ungleichnamigen erregt worden sind, zur Vereinung streben: so erkennen wir darin dasselbe Gesetz, welches wir in belebten Geschöpfen, als Abneigung und Anneigung, Antipathie und Sympathie, wahrnehmen. Es gibt Pflanzen, wie Thiere, welche die Nähe anderer meiden, oder im Dunstkreis derselben verkümmern oder erkranken müssen.

---

### 51. Lebenszustände in Gebundenheit, Erstarrung, Winterschlaf, Verpuppung, Wachen, Schlafen.

Die dem Urleben entsprungenen Gattungen (46.) desselben wirken also nicht nur auf die Stoffe und Kräfte ein, welche sie, im Innern ihrer Verkörperung, zur Ausgestaltung derselben, nach

Bedürfniß fesseln, oder entlassen, vertheilen und ordnen: sondern auch auf die Lebensartungen, die Stoffe und die Kräfte, welche außer den Gränzen ihres Gebildes, ihnen mehr oder minder verwandt, oder ungleich, vorhanden sind. Jene Wirksamkeitsweise wäre ohne diese nicht möglich. Im Weltall, dem Anderssein des Wesenden, dem Wiederschein des All-Einen der Natur, besteht jede der einzelnen Erscheinungen, und deren Gesammtheit, durch und für einander, hervorgetreten; durch und für einander bedingt. Darum wirken auch die außerhalb des pflanzischen und thierischen Körpers regen Artungen des Lebens, des Stoffs und der Bewegkraft, auf diesen Körper eben so gewaltreich zurück. Mangel, oder Ueberfluß der Nahrungsstoffe, des Lichtes, der Wärme, der Dunkelheit, der Kälte, der elektrischen, galvanischen, magnetischen Flüssigkeiten, beschränken, oder hemmen, oder erweitern und begünstigen, die Lebensthätigkeit in den Geschöpfen.

Am bemerkbarsten macht sich dieser Einfluß überall bei der verschiednen Beschaffenheit des Bodens, des Wassers und der Luft, welche für Thiere und Pflanzen gleichsam die allgemeinen Behälter der ihnen entsprechenden Lebstoffe und Bewegkräfte sind. Wir kennen die Einwirkungen der Tage und Nächte; die noch größern der Jahreszeiten und Klimate. Nicht nur die Thätigkeit der Lebensgattungen wird in denselben geändert, im Winter begränzt, wo nicht gehemmt; im Frühling neu angeregt; im Sommer und Herbst vollständig: sondern die Gattungen des Lebens selber sammeln sich zur Schöpfung ihrer stoffischen Gebilde nur da, wo Erdreich und Himmelsreich ihrem Gesetzthum am verwandtesten und zusagendsten sind. Palmen, Banianen und Aloen, die Löwen, Boaschlangen und Papageien, ziehn nur zur Licht- und Wärmefülle des Südens; Fichten, und Flechten der mannigfachsten Art, Rennthiere und Eisbären gedeihen nur in der Winterlichkeit von Tagen und Nächten des Nordens.

Die klimatischen Verhältnisse der Länder, nebst den mittlern Graden der Erdwärme, stehn mit den Jahreszeiten in gewisser Aehnlichkeit: die kalten, lichtarmen Polarzonen mit dem Winter; die beiden gemäßigten Erdgürtel mit dem Frühling; die heißen Tropengegenden mit dem Sommer und Herbst. Es muß sich nothwendig eine durch diese Himmelsstriche bedingte Reihenfolge der Pflanzen und Thiere, ihrer Arten und Verartungen, vom Erdgleicher hinweg bis zu den Erdachsen, ergeben. Jede veränderte Stellung der Erdachse zur Sonne würde nothwendig diese Reihenfolge, oder die geographische Vertheilung der Pflanzen und Thiere auf der Oberfläche unsers Planeten stören und verwandeln, wie sie vielleicht einst eine andre war, als jene riesigen Geschöpfe, deren halbähnliche Ebenbilder zum Theil noch zwischen den Wendekreisen erblickt werden, in den mildern Zonen, und selbst in der Nachbarschaft der Polarwelt, gewohnt zu haben scheinen.

Wenn auch schon manche Thier- und Pflanzengattungen in beinahe alle Zonen eingebürgert werden können, sind die meisten doch, von der Beschaffenheit ihres heimathlichen Bodens und des mit ihm verbundnen Theils der Atmosphäre, so abhängig, daß sie davon nicht entfernt werden können, ohne endlich zu serben und auszusterben. Sie verlassen den Bezirk ihrer Heimath nicht freiwillig, auch wenn man ihnen einen andern, unter gleichem Breitengrade, von gleicher Temperatur, gleicher Lage in Rücksicht der Winde, des Gebirgs, des Meeres u. s. w. oder gleicher Höhe über dem Meere anweisen möchte. Den Beweis haben dafür mehrere Pflanzen Paraguay's, China's u. s. w. geliefert. Es scheint dies dafür zu zeugen, daß sich auf manchen Strecken des Erdballs besondre Artungen des Lebstoffes, besondre Artungen der bewegenden Kräfte, oder eigenthümliche Vereinigungen derselben, oder mächtigere Aeußerungen des Erdballs durch sein galvanisch-elektrisch-magnetisches Wirken u. s. w. bleibend versammelt und gleichsam

angehäuft finden. Der Einfluß dieser Zustände, auf die Lebensgattungen, offenbart sich nicht nur auf die Pflanzenwelt, sondern auch auf Menschen und Thiere.

Mit dem Wechsel der Jahreszeiten ändern die Beschaffenheiten des Luftkreises, nicht etwa nur durch Mehrung und Minderung der Wärme des Lichts, Elekters u. s. w., sondern auch durch Hervortreten und stärkeres Einwirken andrer Artungen der bewegenden Kräfte, und deren verwandelte Verhältnisse in Verbindung mit unerkennbaren Artungen der Atome. Davon belehrt uns beim Wechsel der Jahreszeiten, die im gleichen Verhältniß geänderte Lebenswirksamkeit in Pflanzen und Thieren; jene sprossen oder welken; diese wechseln Farbe und Behaarung. Die Sterblichkeit der Menschen ist in bestimmten Zeiten des Jahrs allgemeiner. Noch kennen wir nicht alle Gattungen der Stoffe und der auf sie und die Lebensgattungen einwirkenden Kräfte. Die Physik, als Wissenschaft, wie reich sie uns jetzt schon immerhin ausgestattet erscheint, liegt noch in der Wiege ihrer Kindheit. Wer löset heut schon das Räthsel vom Einfluß entfernter Weltkörper, der Sonne, des Mondes, vielleicht noch andrer, unabhängig von Licht-, Wärme-, Elekterverbindungen und Entbindungen, auf die Verrichtungen des Lebens; ein Einfluß, den tausend Thatsachen unter allen Himmelsstrichen beurkunden? Wer löset das Räthsel der sogenannten Miasmen, der zeitweisen Erscheinungen und Dauern gewisser epidemischer und sporadischer Krankheiten, und ihrer Wanderungen um den Erdkreis? Wer löset das Räthsel der Vorgefühle vieler Thiere von Witterungswechseln, selbst atmosphärischen, feuchten oder trocknen, Zuständen ganzer Sommerzeiten? Wir athmen, wir leben mit Pflanzen und Thieren im Luftmeer; aber seine Bestandtheile sind uns unbekannt, mit Ausnahme der allergewahrbarsten und ausscheidungsfähigsten Gasarten; unbekannt sind uns seine Ebben und Fluten, Bewegungen und Verwandlungen. Jene Erfah-

rungswissenschaften, welche wir Atmosphärologie und Meteorologie nennen, werden in ihrer bisherigen Dürftigkeit beharren, bis eine Kette oder mehrere Linien von Beobachtungspunkten, mit verglichenen Werkzeugen und einerlei Weisungen ausgestattet, von einem Polarkreise zum andern, alle Zonen durchschneidend, gezogen sind; und eben so wieder mehrere, in verschiednen Breitegraden, um beide Halbkugeln des Weltkörpers; bis wir die gleichzeitigen Erscheinungen des gesammten Luftkreises, von der Meeresfläche bis zu den letzten bewohnten Höhen der Gebirge, kennen; sowohl mit Bezug auf den Stand der Sonne und der übrigen Planeten zum Erdball, als der Erdbeben, vulkanischen Ausbrüche, oder der Ausbreitung, Dauer und Wanderung um sich greifender Seuchen aller Art u. s. w.*).

Aber auch dann werden dem geschärftesten Blick der forschenden Beobachter viele Umstände entrinnen, welche den Schlüssel zur Lösung des anziehendsten Räthsels verheimlichen. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß Luft- und Erdkreis noch Familien von Atomen und Kräften beherbergen, welche sich bisher so wenig, als Licht- und Wärmestoff fangen, wägen, prüfen ließen; und die in großen Wechselwirkungen auf einander und mit bekanntern Gasen und Naturkräften, nicht geringen Einfluß auf Lebensentwickelungen haben. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß jede einzelne Stelle, oder Gegend, auf der Erdoberfläche ihre eigenthümliche Häufung und Mischung von Dünsten, Gasen, Atomen, Bewegkräften und Gegensätzen derselben enthalte, deren Verschiedenheit

*) Dergleichen könnte, in unsrer Zeit, nur von England ausgeführt werden. Ich gab meinem verewigten Freunde, dem Prof. M. A. Pictet in Genf, auf sein Verlangen, meine Ideen darüber schriftlich. Er wollte sie der Londner Societät der Wissenschaften mittheilen, und starb bald darauf.

von den übrigen, oder deren Uebergang zu benachbarten, wir nur in rohern Umrissen, nicht in ihren zartern Bestimmungen, zu unterscheiden wissen. Kein Ort auf Erden ist dem andern in seinen Umgebungen, und physischen Verhältnissen, gleich. Geographische Länge und Breite eines jeden; größere oder geringere Erhebung über der Meeresfläche; freie oder von Bergen umfangne Lagen; Sumpf-, Steppen-, Felsen-, Sandboden; stehende, stille oder bewegte, oder unterirdische Gewässer; stärkeres oder schwächeres örtliches Erregtsein von Elekter, Galvan, Magnet des Weltkörpers selber; andre Thier- und Pflanzenwelt mit deren eigenartigen Verdünstungen; zahllose Einflüsse andrer Art, geben der Beschaffenheit jeglicher Gegend eigenthümliche von andern verschiedne Haltung und Stimmung. Auf gewissen Punkten der Erdoberfläche finden wir die Pest; auf andern die Cholera; in der Verschattung, tieferliegender Gebirgsthäler den Cretinismus, heimisch. Aufenthaltswechsel, oder Luftänderung, kränklicher Menschen wird ihrem Genesen, bald vortheilhaft, oder gefährlich.

Den menschlichen Sinnen sind diese eigenthümlichen Häufungen und Mischungs- und Erregungsverhältnisse von Stoffen und Kräften, auf verschiednen Erdstellen, unempfindbar. Aber nicht auf gleiche Weise sind denselben die Sinne aller Thiere verschlossen. Das Leben des menschlichen Leibes wird vom Einfluß jener mannigfaltigen Zustände nur selten in seinem Wirken geändert. Der Mensch, und nur wenige Thiere und Pflanzen, wie er, gleichsam geharnischt gegen die Einwirkung jener Zustände, können sich daher in fast allen Gegenden des Weltkörpers ansiedeln. Nicht also jede der thierischen und pflanzischen Lebensgattungen. Der Mehrtheil der Pflanzen und Thiere ist an den Genuß örtlicher Naturverhältnisse gefesselt; er wird von ihnen aus der Ferne angezogen; von andern wieder verdrängt.

Doch bei dem bunten Wechsel dieser zartern, irdischen und

gasigen Eigenthümlichkeiten der Oerter und Gegenden herrscht unstreitig ein allmäliges Uebergehn von einem zum andern, von den Polen bis zum Erdgleicher; eine Einheit im Mannigfaltigen, welche wir schon an dem stufenweisen Uebergang der Thier- und Pflanzenarten von den Gebieten des heißen Erdgürtels hinweg bis zu den Zonen der Polarwelt erkennen. Dies, was in seiner geheimen Selbstheit für uns unempfindbar ist, ist es nicht für die Lebensreizbarkeit, oder feinern, oder uns unbekannten, Sinne mancher Thiere. Es dient ihnen zu einer uns unsichtbaren, ihnen aber unverkennbaren Wasser- oder Luftstraße auf ihren Wanderungen. Die irrende Ameise, die weitumherschwärmende Biene, die weitentführte Posttaube, findet ihr entferntes Nest wieder. Die wandernden Schaaren der Fische, wenn sie, in der Laichzeit, die heimathlichen Eismeere gegen südlichere vertauscht haben; die Zugvögel, wenn sie zur Herbstzeit sich von uns ab, wärmern Himmelsgegenden zugewandt haben, kehren zur bestimmten Zeit dahin, ohne Verirrung, zurück, von wannen sie ausgezogen. Die allgemeine Umstimmung der den Erdball durchdringenden und umschwebenden Atome und Bewegkräfte, deren Anderssein und Anderserregen des Lebens, bei geänderter Stellung unsers Weltkörpers zur Sonne, ist der Zauberzwang, welcher jene Geschöpfe zum Kommen und Abgehn ruft. Nicht bloß bevorstehender Mangel an Nahrung im Winter, nicht dessen Kälte, ruft den Zugvogel in reichere oder mildere Weltgegenden. Gefangengehalten auch in warmen Zimmern, auch bei guter Nahrung, wird er zur Zeit des Auswanderns, ohne Kunde vom Rüsten seiner Geschlechtsgenossen, unruhig, wild umherflatternd, schlaflos und hinwegstrebend. Das ganze Weltall ist in gegenseitigen Erregungen bewegt und ewig ändernd.

Ohne Einwirkung ihm verwandter Kräfte, ruht das Leben in sich selber, ungeweckt, thatlos, gebunden. Es kann Jahre, vielleicht Jahrhunderte lang, Samenkörnern in der Erde beiwoh-

nen, ohne den vorhandnen Keim derselben zu entwickeln. Man hat in kleinen Aushöhlungen des Jurakalks, beim Sprengen tieferer Felslager, leblos scheinende kleine Würmer eingeschlossen gefunden, welche sich am Sonnenlicht wieder zu regen anfingen, doch dann nach wenigen Tagen starben*). Waren sie Reste des urweltlichen Lebens, aus Zeitaltern, da der Fels noch Schlamm gewesen und sie umhüllte? oder Entbindungen aus Insekteneiern, welche durch Steinritzen, mit dem einsickernden Wasser, zur Tiefe jener Kalkablagerungen gelangten? Aber dies in sich gebundene Leben ist kein schlechthiniger Stillstand seiner Thätigkeit. Gehemmt am äußern Erscheinen ist es, die erste und tiefste seiner Verrichtungen vollziehend, in sich selber wirksam, die zarte Gliederung des Keims und seine Vereinung mit demselben zu bewahren.

Aehnlich diesem Zustande ist die gewaltsame Zurückdrängung der Lebensmacht aus den äußern, nach den innern Theilen ihrer Behausung, sobald feindselige, ihrem Gesetzthum widerstreitende Kräfte sie überwältigen. Wir sehn Pflanzen und Thiere beim Uebermaß von Licht, Wärme, Elekter u. s. w. schmachten und verdorren; beim Mangel der geforderten Erregung, erstarren.

Mit Verdichtung der flüssigen Stoffe, in den Außentheilen des Gebildes, flüchtet das gehemmte Leben ins Innere seiner Schöpfung zurück. Halmen und Blätter fallen im Winter ab von den Gewächsen; Thiere liegen vom Frost betäubt. Man pflegt diese Zustände der äußern Erstarrung, den Winterschlaf der Thiere und Pflanzen zu nennen, wiewohl er kein wahrer Schlaf, sondern nur eine erzwungene Unthätigkeit, oder Gebundenheit, des Lebens, im äußern Geglieder, ist, wie denn auch andre Ver-

*) Mein gelehrter Freund Hugi in Solothurn zeigte mir davon vor. Die Würmer, (Larven, Verpuppungen) hatten sich in kleinen, sehr ausgeglätteten, luftdicht geschlossenen Kalksteinen, erhalten.

hältnisse ähnliche Stillstände, oder Zurückflüchtungen des Lebens, bei Menschen und Thieren bewirken können, Ohnmachten, Katalepsien u. s. w. genannt.

Annähernd ist dem wirklichen Schlafe der Zustand pflanzischer, oder thierischer Embryonen, während ihrer Erregtheit zum Wachsthum im Samen, in Eiern, im Innern der Mütter; oder jener der Insekten, während ihrer Verpuppung. Gleichsam in sich selber verschlossen, geschirmt vor dem Andrang übermächtiger Bewegkräfte, nur in mäßiger Wechselwirkung mit der Umgebung, arbeitet das Leben da von innen nach außen, zur Vollendung seiner Werkzeuge, mit welchen gerüstet, es in die gewaltigen Wogen und Strömungen des Weltganzen hervortreten und seine Aufgabe lösen kann.

Wachen und Schlaf selbst sind Gegensätzlichwerdungen der Lebensthätigkeit in der Art ihrer Erscheinung. Sie wendet sich im Wachen gegen die Außenwelt, zu verwandten Stoffen und Kräften, für den Bau des Einheitsgebildes, Materialien zu sammeln; oder sich in Zeugung zu vermannigfachen und zu verewigen; im Schlafen hat sie nur inneres Wachsein, bei geringem Verkehr mit dem Draußen; ist zur Verarbeitung der gewonnenen Materialien in Ausgestaltung ihres Werkes geschäftig; wachend mehr zum Erwerb der Stoffe und zur Verwendung der Kräfte; schlafend mehr zum Erwerb der Kräfte und Verbrauch, oder Verwandeln der Stoffe rührig; wachend mehr den höhern Lebensverrichtungen hingegeben, schlafend mehr den untern. (49.).

Licht und Wärme, wie sie der Tag bietet, sind im Allgemeinen mehr der höhern Wirksamkeitsweise des Lebens hold, der Bethätigung des Faser- und Muskelreizes, der Befruchtung und Zeugung, der Verdichtung des Gewebes, der Streckung des Wuchses zur Höhe, begleitet von Ausscheidung des Ueberflusses gasiger und tropfbarer Flüssigkeit aus dem Bau des Geglieders. Denn Licht

mäßigt dabei die verflüchtigende Gewalt der Wärme; Wärme die verdichtende des Lichtes (41.).

Dunkelheit und Wärme hinwieder, wenn sie, wie zur Nachtzeit, vorherrschen, begünstigen mehr das Geschäft der niedern Lebensverrichtungen und des innern Wachsein; Verdünnung, Verdauung, Verähnlichung der Säfte, Ausdehnung der Gefäße, Keimentwicklung und Wiederherstellung, oder Ergänzung des Verletzten. Pflanzen im Schlaf, oder von Dunkelheit und Wärme umfangen, werden schwammiger, wässriger, entfärbter; Thiere gedunsener, schlaffer, weichlichern Baues; während beide am Tage, in Licht und Wärme, schlanker, kerniger, gestärkter und farbenreicher erwachsen. Dunkelheit und Kälte mit einander verbunden, hemmen sich gegenseitig in Erweckung der Lebensregsamkeit (42.).

Obgleich Tages- und Jahreszeiten mit ihrem Mehr oder Minder des Lichts, der Wärme und andrer verwandten Kräfte, die Zustände und Geschäfte des Lebens im Wachen und Schlaf begünstigen: sind Schlaf und Wachen dennoch nichts weniger, als von ihnen allein bedingte Zustände, sondern aus dem Wesen des schaffenden Lebens hervorgegangene Gegensätzlichwerdungen seiner Thätigkeit. Allerdings öffnen viele Pflanzen ihre Blumenkronen, oder die nächtlich zusammengefalteten gefiederten Blättchen (wie Tamarinden, Mimosen u. s. w.), dem wachsenden Tageslicht am Morgen; andre später. Aber sie thun dasselbe auch, und erwachen um dieselbe Zeit, wenn sie, künstlich vom Genuß des Sonnenlichts ausgeschlossen, in tiefster Finsterniß gehalten werden. Wieder andre treten schon am vollen Tage, zu verschiednen Stunden, in den Schlummer zurück. Noch andre wachen, blühn, befruchten sich Nachts, und verschließen sich am Tage, wie Nachtviole, arabischer Jasmin (Nyctanthes sambac), die Nyctagineen u. a. m. Eben so verschlafen mehrere Thiergattungen den Tag, die aber allnächtlich wach, auf Nahrung ausgehn, Nester baun und sich begatten.

Nur in den untern Klassen des Pflanzen- und Thierreichs haben wir jene Gegensätze der Thätigkeitsweise, zum innern oder äußern Wachsein, noch nicht wahrnehmen können.

---

## 52. Zeugung und Tod.

Anfangs ein Funke, mehrt sich die belebende Macht des stoffischen Einheitsgebildes, mit Menge und Mannigfaltigkeit der Kräfte und Stoffe, welche sie in ihren Bereich aufgenommen und ihrem Gesetz untergeordnet hat. Die Fülle des Lebens mehrt sich bis zum Ueberströmen zu neuen Gebilden. Je mehr Nahrung, je mehr Zeugungskraft. In Hungerjahren werden weniger Menschen geboren.

Je reicher an Wiederergänzungsvermögen das Leben, und je einfacher sein Bau ist, um so leichter wird seine Fortpflanzung geschehen; selbst durch einzelne Theile seiner Verkörperung (wenn in denselben das Wesentlichste seines Geglieders sich wiederholt findet), wie im Bau der Polypen, in Zweigen, oder Wurzeln, oder Knospen, selbst Blättern vieler Pflanzen. Im Samenkeim (Ei, Fötus) ist die Gesammtheit des Geglieders jeder Gattung vollständig in Anlage, aber nicht ausgebildet.

Das Leben auf seinen untersten Stufen, mit denen auch die vollkommensten Artungen desselben ihr Werk beginnen, hat in der anfänglichen Unfestigkeit, Flüssigkeit oder Weichheit der Stoffe, in denen es schafft, die meiste Hinneigung zur Ausdehnung, zum Wachsthum zur Ergänzung seiner Gliederungen. Daher wachsen zwei und mehr Keime, in ihrer noch dotterartigen Beschaffenheit, gedrängt, in einander überfließend, leicht zusammen, als Doppelgebilde mit Doppelleben. So sehn wir zuweilen zusammengewachsene Kirschen, Mandeln, Thiere, Menschen.

Hinwieder kann auch einseitige Begünstigung, oder Störung,

der einen oder andern Lebensverrichtung, im Ausbilden des Gewächses, einseitiges Entfalten, oder Zurückstehn einzelner Gliederungen, oder auch Entwickelung fremdartiger Lebensgattungen im Gehäuse einer andern, und auf Kosten derselben, d. i. Mißgestaltungen (monströse Bildungen) bewirken, welche sich mit dem Wachsthum des Ganzen verhältnißmäßig ausgestalten. Indem das schaffende Leben, bei dieser irren Richtung seiner Thätigkeit, zumal bei Ausbildung der edlern, innern Werkzeuge, die Mißverhältnisse fortsetzt; pflanzt es dieselben zeugend, als Gleichartiges von sich, im Samengebilde fort. Es hüllt hier den von ihm ausgegangnen Funken in dieselben Stoffarten und Formverhältnisse, welche es selber zum Bau seines Gehäuses anzunehmen gezwungen war. Innere Mißgebilde der Werkzeuge (organische Fehler) können daher in Geschlechterfolgen vererbt werden, besonders wenn, zur Fortzeugung, Geschöpfe auf einander wirken, welche durch Herkunft von gleichem Stamm, durch Gleichheit örtlichen Atmosphären-Tons, und der dadurch bedingten Beschaffenheit der Nahrungsstoffe, mehr oder weniger zu ähnlichen theilweisen Schwächen, oder Mißbildungen, der innern Gliederungen, Hinneigung empfangen haben. Feldfrüchte verarten und vergehn mit der Zeit endlich auf dem Boden, von dessen Pflanzen ihre Saat stammt. Völkerschaften, die in seltener Vermischung mit einander leben, nehmen endlich, unter dem Einfluß von Klima und Boden ihrer Wohnstätte, eigenthümliche Haltung und Gestaltung des Körperbau's, sogenannte Nationalphysiognomien, an, wodurch sie sich von Nachbarn unterscheiden. Familien, deren Kinder sich, nur unter sich, und unvermischt mit anderm Geblüt, fortpflanzen, sterben endlich entartend aus. Das leibliche Leben der Familien und Völkerschaften, wie der Thiere und Feldfrüchte, ist nicht das unwandelbar Wesende, sondern nur Erscheinung desselben, und kann sich nur in Mannigfaltigkeit und Wechsel erhalten.

Im zarten, flüssigen, dotterartigen Keim, dem sich irgend eine Artung des Urlebens angeschlossen hat, wickelt diese ihre Einheitsform aus einander, in Aneignung und Verdichtung der Stoffe, mit denen sie sich umkörpert. Ihr gesammtes Schaffen, im Erscheinen, ist ein fortgesetzter Verdichtungsprozeß der von ihr gegliederten Werkzeuge. Sind diese zur angemessenen Festigkeit gelangt, tritt das Urleben zeugend, ändernd in sich, zu erscheinenden Gleichartigkeiten der Gattung aus einander. So waltet es unvergänglich in neuen Erscheinungen fort, während die frühern einzelnen Lebensgebilde dadurch wieder vergehn, wodurch sie wurden, nämlich durch den Verdichtungsprozeß. — Zuerst erstarren, im anhaltenden Verdichtungsverfahren, die festern Bestandtheile von außen nach dem Innern, welche bisher biegsam und geschmeidig gewesen; die Fasern und Knochen, Stützen und Träger des Flüssigen und Weichen. Mit ihrer Erhärtung verliert die bildende Lebensmacht die vorige Gewalt über sie; das Wachsthum in die Länge endet. Es bleibt nur noch Ausdehnbarkeit des Durchmessers übrig, welche endlich, mit fortdauerndem Verdichten der Stoffe, gleichsam ihre Gränzen findet. Dann bleiben noch die flüssigern, weichern Theile des Körpers zum Spielraum der Lebensthätigkeit. Aber indem sie ununterbrochen die Bestandtheile der Fasern und Muskeln, der Zellen, Schläuche und zartesten Geflechte, dichter drängt, in sich verengt, werden den luftförmigen und tropfbaren Flüssigkeiten die Wege des Umlaufs, des Verdünstens und Wiedereinkehrens verrammelt. Das Leben verschließt sich damit selber, in Folge seines unwandelbaren Gesetzthums, allmälig den freien Verkehr mit der Außenwelt. Es zieht sich von den äußern, verhärteten, spröden Theilen seines Werks, immer tiefer in das Innere des Gehäuses zurück; und unfähig auch dieses, nach abgebrochner Verbindung mit dem Draußen, zu erhalten, überläßt es den ganzen Bau wieder dem wilden Spiele der von ihm nun unbeherrschbaren Bewegkräfte. Diese, nicht mehr

durch seine Macht bezähmt, oder abgewehrt, zerstören das Werk, welches sie selber einst im Dienst des Lebens, errichten halfen.

Dies Entweichen des Lebens, von seinem Stoffgebilde, wird der Tod genannt. Nicht die bewegenden Naturkräfte sterben: sie sind das ewige Aendernde und Bewegende des Weltalls. Nicht die Lebstoffe verschwinden aus der Unendlichkeit des Vorhandnen. Sie, in Staub zerfallen, werden verweht, in Atomen aufgelöst, und, angezogen von andern Artungen des Urlebens, werden Bestandtheile von neuen Hüllen. Was heut auf Erden athmet, ist in die Asche längstvergangner Pflanzen, Thier- und Menschengeschlechter eingekleidet. — Nicht das Belebende stirbt; es ist der Gegensatz des Unbelebten; das Wesende kann sich ja nicht entwesen. Die Natur ist die Fülle des ewigen Lebens in wechselnden Erscheinungen ihres Andersseins; nämlich der Welt

---

### 53. Schlußbemerkung.

Was Pflanzen, Thiere und Menschen gliedert und gestaltet, ist, wie gesagt, eine und dieselbe Naturmacht; ein und dasselbe Urleben; nur in verschiedenen Abstufungen, Artungen und Wirksamkeitsweisen (46.), in welche es gegensätzlich aus einander trat. Pflanzen athmen ein und aus; schlafen, wachen, ernähren sich, zeugen sich fort, wie Thiere und Menschen; nur in andrer Weise. Bloß, als lebende Geschöpfe genommen, sind Pflanzen in den Boden eingewurzelte Thiere, und Thiere sind wandelnde Pflanzen.

Ich habe bisher das Belebende rein, an und für sich, betrachtet, verbunden mit den Stoffen und Bewegkräften, welche es, zur von ihm beherrschten Einheit, gliedert; nicht verbunden mit Seele, oder Geist. Nur das Leben lebt; nicht Luft oder Felsen,

nicht Feuer, oder elektrische, oder magnetische, oder eine andre Bewegkraft. Nur das Leben lebt; nicht die Seele lebt, nicht der menschliche Geist lebt, obgleich man sich des bildlichen Ausdrucks von beiden zuweilen bedient; oder Leben, Seele und Geist mit einander verwechselt; oder Alles für eins und dasselbe hält. Das wesende Seelische, die wesenden Geister schweben hoch über Stoff, über Bewegkraft und Leben.

# V. Das Seelische.

**54. Die Natur in Anschauung und Gefühl ihres Selbstes. Das Seelische und Allbeseligende.**

Nähern wir uns, in Betrachtung der Natur, einer höhern Sphäre ihrer Herrlichkeit und Macht, in der sie sich uns, als die Alles Beseelende, in sich Allselige, verkündet: so treten wir aus der Wunderwelt ihrer ins Unendliche aus einandergezweigeten Stoffartungen und mit denselben vermählten Bewegkräfte, und den daraus in tausend und tausend Gestalten durch das Leben geschaffnen Abbildern der Natur-Einheit, in ein noch glänzenderes Wunderreich. Da besteht sie nicht bloß, als die allgegenwärtig Sachliche (28.), allmächtig Wirkende, ewig Aendernde (29.) und doch in unbedingter Einheit Beharrliche (44.), sondern sie offenbart sich uns in Anschauung und Gefühl ihres Selbstes (5.) Sie ist kein todtes, starres, in der Nothwendigkeit ihres Gesetzthums Hinwirkendes: sondern die beseelende Ur-Seele des Alls. Sie gewahrt, sie empfindet, sie fühlt sich selbst.

Aber hervorgetreten aus ihrer wesenden Urheit in ihr Anderssein; aus ihrer Unbedingtheit in das Bedingte; aus ihrer Unendlichkeit ins Endliche, erscheint sie, als endliches Gewahren; als Beschränkt-Seliges; als von Unlust begränzte Lust. Aber am Sein erkennen wir das Wesen; im Bewirkten, das Wirkende; im Endlichen das Unendliche. Denn die Wirkungen sind inner ihrer Ursache (53.), nicht außer derselben.

## 35. Die Weltseele.

Die ihr eignes Selbst gewahrende und fühlende Natur, aber zum Anderssein in sich gegensätzlich gewordene, können wir mit den Namen der **Urseele** oder **Weltseele** bezeichnen; wie wir uns auch erlaubt haben, das allgemeine, erste Anderssein ihres Sachlichwesens, Urstoffisches, oder ihres Wirkens, Urkraft, oder ihres Einheitsäußerns, Urleben zu nennen. Und wie sie in allen Sphären ihrer Wirksamkeitsartungen wieder vom Allgemeinen zum Besondern, und in die mannigfaltigsten Einzelheiten auseinander tritt: so auch, als **Weltseele** in das Zahllose der **Einzel-Seelen**, die, wie die Weltseele selbst, nur aus ihrer Wesenheit hervorgegangen, untrennbar eins in ihr sind.

Doch so wenig wir, von dem gegenwärtigen Stand unsrer Kenntnisse und Erfahrungen, die Stufenreihe der Stoffe, Bewegkräfte, oder Lebensgattungen überschauen können, wie sie aus dem Allgemeinsten zum einzelnen Höchsten, vom Formlosen zum in sich vollendetsten Gebilde, aufsteigen: eben so wenig ist für uns dasselbe vom Erscheinen des seelischen Wesens in zahllosen seelischen Artungen möglich. Nur soviel lehrt uns die Beobachtung, daß sich die Natur, in dieser ihrer Wirksamkeitssphäre, nicht so weitverbreitet äußert, wie in allen vorher bezeichneten. Nur ein geringer Theil belebter Stoffgebilde ist beseelt; nur **Thiere** und **Menschen** auf dem Erdball empfinden und fühlen. Alle andern Schöpfungen stehn und wandeln, gleichsam wie Todtes; ohne sich selber, oder das Uebrige um sich her zu gewahren; ohne Lust, ohne Schmerz.

Und doch scheint diese Naturmacht, wie jede andre, weiter durch das unendliche All ausgegossen zu sein, als sie sich unserm blöden Blick im Endlichen offenbart. Ist's nicht auch das allgegenwärtige Stoffzeugende? Sind es nicht auch die geheimnißvollen Bewegkräfte, die vorhanden ruhn, wo keiner unsrer Sinne sie entdeckt, bis sie,

durch Erregung geweckt, wirkend hervortreten? Ist's nicht ebenso das überall waltende Ur-Leben des Alls? —

Wie das Ur-Leben, wie die Urkraft nur gewahrbar wird, wenn es, mit Stoffischem verbunden, sich darstellt: so kennen wir auch die Weltseele nur, wenn sie, irdisch eingekleidet, uns im Endlichen begegnet. Aber es reden tausend unläugbare Erfahrungen davon, daß das seelische Empfinden und Gewahren bei Thieren und Menschen seine Sphäre oft weit über die äußern Leibes- und Sinnengränzen ausdehnt, wie in Antipathien, sogenannten Ahnungen, schlafwanderischen Zuständen, Nervenkrankheiten u. s. w. bemerkbar wird. Es muß ein Erregen und Erregtwerden der Einzelseelen gegenseitig möglich sein, vermittelst der das All durchfließenden Weltseele; auch unvermittelt durch Stoffe, Kräfte und Lebensgattungen. Ich sage möglich, weil Thatsachen zeugen. Doch davon künftig.

---

### 36. Allgemeiner Stand des Seelischen zum Leben.

Stoffe sind Träger der Bewegkräfte; diese sind die Trägerinnen des Lebens; das Leben hinwieder ist der Träger des Seelischen. Und gleichförmig, wie sich das Leben zu immer vollkommner gegliederten Gewächsen entfaltet in der Pflanzenwelt: so stuft sich das Seelische, so die Thierwelt, neben der Pflanzenwelt, gleichlaufend, vom Allgemeinsten, Einfachsten, in sich kaum Unterscheidbaren, zum Vollendetsten heran.

Wir erblicken, auf den untersten Stufen des Beseelten, die Weichthiere, Polypen und Korallen, fast ohne Gliederung, geschlechtlos; kleinen, den Augen oft ungewahrbaren Schleimbläschen, oder zu Röhren verlängerten Blasenformen, ähnlich. Sie sind noch ohne Eingeweide, sogar ohne Sinnwerkzeuge, und

dennoch beseelte Gewächse; denn sie tummeln sich in reger Bewegung durch einander; weichen einander aus; gewahren sich gegenseitig und flüchten vor Störungen, die in ihrem flüssigen Element verursacht werden. — In Muscheln und Schnecken, schon mit Eingeweiden und Zeugungstheilen versehen, äußert das Seelische größere Empfindlichkeit; schärfere Gewahrung der Dinge. Insekten, vollständiger, als jene, ausgebaut, größtentheils in getrennten Geschlechtern, zeigen endlich auch schon einige äußere Sinnenwerkzeuge zum Behuf des sie beseelenden Wesens; mehr noch die Fische; mehr noch die Vögel. Aber das vollständige Gliederwerk, die sämmtlichen Sinnwerkzeuge, wie solche auch der Mensch besitzt, haben, in verschiedner Gestaltung, die Säugthiere empfangen. In ihnen offenbart sich daher das Seelische für uns mit mannigfaltigster Eigenthümlichkeit am hellsten, besonders in den vollkommnern Säugthieren, wie Hunden, Affen, Elephanten, Pferden u. s. w. Wir bemerken im Körperbau derselben besonders eine größere Menge von Nerven, die das eigengeartete Leben vom Gehirn und Rückenmark fast nach allen Gegenden des Leibes, und nach allen äußern Werkzeugen der Sinne, wie vorzügliche Leiter, wie Hauptstraßen seelischer Wirksamkeit, ausspinnt. Aber auch bei den untersten, unvollkommensten thierischen Gattungen ist noch Nervengewebe zu erkennen. Wahrscheinlich ist der ganze, gallertähnliche Bestand dieser Geschöpfe von nervischer Art; seelisch umflossen und durchdrungen.

Um das Leben an und für sich im Wirken und Schaffen rein, ohne irgend eine Wirkung vom Wesen der Seele, zu beobachten, hab' ich es, in der vorhergehenden Betrachtung (44.) mit seinen Verrichtungen nur in der Pflanzenwelt angeschaut. Eben so mag das Seelische für sich allein, und in seinen Eigenthümlichkeiten, unveredelt durch Einwirkungen (26.) des Geistes, in der Thierwelt am besten erkennbar gemacht werden können. Noch heutiges Tages wird von Vielen Seele und Geist für das Gleiche

gehalten, wie beharrlich sich doch ihre Verschiedenheit dem flüchtigsten Blick aufdringt. Man hält das Höchste im Menschen nur für eine vollkommnere Thierseele! Aber das Seelische ist offenbar nur Diener des geistigen Wesens, und kann durch dieses selbst veredelter werden.

Auf ähnliche Weise erscheint auch das pflanzische Leben, wenn es mit dem Empfinden und Gewahren der Seele vereint ist, als ein Gehobneres, Veredelteres. Und doch bleibt es in seiner Wesenheit unwandelbar nur dasselbe, und wird unter dem Lautwerden der Gefühle stets nach seinem eignen, ewigen gleichen Gesetz thätig. Es legt keine seiner mittelbaren, oder unmittelbaren Verrichtungen zum Wachsthum, Gliedern und Fortzeugen, zur Aneignung, Fortbewegung, Absonderung und Wiederersetzung der Bewegkräfte und Stoffe, ab; Verrichtungen, die man im Allgemeinen, als Wirkungen der Lebenstriebe, zu bezeichnen pflegt.

Hinwieder weicht auch das Seelische nie, wie mächtig es immerhin vom ihm verwandten Leben (oder auch vom menschlichen Geiste), aufgeregt werde, von seinem eigenthümlichen Gesetzthum ab. Denn alle Empfindungen, Gewahrungen und Gefühle, erregt durch das Leben, oder durch Außendinge, sind nicht im Leben, nicht im Fleisch und Blut, nicht in den Außendingen der übrigen Welt; sondern sie sind Erregtes im Wesen der dadurch bethätigten Seele. Diese schwebt gleichsam über dem Leben, als Wächterin und Hüterin desselben; als Warnerin desselben vor Gefahren; und weckt seine Geschäftigkeit durch Aeußerungen der Lust oder Unlust. Was die Pflanze nicht gewahren kann, sieht und hört das Thier, dessen Seelisches auf das Belebende, wie dieses auf bewegende Kräfte und Stoffe zurückwirkt, zum Ruhen, oder Ortsverändern, zum Annähern oder Fliehen.

Im All der unendlichen Natur und ihrer Wirksamkeitssphären ist Wesen und Gesetzthum des Seelischen das unmittelbar Ver-

wandte, Gleichartige, Gegensätzliche vom Belebenden. Eben dadurch sind die Wechselwirkungen beider innig, einig, gleichzeitig, oder vielmehr zeitlos. Die allgemeinsten Gesetze der Natur offenbaren sich in ihnen beiden, wie in allen andern (25.). Wenn ein anhaltendes, oder übermächtiges Wirken der Grundkräfte und Stoffe, wogegen sich das Leben nur leidend verhalten kann, diesem in seinen Verrichtungen endlich störend und hemmend wird: so werden hinwieder auch die seelischen Empfindungen durch anhaltende, übermächtige, vom Leben ausgegangne Reize endlich stumpf. Und gleichwie vorzugsweise, einseitige Begünstigung und Pflege einzelner Lebensverrichtungen, diese, oft zum Nachtheil andrer, stärkt und mehrt; oder einzelne Theile des leiblichen Gegliederს unmäßig ausbildet; eben so wird auch die Seele, durch einseitige Erregung und Uebung einzelner ihrer Vermögen, in diesen unverhältnißmäßig erregbar und gemehrt. Jeder Mangel in den Werkzeugen der äußern Sinne, jeder Mangel in Beschaffenheit und Verflechtung der Nerven, wird zum Mangel seelischer Wirksamkeit.

---

## 57. Empfindung und Gefühl. Die äußern und innern Sinne.

Ich will, um größere Klarheit in die Darstellung des seelischen Machtkreises zu bringen, ihn hier erst überhaupt andeuten.

Das Seelische in Thieren (wie Menschen) ist, seiner Wesenheit nach, das sich und Anderes, in Empfindung und Gefühl, Gewahrende. Abwärts, wenn ich so sagen darf, wurzelt es durchs Empfinden ins Gebiet des Lebens ein; aufwärts wipfelt sich's im Gefühl zur Region der Geisterwelt empor.

Zum Empfinden wird es unmittelbar vom Leben über dessen Forderungen, aber mittelbar durch das Leben, über die Verhältnisse der Außendinge erweckt. Die unmittelbar vom Leben,

und für dasselbe, erregten Empfindungen, werden zu **Begierden**. Sie sind nichts anders, als die gleichsam mit **Empfindung bekleideten Lebenstriebe**, die wir, wie in Pflanzen, auch, als eben dieselben, in den Thieren erkennen. Die mittelbar, durch Lebensthätigkeit von **Außendingen**, erzeugten Empfindungen, werden Gewahrungen genannt, und vermittelst fünf **äußerer** Sinnwerkzeuge, des **Tastens**, **Schmeckens**, **Riechens**, **Sehens** und **Hörens** gegeben.

Alle Empfindung, weil durch Einwirken (26.) des Lebens und seines Bedarfs im Seelischen geworden, ist eine sogenannte **körperliche**, und nach Maßgabe der Erfüllung oder Verletzung des Lebensgesetzes, eine **angenehme**, oder **unangenehme**; ein leibliches Behagen, oder Mißbehagen; ein Kitzel oder Schmerz.

Aber zum **Selbstgefühl** emporgesteigert, wird das leibliche Empfinden in der Seele ein Anderssein von sich. Der leiblichen Empfindung des Schmerzes, oder Kitzels, steht hier das **Gefühl** eines **Wohl**- und **Wehseins**, der **Freude** und **Trauer**- gegenüber, ganz verschieden von Leibes-Empfindungen, ja oft ganz **unabhängig** von diesen. Thiere vergessen in der Stärke ihrer **Gefühle** selbst die Triebe des Lebens; können unter Körperschmerzen freudig sein; und bei leiblichem Wohlbehagen, in Traurigkeit vergehn. Der treue Hund stirbt, Trank und Speise verachtend, am Grabe des Herrn; und die Mutterliebe des weiblichen Affen, wie der Löwin, vergißt den Schmerz empfangner Wunden, beim Wiederfinden der verlornen Jungen. — Obwohl die Wörter **Empfindung** und **Gefühl** im gemeinen Sprachgebrauch oft für gleichgeltend, oft in entgegengesetzter Bedeutung genommen werden, will ich sie doch, in der eben vorhin bezeichneten beibehalten; um so lieber, weil Empfinden der Dinge gleichsam ein „**Auffinden derselben**" durch die **äußern Sinne**, zu sagen scheint.

Auch das, was wir **Gefühl** nennen, was erst, durch äußere

Empfindung und Gewahrung, im Seelischen rege wird; was gleichsam ein Urtheil des Seelischen über das Empfundene ausspricht, tritt seinerseits in fünf innere Sinne aus einander. Es sind die des Aufmerkens, Nachahmens und Gewöhnens, so wie des Gedächtniß- und Ahnungssinns. Auch für sie mag das Leben eigenthümliche Werkzeuge, vielleicht im Nervengebiet, gebaut haben, die jedoch dem Auge des Forschers bis jetzt noch unbekannt geblieben sind. Man hat diese Sinne vielmals Vermögen, oder Fähigkeiten der Seele genannt, um sie von den Außensinnen zu unterscheiden. Aber auch diese sind, so gut wie jene, seelische Vermögen und Fähigkeiten. Oder man hat sie wohl gar für Eigenthümlichkeiten des menschlichen Geistes gehalten. Aber der ganze Spielraum ihrer Thätigkeit ist, wie der von den Außensinnen, auf das Gebiet der Sinnlichkeit beschränkt; und alle nehmen wir sie, einzeln, oder vereint, wie im Menschen, auch bei Thieren höherer Ordnung wahr. Das Thier merkt auf, ahmt nach, gewöhnt und erinnert sich, und ihm ahnet Kommendes.

Bevor ich zur nähern Bestimmung des Empfindens und Fühlens, worin das seelische Wirken in sich gegensätzlich wird, und zur besondern Betrachtung der Außen- und Innensinne übergehe, worin sich jene verzweigen, glaub' ich noch auf eine allgemeine Aehnlichkeit beider Sinnesreihen hinzeigen zu sollen. Nämlich: wie der Außensinn des Tastens, Schmeckens und Riechens den Gegenständen der gegenwärtigen Nähe im Raum zugewandt ist: so ist der Innensinn des Aufmerkens, der Gewohnheit und Nachahmung den Gegenständen der gegenwärtigen Zeit zugerichtet. Hinwieder, wie die Außensinne des Hörens und Sehens sich dem Entfernten im Raum zuwenden, so wendet sich der Gedächtnißsinn dem entfernten Vergangnen, und der Ahnungssinn dem Zukünftigen in der Zeit zu; beide also dem Nichtgegenwärtigen. Die für das Nahe und Gegenwärtige geeigneten

Sinne dünken uns von tieferstehender, der für Fernes und Nichtgegenwärtiges, von höherer Art zu sein. Davon künftig.

Das Hedysarum und manche andre Pflanze zeigt uns Muskelreizbarkeit (Irritabilität), aber kein Empfinden ihres Selbstes, in Behaglichkeit und Unbehaglichkeit. Empfindung ist die einfachste und erste Aeußerung einer Einzelseele, welche sich, durchs Leben, mit Stoffen und Bewegkräften verbunden hat. Sie durchfließt und umschwebt das kleinste Aufgußthierchen, wenn irgendwo im Wasser Lebstoff zu Schleim gerinnt, woran sich vom Urleben und Urseelischen anhängen kann. Aber in diesem Einfachen liegt schon, (wie im Samen der Eiche und Ceder, die Entwickelungsmacht des künftigen Baums,) der Keim aller übrigen Sinne eingeschlossen, obgleich die äußern Werkzeuge dafür noch fehlen. Es ist da nicht bloßes leibliches Lust- und Schmerz-Empfangen vorhanden, sondern schon sehr dunkles Gewahren der Außendinge und ihres Einflusses auf die Wirksamkeit des Lebens; dunkles, weil noch durch keine Sinnwerkzeuge. Wir bemerken dies an jenen Thierchen, denen noch jene Sinnorgane mangeln, und die sich, ehe man sie nur berührt, wie von drohender Gefahr zusammenziehn, oder entweichen.

Zu diesem über das thierische Lebensgebilde hinausgehenden Empfinden und Gewahren, welches wenigstens nicht durch Vermittlung eines der fünf Sinne geschieht, scheinen auch manche jener seelischen Aeußerungen zu gehören, die, wie schon gesagt, man unter dem Namen der Sympathien und Antipathien zu begreifen pflegt; eben so jene (rhabdomantische) Empfindlichkeit mancher Personen für verborgene, unterirdische Wasser, Erden, Salze, Metalle u. s. w.; oder die Wahrnehmungen, welche, ohne Vermittlung der Außensinne, von Nachtwandlern und Mondsüchtigen gemacht werden.

Dies allgemeinste und erste Sich-Aeußern des seelischen Wesens

steht gänzlich zum Dienste des Lebens und des Schaffens. Eine dunkle Gemeinempfindung, wie außerhalb, so innerhalb des thierischen Leibes, deutet auf das, was den Lebensgesetzen entsprechend, oder widerwärtig ist. Die Seele gibt den Lebenstrieben gleichsam eine Stimme, um sich lauter zu machen.

---

**58. Gegenseitiges Einwirken des Lebens und der Seele aufeinander.**

Die durch Lebenstriebe im Seelischen erregten Empfindungen heißen Begierden. — Triebe sind Forderungen vom Gesetzthum des Lebens, in Pflanzen und Thieren. Die Grundtriebe in beiden, Selbsterhaltung und Fortzeugung ihrer Art, sind auch die eigentlichen Grundbegierden in beiden; sie sind es im Menschen eben so, wie im Thiere.

Der Trieb der Selbsterhaltung wird im Thiere, ohne Ahnung vom Tode zu haben, zur Begier seiner Lebensbewahrung. Es strebt, jeder Gefahr zu entrinnen. Es kennt, unbekümmert um alles Andre, nur seine eignen Bedürfnisse; sorgt nur für sich; wie, ihm ähnlich, durch Selbstsucht (Egoismus), der Thiermensch. Diese Selbstgier wird in einer Doppelbeziehung zum Nahrungs- und Sicherheits-Begehren. Der Nahrungstrieb der Pflanze wird im Seelischen zur Habgier alles dessen, was zur Stillung des Hungers, oder zum Sinnenkitzel dienen kann; wie im Menschen die mehr, als dies, umfassende Habsucht. Bei den meisten Thieren erfolgt, nach Sättigung des Bedürfnisses, gleichgültige Vernachlässigung und Verschleuderung vom Ueberrest des Futters, ähnlich der menschlichen Verschwendung; oder bei andern ein instinktmäßig vorsorgendes Aufbewahren desselben, mit Feindlichkeit gegen andre Geschöpfe, die davon begehren; ähnlich dem menschlichen Geiz. Das schwächere Thier blickt auf die Mahlzeit des stärkern voll Neides.

Der Trieb zur Sicherheit wird beim Gefühl der Stärke, durch Gewaltthat, beim Gefühl der Schwäche, durch instinktmäßige List befriedigt; wie unter thierähnlichen Menschen, welchen, zur Sättigung ihrer Begier, Recht und Unrecht gleichgültig wird. Aus dem Trieb nach Sicherheit quillt, beim Gefühl der Stärke, Nothwehr; und, nach erlittener Beschädigung, Rachgier; oder, beim Gefühl der Schwäche, unterwürfige Kriecherei und Furchtsamkeit.

Der Trieb zur Fortzeugung, oder der Geschlechtstrieb, welcher beim Thier zur Begier nach Paarung, beim Menschen zur Geschlechtswollust wird, geht, und zwar am meisten in weiblichen Thieren, zur Erhaltungsbegier der Jungen über.

Mit dem Triebe der Selbsterhaltung und Fortzeugung ist der Einnistungs- und Geselligkeits-Trieb verbunden, der jedoch nicht von allen Thieren gleich stark empfunden wird.

Die sogenannten Instinkte und Kunsttriebe, welche kaum, mit scharfer Bestimmtheit, unterscheidbar von einander sind, können bei einigen Thiergattungen, als besondre Aeußerungen des Selbsterhaltungstriebes, oder als desselben Hülfstriebe, angesehn werden. Wir finden diese Instinkte auch im Pflanzenleben, bei Wahl der Nahrung, des Lichts, der veränderten Stellung ihrer Zweige und Blätter, am Tage und des Nachts, oder beim Wechsel des Wetters u. s. w. Eben so könnten auch die Gespinnste mancher Rankengewächse (wie etwa der europäischen Cuscuta, der Lianen u. s. w.), oder das Erhaschen kleiner Insekten (wie etwa durch die schöne Oenothere), als Kunsttriebe des Pflanzenlebens gelten.

Genug, und ohne hier ausführlicher zu sein: alle Lebenstriebe, indem sie beseelt (im Seelischen gegensätzlich geworden, Empfindungen) werden, verwandeln sich in Begierden, die, nach Beschaffenheit des Triebes selbst, entweder anziehend oder abstoßend, Aeußerungen des Verlangens oder Abscheu's sind; und nach

dem Grade der Stärke sie begleitender Empfindungen und Gefühle, mehr oder minder heftige, Aufwallungen (Affekten) sein können.

Es versteht sich von selbst, daß die Begierden des Thiers, wie schrecklich und zerstörend sie sein mögen, weder ein Gepräge von Sittlichkeit, noch Unsittlichkeit an sich tragen. Dem vernunftlosen Geschöpfe fehlt, mit der Kenntniß des Rechts und Unrechts, auch Tugend und Sünde. Man pflegt wohl dem Thiere Dankbarkeit, Gehorsam, Liebe, Treue u. s. w. zuzuschreiben, was doch nur Erfolge der Gewöhnung sind. Häufig sinkt der Mensch, mit seinen Begehrlichkeiten und Leidenschaften, in Verthierung. Aber zur Geisteswürde läßt sich kein Thier vermenschlichen.

---

### 59. Aeußere Sinne des Betastens, Schmeckens, Riechens, Sehens und Hörens. Parallelismus der Sinne.

Das durch die ganze irdische Lebenshülle ausgebreitete seelische Empfinden (57.) geht, in den fünf äußern Sinnen zu besondern Empfindungsarten, gegensätzlich in sich, aus einander. Den allgemeinsten Gegensatz zum Empfinden bildet der meist über die Oberfläche des Leibes ausgedehnte Tastsinn, der sich, im Geschmack, gleichsam zum Betasten des im Tropfbarflüssigen Aufgelösten, und im Geruch zum Betasten des Dunst- und gasförmigen Stoffes verfeinert. Während der Tastsinn nur über Widerstand des Harten, Flüchtigen und Weichen, so wie über Umgränzung desselben Kunde gibt, schweigen darüber Schmeck- und Riechsinn. Diese unterscheiden das durch Atome in ihnen Erregte, als Empfindung des Sauren, Süßen und Bittern. Allein das durch sie Gewahrte ist in beiden (Geruch und Geschmack) so unbestimmbar, daß es selbst schwer fällt, den Eindruck davon bestimmt im Gedächtniß zu erneuern; und ist einander so verwandt, daß die Sprache fast aller Völker dafür nur einerlei Namen gegeben hat.

Mit Recht nennt man jene drei Sinne (des Tastens, Schmeckens, Riechens) die untern. Denn obgleich die durch sie empfundnen Dinge in unmittelbarer Berührung mit den Sinnwerkzeugen gebracht werden müssen, bleibt die Vorstellung von dem, durch sie im Seelischen, Erregten eine unklare. Hinwieder sind die Eindrücke, welche wir durch den Sehsinn und Hörsinn, als Farbe und Schall empfangen, weit bestimmbarer; in der Vorstellung deutlicher, obwohl sie nur aus der Ferne, durch fortgepflanzte Schwingungen der, zwischen ihnen und dem Auge und Ohr liegenden, Stoffe, in mittelbarer Berührung mit diesen Sinnesorganen stehn.

Nicht minder beachtungswürdig ist ein gewisses ebenmäßiges, oder gleichartiges, Verhältniß in den Hauptarten und Uebergängen von den Empfindungen sämmtlicher fünf Außensinne, unter einander. Dieser Gleichlauf (oder Parallelismus) der Sinne, ist freilich, bei der Armuth der Sprachzeichen, bei der schwierigen Unterscheidbarkeit der Geruchs- und Geschmackserregungen, bei dem Schwankenden in Beziehung der Tast-Empfindungen, nicht leicht zu verdeutlichen. Indessen möge folgende Zusammenstellung, als Versuch, dazu gelten, worin die größer gedruckten Wörter, gleichsam einen harmonischen Dreiklang der Grundtöne, die übrigen Uebergänge bezeichnen.

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Gehör: | Prime, | sekunde, | Terze, | quarte, | Quinte, | sexte, septime. |
| Gesicht: | Roth, | orange, | Gelb, | grün, | Blau, | indigo, violet. |
| Geruch: } Geschmack: } | Sauer, | sauersüß, | Süß, | bittersüß, | Bitter, | bittersalzig, salzsauer. |
| Getaste: | Hart, | elastisch, | Flüssig, | zähe, | Weich, | lockermürbe, spröde. |

Vielleicht vermißt man beim Tastsinn (wo ich unter dem „locker-

mürben" Verschiebbar-Hartes verstehe) die Einreihung des Rauhen und Glatten; doch ist dies nur Vorhandensein, oder Mangel, von härtern oder weichern Unebenheiten einer Oberfläche. Oder man vermißt beim Geschmack und Geruch die Erwähnung des gewürzhaft Aetzenden, gleichsam Brennenden. Doch dieser Reiz, der oft auch ohne andre Geschmacks- und Geruchserregung sein kann, ist mehr nur ein flüchtiges, im Gemeinempfinden gewährtes, leichtes Verletzen und Verwunden der Nerven, woraus leises Schmerzen und Betäubtwerden erfolgt.

Jedes Empfundene ist also nur eine Uebersetzung des Draußen, in die Sprache der Seele. Der vom Nadelstich verursachte Schmerz ist nicht in der Nadel; der in uns empfundene Ton, nicht in der Saite selbst vorhanden; das in unserm Seelischen, als Farbe, bezeichnete, nicht in den Gegenständen, außerhalb des Auges, befindlich.

---

### 60. Das seelische Innenlicht.

Wir wissen von der lichtischen Bewegkraft, daß sie außer uns mit Stoffischem gepaart sei (41.). Sie wirkt chemisch auf andre Stoffe ein, wird von ihnen angezogen, abgestoßen, verschluckt und verändert. — Wir wissen, daß dieser Lichtstoff zur Ortsveränderung mit einer Bewegkraft geeint sei, und seine Bewegung, in Auge und Sehnerven, zum Wesen des Lebens, und von ihm ins Seelische, überall nur, als Erregtes, fortgepflanzt wird. Die davon in der Seele gewordne Empfindung, heißt Helligkeit; der Grad der Helligkeit, Farbe; die stärkste Helligkeit, Glanz; die schwächste, Finsterniß, welche beinahe an Nichtvorhandenheit lichtischer Erregung gränzt. Gänzliche Abwesenheit dieser letztern in der Seele wird Blindheit genannt. Der Blinde hat weder Em-

findung der Finsterniß, noch Helligkeit; so wenig, als er mit der Hand, oder einem andern Theil seines Leibes, sehn kann. Beim Blinden begegnet das Außenlicht in seiner Fortpflanzung keinem durch sie erregbaren Stoff, oder keiner verwandten Bewegkraft; was durch irgend einen Fehler des Lebensgebildes, sei es im Auge, oder in den Sehnerven, veranlaßt wird. Allgemeine Verminderung der Erregbarkeit wird zum schwachen Sehen. Theilweise Fehler im Stoff, oder Bau der Sehnerven, wodurch sie theilweis unerregbar, gleichsam unbewegbar für die Seele werden, haben ein nur theilweises Sehen zum Erfolg. Dies ist der Fall bei Personen, welche zwar nah und fern die Formen der Gegenstände vortrefflich und scharf unterscheiden können, aber nicht die Farben, sondern diese häufig mit einander verwechseln. Sie sind, bei näherer Prüfung, entweder rothblind oder blaublind; das heißt, sie haben keine Empfindung vom Rothen, oder vom Blauen. Mir ist weder aus fremder, noch eigner Erfahrung ein Beispiel von Gelbblindheit bekannt geworden. Ich habe Grund zu glauben, diese stehe der Stockblindheit gleich. Ungefähr ähnliche theilweise Fehler des Stoffs, oder Baues der Gehörnerven, mögen den Mangel des sogenannten „musikalischen Gehörs" verschulden. Wie scharf auch Personen, denen dieses abgeht, die leisesten Laute empfinden mögen, sind sie doch unfähig zum zarten Unterscheiden und Begränzen bestimmter Töne.

Daß Helligkeit und Farbe nicht eigentlich etwas außer uns, im Lichte, sondern in uns Hervorgebrachtes sei, davon belehrt schon jede andre auf die Augennerven bewirkte Erschütterung. Ein Stoß, ein Druck gegen die äußerlich geschlossenen, empfindlichen Sehwerkzeuge, oder ein galvanischer Reiz in denselben, ruft darin lichtische Erscheinungen hervor. Beim anhaltenden, angemessenen Druck des Augapfels sieht man sogar dessen Hintergrund innerlich; so wie, nach jeder Blendung von zu starkem Sonnenlicht, vor uns

kleine, farbige Scheiben umherzuschweben scheinen, die vom Blauen durch Gelb zum Roth, das heißt zu ihrem Gegensatz, dem Schatten von sich, übergehn. Denn Schatten ist keineswegs Lichtberaubung, oder Nicht-Licht, weil wir einen lichtlosen Schatten unmöglich sehn könnten; sondern ein wirklicher lichtischer Gegensatz einer Farbenempfindung.

Der Gegensatz des reinsten Lichts ist Finsterniß, oder Stellvertreter derselben Schwarz. Der Schatten des gelben Lichts (z. B. der Sonne bei ihrem Auf- und Untergang) ist blau; der des blauen (z. B. durch blaues Glas fallenden) Lichts gelb; des grünen Lichts (z. B. beim Scheinen der Sonne durch grünes Glas, durch grünseidne Vorhänge) violet; des rothen Lichts (z. B. der durch Strontiansalz gefärbten Alkoholflamme) grün, u. s. w. Und so umgekehrt*).

Vollkommen mit diesen, scheinbar in der Außenwelt vorhandnen lichtischen Gegensätzen sind diejenigen übereinstimmend, welche sich zeigen, wenn man ein Stückchen gefärbtes Papier eine Zeit lang anhaltend betrachtet, und dann den Blick rasch auf ein weißes Blatt wirft: die Gegenfarbe, oder der beziehungsweise Schatten, wird bald nachher darüber umherschwimmen, z. B. nach Beschauung einer schwarzen Fläche, ein weißlicher, heller Schein,

---

*) Die farbigen Schatten zu ihren Farbenlichtern in jeder Abstufung genauer zu bestimmen, dient es, wenn man die sieben Farben des Regenbogens, nach den durch Newtons Messung gefundenen Ausdehnungsverhältnissen derselben in einen in 360 Grade getheilten Kreis, verschwimmend einträgt, so daß sie vom Mittelpunkt kegelförmig ausgehn, und die Gränze von Roth und Orange genau auf den 45sten Grad, von Orange und Gelb auf den 72sten Grad fällt u. s. w. Dann werden sich alle Farbentöne in den zartesten Gegensätzen gegenüberstehn, und immer jeweilen die dunklern den hellern.

nach einer blauen Fläche gelber Schein u. s. w. Unsre Naturlehrer nennen diese innern, oder im Seelischen erregten, Farben-Erscheinungen, zufällige (komplementäre, subjektive); als wenn sie nicht eben so nothwendige, denn die durch Außenlicht in uns erregten wären, weil sie beide ganz die gleichen sind.

---

### 61. Das Außenlicht, und dessen Farben-Erregung.

Das Außenlicht, welches in gradlinigten Strahlen, mit einer Schnelligkeit von mehr, denn 40,000 Meilen in der Sekunde (also mit ungefähr gleich schnellem Lauf der elektrischen Flüssigkeit), die Sehnerven trifft, betäubt dieselben, blendet sie, wenn es nicht gemildert ist. Nur gemäßigter Lichtreiz im Sehsinn bewirkt Farbenempfindung und Unterscheidbarkeit des Beleuchteten. Lichtmilderung entsteht durch Minderung entweder der Schnelligkeit, oder der Dichtheit der Strahlen. Und eins, wie anderes, wird bewirkt durch Zerstreuung, oder durch Brechung, oder Bindung, oder Verschattung des Außenlichts. Darüber noch einige Worte.

Zerstreuung des Lichts wird schon durch den eigenthümlichen, gradlinigen Lauf der Strahlen verursacht, in welchem sie nach allen Seiten von ihrem Ausgangspunkt aus einander fließen; und die Lichtstärke nimmt in demselben Verhältniß ab, in welchem das Geviert der Entfernungen zunimmt. Nicht alle Strahlen haben aber gleich schnelle Bewegtheit. In der brennenden Strahlenmasse sind die des stärksten und schnellsten Laufs ungetrennt vermischt. Den ersten Grad ihrer Trübung nennt man Weiß; den zweiten Gelb.

Durch die bekannte Brechung des Lichts (z. B. im Prisma, Regen u. s. w.) werden die Strahlen noch mehr zerstreut und, im Verhältniß ihrer Bewegungs-Geschwindigkeit, aus einander ge-

schieden. Diese Scheidung ist also an sich schon Lichtmilderung. Das Gelbe aber hat die meiste Lichtstärke behalten, und für sich allein soviel, als das Grün, Blau, Indigo und Violet zusammen. Es ist nur darum gemilderter, als Weiß, weil sowohl die Strahlen der schnellsten, als schwächsten Bewegung, von ihm seitwärts entwichen sind. Denn jene werden, vermöge ihrer Schnelligkeit, am wenigsten durch das brechende Mittel von ihrem gradlinigen Lauf abgelenkt, oder gebrochen; hinwieder die langsamen am meisten. Jene sind darum in ihrem raschen Flug auch wärmezeugender, als diese. — Die Strahlen der schnellsten Bewegtheit vereinen sich, als Roth zeugendes Licht, das weniger Stärke hat, daher in nicht so weiten Entfernungen gesehn werden kann als Gelb; weil alle Strahlen mittlerer und schwacher Bewegung von ihm getrennt sind. Es hat mit der Masse an Kraft eingebüßt. Strahlen der langsamern Schwingung wirken, eben wegen ihrer mindern Geschwindigkeit, mit schwächerm Reiz auf den Sehsinn; weil sie wegen ihrer größern Brechbarkeit weiter zerstreut, also in ihrer Masse verdünnter sind. Sie sind mithin vermehrte Trübung des Hellen, das Blau zeugend*).

---

*) Diese meine, hier nur bündig angedeutete Hypothese ward durch optische Beobachtungen, welche jünger sind, als jene, bekräftigt. Nach John Herschels Untersuchungen hat Roth die stärksten, Violet die schwächsten Schwingungen. Er drückt dies Verhältniß in folgenden Proportionszahlen aus:

Roth: 266,
Gelb: 227,
Violet: 167.

Ein ähnliches Verhältniß der Wärme-Erregung durch farbige Strahlen gibt auch Harry Englefield, nach seinen Beobachtungen und dazu entworfnen Tabellen, an; das Thermometer stand

Auf einem andern Wege wird, durch Bindung des Lichtes, Trübung desselben verursacht, wenn es auf ihm verwandte Stoffe und Kräfte trifft, von denen es angezogen, gebunden, oder wie man sagt, verschluckt wird. Die meisten Körper saugen alles, oder gar kein Licht ein; sondern insgesammt dem Licht verwandt, verschlingen sie einen Theil desselben, und werfen sie einen Theil des Unverwandten zurück. Am meisten werden die Strahlen von wenigster Schnelligkeit und Dichtigkeit (die hell- und dunkelblauen und violetten) verschluckt; hingegen die von größerer Lichtstärke (d. i. Fülle und Bewegtheit) zurückgeworfen, wie die das Weiße, Gelbe, Orange, Grün und Roth zeugenden.

Aber auch, durch Verschattung des Lichts, wird Minderung oder Trübung desselben geschaffen, wie wir dies überall bemerken, wo Strahlen durch dunkle oder minder durchsichtige Körper abgewehrt werden. Selbst die weiße Farbe ist nur, von feinen Unebenheiten der Oberflächen verschatteter Glanz; und der, in seinen Tiefen und Spalten, sich mit durchscheinenden Eisnadeln selbst verschattende weiße Schnee, erscheint drunten grünlich und bläulich. So ist alles Hellleuchtende durch ein dunkles Mittel gesehn, ein verschattetes, verfinstertes Licht. So zeigt sich die Sonne, durch dickes violettes Glas, gelb; durch Nebel oder mit Ruß geschwärztes Glas, roth. Desgleichen erscheint die Flamme von brennendem Holz, Oel, Weingeist u. s. w. farbig, weil von den darin durch Wärme emporgerissenen Ruß-, Salz-, Gas- und andern Stoffen, Licht verschattet wird. Hinwieder Dunkles, durch ein helles Mittel gesehn, wird eine beleuchtete Finsterniß. Der

---

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| im rothen Strahl, | auf | 72° Fahrenheit; | auf | 18° | Reaumür. |
| im gelben | „ | „ 62 | „ | „ 13 | „ |
| im blauen | „ | „ 56 | „ | „ 11 | „ |

dunkle ätherische Himmelsraum, durch den erleuchteten Dunstkreis der Erde gesehn, erscheint blau; das schwarze Waldgebirg in der Ferne violet.

---

### 62. Sinnesbegriffe durch Licht gegeben.

Durch Abstich hellerer, neben dunklern, Färbungen der Gegenstände, wird allein das deutlichere Unterscheiden derselben für das Auge möglich. Auch das Thier unterscheidet dadurch, und findet sich im Labyrinth der Dinge zurecht. Eine überall gleiche, in sich ununterscheidbare Färbung und Helligkeit, wäre der Finsterniß ähnlich. Aber ich vermuthe, der Abstich heller und dunkler Farben an einander gränzender Dinge, wird noch durch eine besondre Eigenschaft des Lichts, im Verhältniß zu den Körpern, erhöht, nämlich durch Anziehung und Einbeugung des Lichts (Inflexion) an den Rändern dunkler Körper. Bekanntlich bemerkt man diese Anziehung und Auseinanderbiegung (Diffraktion) der Strahlen, daher auch ihre Farbenzeugung, am bequemsten, wenn im völlig dunkeln Zimmer der Sonnenstrahl durch eine sehr kleine Oeffnung auf weiße Flächen fällt. Dann beugen sich die Strahlen links und rechts nach allen Seiten regenbogenfarbig (wie bei ihrer Zerstreuung) aus einander. Vermöge dieser Auseinanderbiegung scheint auch einige Anhäufung des Lichts gegen die Ränder der Körper zu entstehn. Maler, als Nachbildner der Lichtwirkungen, vergessen daher nie, an den Säumen der Gestalten, dem Dunklern entgegen, die Erleuchtung zu verstärken. Eben so sind es, durchs Prisma gesehn, immer die Kanten und Hervorragungen der Gegenstände, welche mit Farbensäumen besetzt sind.

Sei dem aber, wie ihm wolle, diese lichtischen Umrandungen der Stoffgebilde werden im Seelischen zu einem Gleich-

artigen von dem, was, in der Gedankenwelt des Geistes, Begriffe sind. Der Blick des Thiers, der Blick des Kindes, wie des erwachsenen Menschen, wendet sich, wie überhaupt vorzüglich dem Lichte, so auch zuerst immer den Rändern und Umrissen der Gegenstände zu, und später erst den Einzelnheiten und besondern Merkmalen, die der Umfang des Ganzen in sich begreift. Durch diese Sinnesbegriffe, wenn ich sie so nennen darf, unterscheidet auch das Thier Allgemeines vom darin enthaltenen Besondern; und bereitet die Seele des Säuglings den Geist desselben schon zu den künftigen Verrichtungen in Bildung von Verstandes- und Vernunftbegriffen vor. Die Natur erzieht und leitet gleichsam den Geist, auf dem Wege der Sinnlichkeit, zu seinen übersinnlichen Geschäften.

---

### 63. Seelensprache, durch Hörsinn und Gesichtssinn.

Nicht minder tritt uns der Hörsinn in einer höhern Bestimmung entgegen, nicht bloß, als Lebenswarner bei drohenden Naturgewalten. Er ist der Schöpfer eines Verkehrs der Seelen mit Seelen. Thiere, deren Athem-Werkzeuge hinlänglich ausgebildet sind, bringen unwillkürlich, bei Befriedigung, oder Verletzung, ihrer Lebensforderungen, als Verkündigung von Lust oder Schmerz, durch Erschütterungen der Luftröhre und des Kehlkopfes, Töne hervor. Durch diese Töne, welche bei gleicher Thiergattung, und unter ähnlichen Umständen, einander ähnlich sind, entsteht eine wahre Seelensprache der Thiere. Sie wird, ungelernt, von ihnen überall verstanden. Die kaum dem Ei entschlüpften Küchlein hören und folgen dem Ruf der Mutter, deren Warnen und Locken.

Die Sprache der Seelen kann aber durch die Stimme nichts

anders bezeichnen, als nur, was im Seelischen wird und ist: folglich nur Empfindungen und Gefühle. Auch der Mensch ist im Besitz dieser Natursprache, die keine erlernte ist. Er wird in ihr, unter allen Himmelsstrichen, wohin er komme, von seines Gleichen verstanden. Sein Jauchzen und Gelächter, sein Angstgeschrei und Winseln, zu welchem Volke er gelangen mag, bedarf keiner Uebersetzung. Ein anderes ist's mit der Geistessprache. Sie ist, zur Bezeichnung von Gedanken, willkürlich erfunden, obwohl ursprünglich durch Nachahmung der Naturlaute. Sie ist durch Uebereinkunft der Menschen, künstlich, vermittelst mannigfacher Gliederung der Stimmlaute, gebildet. Eben darum lassen sich Empfindungen und Gefühle nicht mit Worten beschreiben, sondern nur in Tönen der Seelensprache aushauchen; so wie umgekehrt Vorstellungen und Begriffe des Geistes nicht in gliederlosen (unartikulirten) Lauten mittheilbar sind. Und wie die Seelensprache, zu allen Zeiten, von allen beseelten Geschöpfen gleicher Gattung verstanden wird: so ist die künstlich und durch Uebereinkunft entsprungene Bezeichnung gedanklicher Dinge, von Volksstamm zu Volksstamm eine andre und muß erlernt werden.

Auch Musik ist noch Seelensprache. Daher bemerkt man auch bei verschiedenen Thieren Sinn für Musik; und wirkt sie wohl auch auf manche Menschen heilsam ein, die am Wahnsinn leiden, während die Geistessprache im Wort nichts über sie vermag. Musik ist Seelensprache, obgleich nicht mehr reine Stimme der Natur, doch durch menschliche Kunst, im Gang und Wechsel, Steigen, Fallen, Zusammenklang, Uebergang und Zeitmaß der Töne, ein Gleichartiges geworden; eine Malerei der Empfindungen und Gefühle unter dem adelnden Einfluß des Geistes; durch Wahl, Ebenmaß, und berechnete Ordnung des Ganzen und der Theile, Werk seines Wesens.

Wie der melodische Gesang des Vogels, wird auch der bieg-

same Laut der menschlichen Stimme, in Betonung des gesprochnen Wortes, wirkliche Naturmusik. Die Rauhheit oder Milde, das Anschwellen oder Ersterben, das Dehnen, Erhöhn und Vertiefen des die Worte begleitenden Tons, wird zur unwillkürlichen Auslegung ihres Sinnes und des Gemüthsstandes, aus dem sie hervortreten. Es waltet ein geheimnißvoller Zusammenhang zwischen der Beschaffenheit und Artung von der Stimme des Menschen und seiner Denkart. Die Kunst des öffentlichen Redners bewirkt, in Vermählung der Geistes- und Seelensprache, ihre Wunder, indem sie mit dem Licht des Wortes seine Gefühle erhellt, und mit der Wärme des Gefühls das kalte Wort beseelt.

Obgleich Würmern, Insekten, Fischen und andern Thieren der untern Ordnungen, das Vermögen der Stimme fehlt, ist doch kaum zu bezweifeln, daß sie, zur gegenseitigen Mittheilung von Begierden, einige Fähigkeit besitzen, und zwar durch unwillkürliche Gliederbewegungen und Berührungen. Auch dieser lautlose Ausdruck ihrer innern Zustände, diese Sprache durch Zeichen, ist Seelensprache. Sie gewinnt mit jeder höhern Thierstufe höhere Mannigfaltigkeit. Wer verkennt das Hüpfen und Tanzen der Fröhlichkeit, das zitternde Zusammenziehn der Befürchtung, das Augenfunkeln des Zorns, das schmeichelnde Spiel der Freundlichkeit, das Erstarren des Erschreckten? Am umfangreichsten ist die Geberdensprache des Menschen. Sie macht selbst dem Vermögen, Gefühle durch Töne zu bezeichnen, oft den Vorrang streitig. Oder wie könnte man durch Stimmlaute die Gefühle der Verschämtheit, des hämischen Spöttelns, der Verwunderung, der Bewunderung, oder der Andacht, mit all ihren zarten Mischungen, darstellen?

**64. Gefühle des Anmuthigen und Unanmuthigen.**

Es wohnt in den untern Gebieten des seelischen Wesens, wo es, mit seinen Sinnesgewahrungen und Empfindungen, dem leiblichen Leben noch angränzt, und zu dessen Dienst schafft und wirkt, eine Fülle des Reichthums. Aber bewundernswürdiger noch erscheint es, wo es in seiner Erhöhung, im Gegensatz körperlicher Empfindung, sich zum Gefühl, und im Gegensatz äußerer Sinne, zu jenen innern (57.) entfaltet, in denen es dem Geiste des Menschen näher tritt.

Gefühle sind, wie Empfindungen und Gewahrungen, nicht das Seelisch-Wesende selber, sondern nur Aeußerungen desselben; das Endliche im Unendlichen; das Bestimmbare im Unbestimmbaren. Sie werden von den Lebenstrieben nicht unmittelbar, wie Empfindungen, sondern mittelbar, erst durch diese (57.), erregt, als ein gegensätzliches Anderssein derselben, und sind mit ihnen nicht zu verwechseln. Wie anders ist der Schmerz des Hungers, des Durstes, als das Gefühl der Trauer, der Bangigkeit; oder die Wohlempfindung bei Befriedigung des thierischen Gaumenkitzels, Geschlechtstriebes und andrer Lebensbedürfnisse, als das Gefühl der Mutterliebe für die Jungen, der Freudigkeit des Hundes beim Wiedersehn des ferngewesenen Herrn? Ich habe, vielleicht nicht übel, dies Höhere und Zartere im Wirken der Seele, ihr Urtheil genannt, welches sie gefühlweis über das von der Außenwelt Empfundne und Gewahrte fällt; einen Ausspruch ihres Gefallens oder Mißfallens, des Anmuthigen und Unanmuthigen, wodurch sie hinwieder zu Allem muthig oder unmuthig wird.

In Empfindungen und Gewahrungen verhält sich die Seele gewissermaßen leidend; nur daß sie dabei von Einwirkungen in sich erregt ist. In ihren Gefühlen aber wird sie oft auch thätig,

rückwirkend auf Leben und Außendinge. Ihre Freudigkeit befördert, ihr Gram lähmt die Thätigkeit des Lebens in seinen Verrichtungen. Vor der Uebermacht des Gefühls verstummt selbst Wollust und Leiden des Körpers, und weicht die Gewalt der Lebenstriebe. In der Angst stürzt sich das Gemsthier vom Felsgipfel zerschmetternd in den Abgrund; im Grimm empfindet der kämpfende Löwe die Zerfleischung seines Leibes nicht.

Das allgemeine Gesetz der Natur, das Unwandelbare des Aenderns und Wechselns und Endlichseins der Erscheinungen, waltet auch in den Gefühls-Erscheinungen des seelischen Wesens. Unendliche Lust und endlose Unlust sind demnach gleich unmöglich. In der Freude selbst erschließt sich schon der Keim des Traurigen; in jedem Leiden dämmert zugleich Ahnen nahenden Wohlseins. Der wilde Sinnenkitzel verliert sich zuletzt in Stumpfheit und Schmerz; das seligste Entzücken geht endlich in Thränen über. Im Tiefsten des Wehgefühls wird auch Betäubung zum Wohlgefühl.

---

### 65. Innere Sinne. Seelisches Ortsverändern. Aufmerksamkeit.

Das Empfinden verzweigt sich in fünf Außensinne; und in ebenso viele, wie schon gesagt (57.), verzweigt sich auch das, der Sphäre des Geistigen näher stehende, Gefühl, für Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft. Und wie dort der Tastsinn ein bestimmteres, verfeinertes Empfinden einzelner naher Gegenstände und deren Beschaffenheit wird (59.): so ist der Aufmerksamkeitssinn ein Gleichartiges des Fühlens, gleichsam ein zarteres Betasten nicht nur einzelner äußerer Gegenstände überhaupt (dafür reichen auch schon die Außensinne hin); und nicht nur ihrer Verhältnisse in Bezug auf Leben und Befriedigen seines Bedürfnisses (darüber gibt auch der Instinkt schon Belehrung): sondern selbst

der aus solchen Gegenständen, ihren Formen, Bewegungen und Verhältnissen hervorgehenden Möglichkeiten, die eben so schnell ein Gefühlsurtheil (57.) werden, und, rückwirkend auf die Lebenstriebe, sie zu irgend einer Begierde erwecken. Zwar Auge und Ohr bei Thieren der obern Gattungen, wie der untern, empfangen von ihren nähern und entferntern Umgebungen Eindrücke von Gestalten, Farben und Tönen. Aber nur Thiere, in welchen ein Sinn für Aufmerksamkeit erweckbar ist, haben Fähigkeit, ihr Ohr und Auge ausschließlich (und gleichgültig gegen alles Uebrige) einem einzelnen verdächtigen Geräusch, einer einzelnen Gestalt zuzuwenden und, Bekanntes oder Unbekanntes, mit Beharrlichkeit zu beobachten. Das Geschlecht der Hunde, Katzen und andrer Raubthiere kann, mit dieser Gabe der Natur ausgestattet, als Beispiel dienen; mehr noch das Affengeschlecht. — in höhern Klassen der Thierwelt steigert sich, auch wenn alle Bedürfnisse gesättigt sind, und alle Begierden schweigen, die Aufmerksamkeit zu einem eignen Wohlgefühl, zu einer Art müßiger Neugier. Sie horchen und blicken sorglos umher, in den Wandel der Umgebungen, verfolgen aufmerksam bald diese, bald jene Erscheinung darin, von welcher sie weder zu fürchten, noch zu hoffen haben, gleichsam wie aus Lust nach lebhafterer Bethätigung durch Wechsel der Thätigkeit. Das Ungekannte, daher das Geheimnißvolle, fesselt Aufmerksamkeit und Neugier am stärksten.

Dabei werden die äußern Sinne nur Werkzeuge dieses innern. Der innere Sinn lenkt die äußern dem Bekannten, oder Unbekannten, örtlich zu, es näher zu erforschen. Die Seele sammelt sich, beim Aufmerksamwerden, vorzugsweise in dem, oder diesem Sinnesorgan, um dessen Kraft zu verstärken. Sie verläßt zum Theil sogar die übrigen Gegenden des Leibes, welche dann ärmer an Empfindlichkeit, ja manchmal ganz empfindungslos werden, das heißt, fast unbeseelt sind. Denn, wo das Empfinden

fehlt, mangelt auch das Seelische; obgleich noch das Leben immer darin fortwirkt; so wie auch Knochen, Haare, Nägel u. s. w. des Seelischen entbehren, obschon nicht des Lebens.

Wie grobsinnlich und materiell es immerhin scheinen mag, wenn man der Seele ein Vermögen der Ortsveränderung zuschreibt, zeugen doch Thatsachen jedes Augenblicks dafür. Der Thierleib empfängt, eben durch seine Beseelung, Fähigkeit zur willkürlichen Bewegung von einem Punkt zum andern; er empfängt ihn nicht durchs Leben. Dies wohnt, für sich allein, auch im ruhigen Reiche der Pflanzen. Im nächtlichen Schlaf, oder im Winterschlaf der Thiere, weicht nicht das schaffende Leben, aber die empfindende Seele von den äußern Theilen nach den innern des Körpers zurück. Die Sinnwerkzeuge scheinen ausgestorben. Der Leib gleicht einem empfindungslosen Leichnam. Aber beim Erwachen strömt die Seele, auf allen ihren Nervenbahnen, vom Innern wieder gegen die Oberfläche hervor. Im magnetischen Schlafe, oder in Ohnmachten, Starrsuchten u. s. w. ist die Seele des Menschen zuweilen so ganz von den äußern Gliedern und Sinnwerkzeugen abgezogen, daß der Kranke selbst von Leibesverletzungen nichts gewahrt.

Während der innere Sinn des Aufmerkens in stärkster Erregtheit thätig wird, äußert sich die seelische Ortsveränderung lebhaft. Das scheue Roß achtet nicht Ruf des Reiters, nicht Sporn und Gebiß; es beachtet nur den ihm ungewöhnlichen Gegenstand; ist ganz Aug' und Ohr; seine Seele ist darin zusammengedrängt. Der Mensch, in gespannter Aufmerksamkeit, empfindet sich selbst nicht mehr; vergißt sich und was ihn umgibt; lebt und gewahrt und fühlt gleichsam nur noch in einem einzigen seiner Außensinne. Wendet er willkürlich irgend einer Gegend seines Leibes ausschließliche Aufmerksamkeit zu: so wird das seelische Empfinden in derselben Gegend klarer und bestimmter. Ein Schmerz wird

größer, dem wir unablässig unsre Beachtung zulenken; er wird milder, wenn wir uns zerstreuen, das heißt, die Aufmerksamkeit nach andern Richtungen lenken. Wir wissen, daß nicht selten kranke Personen sich in ihrem Innern selbst aushorchen, und die leidenden Stellen, und die Forderungen des Lebens in ihnen, zu entdecken im Stande sind.

---

## 66. Gewohnheitssinn.

Es ist ursprünglich wohl der aus dem thierischen Leben hervorgehende Trieb nach Sicherheit und Selbsterhaltung, welcher zunächst den Innensinn des Aufmerkens anregt. Thier und Pflanze haben nur da gesichertes Dasein, wo den Bedingungen desselben das sie Umringende entspricht und ihnen Verwandtes ist. Der Fisch gedeiht im Wasser und stirbt an der Luft; der Vogel hinwieder im entgegengesetzten Element. Wo Klima, Boden, Nahrung u. s. w. den Pflanzen zusagt, entwickeln sie sich mit Leichtigkeit in Fülle und Kraft. Der **naturgemäße Zustand** der belebten Geschöpfe ist ihr **gewöhnlicher**. Ein ungewöhnlicher, darum minder naturgemäßer, wenn auch nicht naturwidriger (denn dieser höbe das Dasein auf), ist derjenige, welcher die Daseinsbedingungen unvollkommen befriedigt, und zur Stillung der Lebenstriebe, statt der eigentlichen Mittel, nur **Ersatzmittel** gewährt. Wenn auch mühsam, schmiegt sich aber doch endlich, bei anhaltender und wiederholter Darreichung des Ersatzes, und bei unverweigerter Erfüllung aller übrigen Forderungen, das Wesen des Lebens dem begränzten Verhältniß allmälig an, und **wohnt sich gleichsam darin ein**. Es übt seine Verrichtungen diesen engern Schranken gemäß. Des Gärtners Kunst eignet das ausländische Gewächs endlich den Einwirkungen eines fremden Himmelsstriches an,

und vergütet der tropischen Pflanze die verlorne Sonne der Heimath, durch Wärme des Treibhauses.

Der Selbsterhaltungstrieb des Lebens wird im seelischen Gefühlsein zum Gewohnheitssinn. Dem Thiere ist das Naturgemäße auch das Lebensvertraute, das Bekannte, Gewohnte. Das Unvertraute erregt ihm Unsicherheit und Furcht. In freier Wildheit zieht es bekannte Gegenden, Wege und Lagerstätten den unbekannten vor, um nicht in steter Besorgniß und gespannter Aufmerksamkeit zu sein. Es kann allerdings gezähmt, das heißt, durch dauernden Zwang zu Thätigkeitsweisen abgerichtet werden, die mit seinen naturgemäßen Zuständen nichts gemein haben. Doch ist dies bei solchen Thieren unmöglich, denen die Gabe eines höhern Aufmerksamkeitssinns fehlt; und wird nur bei denen leichter, die noch jung, für die Richtung ihrer Triebe, Anlagen und Kräfte, keine andern, und freiern Schranken kennen, als die ihnen durch Kunstzwang gegebnen. Sie wachsen und vollenden sich inmitten des beengtern Spielraums; und inner demselben steht ihnen der ausgedehntere, freiere, fremdartig, der den Geschöpfen ihrer Gattung auf Erden angewiesen ist. So wird Gewohnheit, wie man sagt, endlich die andre Natur; gleichwie Natur die Urgewohnheit der Wirkensweise ist.

Der Mensch steht auch hier dem Thiere ähnlich. Er wird, im Zwange ihn umringender gesellschaftlicher Verhältnisse, für deren Dienst künstlich abgerichtet; Wilder unter Wilden; Barbar unter Barbaren; Christ unter Christen; Muhamedaner unter Muhamedanern. Er scheut dann Neuerungen. Auch wenn er im Angewöhnten das Schlechtere, im Neuen das Bessere, erkennen sollte, wird er im Herkömmlichen und Ueblichen sich mit leichterer Fertigkeit bewegen und mit dem Gefühl größerer Sicherheit wandeln. Unwissende, bildungsarme Völkerschaften hangen starrsinnig am Alten fest. Die Menschheit bleibt dem Thierthum ähnlich,

bis ihr Geist, unter Erkenntnissen und Erfahrungen, durch das Schicksal entfaltet, die Fesseln der Abrichtungskünste abstreift, und, frei, im Urtheil und heiligender Willensmacht, zum Naturgemäßen zurückkehrt; das heißt, zu seinem eignen Gesetz, den ihm unmittelbar aus Gott gewordenen.

---

## 67. Nachahmungssinn.

Aber im Innern der Seele selber liegt, dem naturgemäßen Beharren der Einzelwesen in ihrem Thun, ein Trieb und Sinn andrer Art gegenüber, der ihr Erstarren in todter Gleichheit hindert. Er ist dem allgemeinen Urgesetz der Natur entsprossen, nach welchem Alles, im Uebergang vom Gleichartigen zum Gleichartigen, ins Mannigfaltige gegensätzlich wird. Es ist der Trieb thierischer, unwillkürlicher Sympathie, welcher sich im Seelischen zum Nachahmungssinn gestaltet. Dieser ist dem Gewohnheitssinn gegensätzlich und, wie dieser, vom Aufmerksamkeitssinn gerufen und bethätigt. Auf den untern Stufen der Thierwelt, wo das pflanzische Leben noch in voller Uebermacht waltet, bemerken wir den Nachahmungssinn kaum; deutlicher erst in Geschöpfen, die mit irgend einer Art Seelensprache (63.) zu gegenseitiger Mittheilung der Gefühle begabt sind. Es ist da ein kaum widerstehbarer, wenn auch milder, Reiz, die von Andern geäußerten Empfindungen oder Gefühle, in sich selbst überzusetzen und sie ähnlich zu äußern. Es ist Erregung vom Gleichartigen des Einen im Andern. Der Morgenruf des Hahns weckt Empfindung und Ruf der Entfernten seiner Geschlechtsgenossen. Das nächtliche Gebell eines Hundes wird, vom wachsamen Nachbarhund, wiederholt, wie sich in ihm, durch die Stimme desselben, das dem Laut entsprechende Empfinden regt. Selbst dem Menschen ist dies un-

willkürliche Mitfühlen und unwillkürliche Mitäußern dessen eigen, was er an den Zuständen eines Andern wahrnimmt. Es ist gleichsam ein Hang zum deutlichern Uebersetzen fremder Stimmungen in das eigne Seelische. So wird das Lachen, Weinen, Gähnen ansteckend. So ziehn sich unvorsätzlich unsre Muskeln in Hals, Schlund und Brust krampfhaft zum Husten zusammen, wenn wir einen Andern in der Gefahr des Erstickens sehn, als könnten wir durch *unsere* Anstrengung *ihn* von der Beengung seiner Luftröhre erlösen. So können sich selbst epileptische Zufälle und andre Krankheiten, durch bloße Gewahrung ihrer Aeußerungen, mittheilen.

Je lebhafter Gefühlsinn, Aufmerksamkeit und Gedächtnißthätigkeit in den Thiergattungen werden, um so lebhafter wird, dem Reiz der *Gewohnheit* entgegen, der Sinn für *Nachahmung*. Die Seele strebt sich des ermüdenden Einerlei's zu entschlagen, und durch Nachahmung fremdartiger Verrichtungen, im Wechsel der eignen, *Wohlgefühl* zu schaffen. Die vielstimmige Drossel Amerika's, die Papageien, Staare und andre Spottvögel, wiederholen die Töne Anderer. Der Affe gefällt sich, wie das menschliche Kind, in Nachbildung von Bewegungen und Geschäften, die er beobachtet.

Thiere, mit einem reichern Gedächtniß ausgestattet, wie Affen, Elephanten, Löwen, Hunde, Katzen u. s. w. verrichten nachahmerisch zuweilen Handlungen, welche Verstand und Kenntniß der Zwecke zu verrathen scheinen. Indem sie bemerken, daß regelmäßig, irgend einer Thatsache, die zweite zu *folgen pflegt*, stehn beide mit einander *ungetrennt* in ihrer sinnlichen Vorstellung (d. i. im *Gedächtnißbilde*) *beisammen*. Thiere verrichten, oder vermeiden die *erste* Thatsache, und *erwarten* das Erscheinen der gewöhnlich sie begleitenden Folge.

### 68. Gedächtnißsinn.

All diese bisher bezeichneten innern Sinne beziehn sich aber nur auf das gegenwärtig Vorhandne. Der Sinn des Gedächtnisses hingegen wendet sich dem nicht mehr Vorhandnen, dem Gewesenen und Vergangenen zu, in Bewahrung vom Eindruck gehabter Empfindungen, Gefühle und Gewahrungen.

Ohne Zweifel bereitet das Leben, wie für Alle äußere und innere Sinne, auch zur Thätigkeit des Gedächtnisses, eigenthümliche Werkzeuge. Denn wir wissen, daß bei theilweisen Verletzungen vom Innern des Gehirns, auch das Gedächtniß ganz oder theilweise verloren gehen kann; daß im höhern Alter des Menschen, mit zunehmender Steifung und Erhärtung der zartern Nervengliederung des Innern, auch die Wiedererinnerung vergangener Dinge mühsamer und ungelenkiger wird. Aber nicht die verborgnen stoffischen Gedächtnißorgane sind das seelische Erinnerungsvermögen selber, so wenig das leibliche Auge selber das Vermögen des Sehens ist.

Und wie das schöpferische Leben, nach dem Wendepunkt seines Wirkens, sich wieder von den erstarrenden, verholzenden Außentheilen einer Pflanze zum Innersten zurückzieht (52.), von wannen es ausgegangen ist: so weicht mit ihm, im thierischen Leibe, auch das Seelische allmälig zurück. Wie im Baume die äußern Rinde, Aeste und Zweige zuerst aussterben, während das Lebende noch im Innern schafft: so scheinen in den Erinnerungen die letzten und jüngsten, mit deren Organen, zuerst einzuwelken, und die ersten und frühesten am längsten zu bleiben, denen sich erst alle spätern angeschlossen haben. Wenn im hohen Alter des Menschen, mit dem Absterben der Gedächtnißwerkzeuge, die Verzweigung der Erinnerungen, bis auf die Jugendtage, zurückschwindet, und der Geist des Greises nur noch, von diesen wenigen Kindheits-

Erinnerungen umringt, thätig bleibt, nennen wir ihn *kindisch*. Denn in der That, beim Verlust *späterer* Erfahrungen, und nur auf die dürftigen der *ersten Jugend* beschränkt, kann er nur noch, *gemäß diesen*, vergleichen, urtheilen, handeln, gleich dem Kinde.— Darum aber ist die Seele selbst nicht geringern und ärmern Wesens geworden, weil ihr die *Mittel der Wesensäußerung* gegen die Außenwelt vermindert sind. Wir wissen, daß sie in Zuständen, da sie, *entfesselter vom Körper*, wirken kann, keines vom Leben geschaffnen Organes für das Gedächtniß bedarf. Es gibt Zeiten, gewöhnlich in der Todesnähe, in welchen kindische Alte plötzlich wieder zum Bewußtsein auch der nähern Vergangenheit erwachen, wenn schon nur flüchtig. Es sind „ihre lichten Augenblicke", wie man zu sagen pflegt. Es begegnet Gesunden, daß in ihrer Seele, wenn diese sich während tiefen Schlafes in sich zurückgezogen hat, Traumbilder von Dingen wieder hell werden, denen sie, als solche ehmals in der Wirklichkeit erschienen waren, kaum Aufmerksamkeit, und noch weniger späterhin einen Gedanken geschenkt hatten. Es ist bekannt, daß, im Schlafwachen der Somnambülen, Erinnerungen von neuem aufleuchten, welche, im gewöhnlich wachen Zustande, längst schon und, scheinbar unwiederbringlich, erloschen waren.

In niedern Thierklassen ersetzt der Instinkt (welcher das dem Leben Schädliche und Unschädliche lehrt), ohne daß jene die Dinge *kennen*, den Sinn des Gedächtnisses. Auf höherer Stufe beseelter Geschöpfe wird der Instinkt schon von einem Gedächtniß unterstützt, welches, schwach und flüchtig, den Gegenstand eben so bald wieder vergißt, als er nicht mehr in Gegenwart auf die Außensinne wirkt. Die Erinnerung und die daran geknüpften Gefühle werden erst wieder verjüngt, sobald ihr Gegenstand, oder ein ähnlicher, abermals vor den Außensinn tritt. Bei Thieren der obersten Ordnungen wird aber auch das Gedächtniß mächtiger

und treuer. Die Bilder vom Gewesenen werden klarer und lebhafter, und regen sich da, wo sie einander in ihren Verzweigungen gegensätzlich berühren, leichter zum Hervortreten an. Es werden Erfahrung und Kenntniß im Thiere (wenn auch ohne Erkenntniß) (7.) möglich. Der Hund kennt seinen Herrn, der Löwe seinen Wärter. Die Seele ruft durch den Sinn des Gedächtnisses gewesene Gefühle und Begierden wach, und wirkt erregend, auf diese Weise, in die Thätigkeit der Lebenstriebe zurück.

---

### 69. Unwillkürliches Erinnern. Traum.

Aber auch in den vollendetsten Gattungen des Thierreichs ist das Gedächtniß nur ein unwillkürliches Erinnern. Es wird nicht ohne äußere Einwirkungen geschäftig, sei es, daß einer der fünf Außensinne, ohne irgend einen der lautgewordenen Lebenstriebe Empfindungen und Begierden erzeugt, welche durch Gleichartigkeit mit schon gehabten, Gedächtnißbilder erneuert, die sich dann mit andern verzweigen und bewegen.

Solche Bewegung der Gedächtnißbilder, wenn sie inmitten des Schlafes vor sich geht, nennen wir Träumen. Auch der Traum ist Unwillkürliches; erst durch irgend eine Einwirkung des Lebens, oder der äußern Empfindung, Gewordenes. Ohne vorangegangne Bereicherung des Gedächtnisses mit dem Mancherlei der Außenwelt, ist kein Träumen möglich. Kinder in der ersten Lebenszeit, und Greise, nach erloschenen Erinnerungen, sind traumlos. Hinwieder ist kaum zu bezweifeln, daß Hunde, Pferde, Affen und andere Thiere höherer Ordnung, selbst manche Vögel, ihre Traumwelt haben. Hunde winseln und bellen, Kanarienvögel singen im Schlafe, gleich wie Menschen in ihm reden. Beim Aufgang der Erinnerungsbilder werden die Träumer zu den nämlichen Begier-

den und Gefühlen gereizt, die sich in ihnen laut machen würden, wenn sie den Gegenständen wachend in der Wirklichkeit begegneten.

Alles Träumen ist ein Regesein der Seele in ihr selber. Sie schleicht gemach aus dem Hintergrund, wohin sie trat, während der Leib schlief, wieder, auf den Nervenbahnen, hervor, nach allen Gegenden des Körpers. — Es ist ein willkürloses Tändeln und gegensätzliches Spiel der Innen-Sinne, unter den Bildern des Gedächtnisses. Erst später dann bemächtigt sich das seelische Wesen auch der äußern Sinnorgane wieder, und es entsteht volles Erwachen. So beim Thier. Aehnliches auch im Menschen, nach Vollendung des Leibesschlafes, nur mit dem Unterschiede, daß der denkende Geist später noch, als die Seele, erst wenn sie selbst ihrer leiblichen Werkzeuge wieder mehr Meisterin geworden, aus seiner Insichgeschlossenheit heraustritt. Sein Erscheinen verkündet sich in der aufdämmernden Klarheit, welche das Licht des Bewußtseins sanft über die Gegenstände des Traums wirft. Er kennt sie; aber noch ohne Urtheil über sie. Und ohne sein Wollen über sie geltend zu machen, gleicht er einem bloßen Beschauer des Spiels. Er sieht verstorbne Bekannte wieder, wie im Alltagsleben, vor sich wandeln; und, ohne Verwunderung, sieht er Unmöglichkeiten mit einander seltsam verbunden, bis er in größerer Macht nahend, sich ins verworrene Spiel mischt und es verständiger regelt.

Man nennt den Traum oft ein Werk der Einbildungskraft. Er ist dies nie im Thiere, und selten im Menschen: sondern, wie gesagt, nur ein seelisches Regewerden im Organ des Gedächtnisses. Das Thier hat keinen Willen, daher auch keine Einbildungskraft (96.). Es kann nicht aus eignem Vermögen die Verwirrung der Gedächtnißbilder anders ordnen, als sie, durch den Reiz der Lebenstriebe angeregt, sich, in ihrer Gleichartigkeit mit Gleichartigem, nothwendig zusammengesellen und folgen. Das

Thier hat keinen Willen. Daher kann es sich nicht, nach Belieben, auf etwas Gewesenes besinnen, sondern nur, angeregt von einer Erscheinung in der Außenwelt, sich des Gleichartigen erinnern.

---

**70. Ahnungssinn. Rhabdomantie. Mondsucht. Somnambulismus.**

Der Höchste, vielleicht sollt' ich auch sagen, der Tiefste der seelischen Sinne, ist der Ahnungssinn. Vielleicht sollt' ich ihn nicht einmal Sinn, sondern Quell aller Sinne nennen; ihn vielleicht das seelische Selbst heißen, welches zum Empfinden und Gewahren nicht einmal des körperlichen Lebensgebildes bedarf; beim Wirken gewissermaßen Raum und Zeit verliert; ohne leibliche Sinnwerkzeuge, mit den Erscheinungen der Außenwelt in Verbindung stehn kann; und sich in den niedrigsten, wie in den vollkommnern, Thiergattungen auf die mannigfachste Weise zu erkennen gibt. Vielleicht erregen diese Worte da und hier ungläubiges Lächeln. Aber ich spreche von keinen übernatürlichen Dingen.

Das seelische Wesen, mit dem Leben eines Leibes verbunden, ist weder zu jeder Zeit, in allen Gliedern, empfindend vorhanden (65.), noch auf die Umgränzung des Körpers beschränkt, sondern tritt thatsächlich, auch über die Oberfläche desselben, hinaus. Es ist bekannt, daß gliederarme Thiere der untersten Gattung, denen noch äußere Sinn-Organe gänzlich fehlen, dem, was sie leiblich bedroht, fliehend ausweichen, bevor sie davon berührt werden. Es ist bekannt, daß man Personen aus ihrem ersten, tiefsten Schlaf, ohne sie zu berühren, aufstören kann, wenn man über ihre Wange, einige Zoll von derselben entfernt, den ausgestreckten Finger hin und her bewegt. — Ich will des Vorgefühls vieler Thiere von Gewittern, Erdbeben, bevorstehenden Seuchen und andern Zustandsveränderungen des Dunstkreises, nicht

erwähnen. Denn im Weltall besteht eine ununterbrochene Bewegung und Verkettung der Veränderungen von Stoffen und Kräften, die auch auf das Lebensgeschäft einwirken. Wir bemerken auch an lebenden Pflanzen, an ihren Blättern und Blumen, Einwirkungen des Witterungswechsels. Auf ähnliche Art wird ein seelisches Empfinden in manchen Menschen, wahrscheinlich auch in Thieren, von Dingen laut, von deren verborgnem Dasein kein äußerer Sinn und keine Erfahrung Kunde gibt. Dahin gehört das Fern-Empfinden rhabdomantischer Personen, welches durch unterirdische Wasser, Gebirgs- und Erdarten, Erze, Metalle, Salze, brennbare Stoffe u. s. w. so mächtig angeregt werden kann, daß es selbst störend auf das Wohlsein des Lebens zurückwirkt. Bald beschleunigt sich dabei plötzlich der Blutumlauf; bald werden einzelne Stellen des Leibes von örtlicher Hitze, oder Kälte, befallen, oder mit Schweiß bedeckt, oder von krampfhaften Zukkungen heimgesucht; bald entsteht ein eigenthümlicher Geschmack in der Zunge; bald Ekel, bald Schwindel, Sausen im Ohr, Bangigkeit und Trübsinn. Die bekannten, unwiderstehlichen Abneigungen, oder Antipathien, mancher Thiere und Menschen gegen gewisse Menschen und Thiere, können aus ähnlicher Quelle herrühren.

Wie schwankend immerhin die Aussagen der Völker über den Einfluß des Mondes auf das Pflanzenleben, oder wie unbestimmt das Zeugniß der Aerzte über diesen Einfluß auf den Gang gewisser Krankheiten sein möge: so bleibt, wie das Einwirken des Mondes, zur Zeit seines Wechsels, auf die Bewegung der Oceane, auch die mehrtausendjährige Erfahrung, unläugbar, daß die wunderbare Seelenthätigkeit der Mondsüchtigen oder Nachtwandler, um die Zeit des Voll- oder Neumonds, am regsamsten zu sein pflegt. In manchen solchen Personen herrscht am Tage schon, während im Wachen ihr Seelisches noch mit sämmt-

lichen Empfindungs- und Gewahrungsorganen eng verbunden ist, eine unerklärliche Gemüthsverstimmung, eine Unruhe, ein Mißmuth, der zuweilen an Lebensüberdruß gränzt, oder darin übergeht. Nachts aber, wenn die Lebensgesetze allein im schlafenden Geglieder schalten, und die Seele sich ins Innerste, zum Geiste, zurückzuziehn scheint, ist's, als verbreite sie sich beim Kranken der obigen Art, abgeschieden von ihren gewöhnlichen Organen, weit über den Leib hinaus, empfindend und gewahrend, doch vom geistischen Wesen durchleuchtet, und nur noch so viel mit dem Leben zusammenhängend, als nöthig ist, die Gliedmaßen des Körpers zu mancherlei Verrichtungen willkürlich zu lenken. Die Lebenstriebe wirken nicht mehr auf sie ein. Sie kennt keine thierische, unreine Begierde; keine Furcht, keine Angst, wenn sie den Leib einem grauenvollen Untergang bloßstellt. Der Nachtwandler, mit völlig geschlossenen Außensinnen, gewahrt die Gegenstände nah und fern; wandelt die gefahrvollsten Wege, welche er, wenn er sie wachend erblickte, schaudern würde, mit seinem Fuß zu berühren. Er verrichtet gewohnte Tagesgeschäfte, und Anderes, was er wachend kaum in solcher Vollkommenheit vermöchte. Und ist er erwacht, fehlt ihm gänzlich die Erinnerung dessen, was er gethan, weil sein Seelisches keinen Gebrauch von einem der gewöhnlichen stoffischen Organe gemacht hatte.

Das Geheimnißvolle im Wesen des Seelischen tritt uns zuweilen noch wunderbarer bei jenen Personen entgegen, welche im Zustand des sogenannten Schlaf-Wachens (des thierischen oder Lebensmagnetismus, oder Somnambulismus), hell durch Vergangenheit und Zukunft sehn, und in der Gegenwart Vorhandenes gewahren, welches dem Blick des Gesunden, sei es durch Fernen, oder vorliegende dunkle Körper, unsichtbar bleibt. Möge man die Wahrheit solcher Zustände bezweifeln oder läugnen, oder die Anwendung des Mesmerismus in der Heil-

kunde*) verdammen: immer zeugt, wie das Alterthum, so noch der heutige Tag, vom Dasein solcher Zustände. Die Thatsachen sprechen, obwohl in ihnen oft schwer zu entscheiden ist, was, in den Aeußerungen des Kranken, der Wirklichkeit entsprechend, und was unwillkürliche Selbsttäuschung sei? Denn was der Geist durch Erfahrung und Unterricht geworden, bleibt er auch im Zustand des Traums, wie des Schlafwachens.

---

## 31. Fortsetzung. Krankheit.

In so eigenthümlicher und wunderbarer Macht uns auch das beseelende Wesen erscheinen möge, wenn es sich, in größerer oder geringerer Losgebundenheit vom Leben, offenbart: wird doch dies zwiespältige Verhältniß, als **Krankheit** angesehn, und mit Recht. Denn es ist ein Zustand von Hemmung und Störung im naturgemäßen Wirken und Erscheinen des beseelten Leibes; theilweise Aufhebung der in sich vollendeten Einheit der im thierischen Lebensbilde verbundnen Wesensartungen.

In der Thierwelt sind nur **Leibes**-, oder **Seelenkrankheiten** möglich. Der Mensch aber ist auch **Krankheiten des Gemüths** unterworfen. Das Thier, wenn es von äußern Verletzungen, oder verderblichen Einflüssen atmosphärischer Beschaffenheiten verschont bleibt, genießt, bei regelmäßiger Befriedigung

---

*) Am 21. April 1841 verbot ein Dekret der Kongregation der römischen und allgemeinen Inquisition, welches am gleichen Tage das Approbavit des Papstes Gregor XVI. erhielt, die Ausübung des thierischen Magnetismus (usum magnetismi, prout expositur, non licere); denn die magnetische Operation gebe nur Anlaß zum **Unglauben** und Sittenverderben. Ehmals hielt man solche Leute für Besessene vom Teufel.

seiner Triebe, bis zum Tode ungetrübte Gesundheit. Selbst das hohe Alter desselben, das die Kräfte bricht, die Sinne auslöscht, ist Gesundheit; weil es die dem Gesetzthum des Lebens gemäße Vollendung seines Erscheinens ist. Wer das Alter an sich, mit den dasselbe begleitenden Gebrechen, Krankheit nennen will, soll billig auch die Jugend an sich, mit den Mängeln ihres noch unvollkommnen Gliederbaues, Krankheit heißen. Der Mensch ist's, der den Thieren die meisten Krankheiten zuführt, wenn er sie zähmt, als Haus- und Heerdenvieh benutzt, ihre Instinkte und Triebe durch aufgezwungene Gewöhnungen beschränkt, und ihnen Nahrung und Trank, Luft und Licht, Bewegung und Ruhe, nicht nach ihrem Bedürfniß, sondern nach seinem Zweck, oder Vortheil, zumißt. Die Natur ihres beseelten Lebens sorgt weiser für ihre Erhaltung, als menschliche Kunst und Willkür. Gleich ihnen, und aus dem nämlichen Grunde, erfreun sich, unter den Sterblichen, die Familien und Horden der Wilden einer selten erschütterten Gesundheit, in natürlicher Stillung ihrer Bedürfnisse. Erst mit den Lastern, Verwöhnungen und reizenden Giften der Barbarei und Civilisation dringt, als deren furchtbares Gefolge, das Heer zahlloser Gebrechen und Krankheiten, und von Geschlecht auf Geschlecht vererbender Leiden, auf sie ein, denen die ungewisse Kunst des Arztes vergebens wehret.

Und eine ungewisse Kunst wird diese wohl immerdar bleiben, weil sie auf Erfahrungen beruht, deren Wiederanwendung und Ergebniß, durch vielerlei unerforschbare Zustände und Verhältnisse, fast überall anders bedingt ist. Und wie genau schon unsre Kenntniß von Bau und Bestand, Bestimmung und Zusammenhang der äußern und innern Gliedmaßen des Menschenleibes sein mag; und obwohl wir selbst der zartesten Nerven Richtung, Gewebe und Verflechtung beobachten: wir erblicken doch nur das todte Stoffische, nicht das, dessen Träger es ist; nicht das geheimnißvolle

Spiel der bewegenden Kräfte; nicht die durch sie vom Lebens-chemismus bewirkten Verwandlungen der Stoffe; nicht Bedeutung der Nerven-Häufungen und Verzweigungen, und was sie bewegt, oder lähmt, zumal, als Organe der Innensinne des Seelischen.

---

### 72. Krankheiten des Lebens, durch irre Einwirkung der Stoffe, Bewegkräfte und des Seelischen auf einander.

In der unterbrochenen Wechsel-Erregung zwischen, uns noch zu wenig bekannten, mannigfaltigen Artungen der Stoffe und Bewegkräfte, so wie dieser und des Lebens, des Seelischen und Geistes, bleibt uns selbst der erste, eigentliche Quell der meisten Krankheiten des Lebens verborgen. In unsrer Unwissenheit begegnen wir dem Uebel erst da, wo es sich hervorbrechend äußert. Wir versuchen den Strom des Lebens zu dämmen, und schwellen ihn oft nur an; oder drängen ihn, ohne unser Wissen, in andre Richtungen, vielleicht noch schlimmere, während die Quelle immerfort rinnt. Der schwierigste und wichtigste Theil der Heilkunde ist weder die Kenntniß aller Theile vom Geglieder des menschlichen Leibes und ihrer Verrichtungen und Beziehungen, noch die Lehre von Bedeutung der äußern Anzeichen vorhandener Krankheiten (Symptomatologie): sondern die Kenntniß von deren Verwandtschaften, gleichsam von der Geschlechtsfolge oder Genealogie der Krankheiten, wie durch das Leiden irgend eines innern Theils, in einem andern, und von diesem in einem dritten Theil des Organismus, der örtlich mit jenen nicht immer in Verband steht, gegensätzlich erregt wird, bis das zuletzt gewordene Leiden sich durch äußere Kennzeichen verkündet.

Daher sind alle bisherige Unternehmen, die Heilkunde nach Grundsätzen zu ordnen und zu betreiben, eitel geblieben, wie hoch

sie schon eine Zeit lang gepriesen werden mochten. Auch die Wissenschaften haben ihre Tage der Mode. In jedem solcher Grundsätze lag wohl eine einzelne Wahrheit, aber nicht das allgemeine Wahre. Wenn die Einen das einseitige Zuviel und Zuwenig, Ueberfülle oder Schwäche der Erregbarkeit und Erregtheit (Sthenie und Asthenie) für das hielten, was jedem Leben Verderben bringe, irrten sie nicht; wohl aber darin, daß sie das Besondre zum Allgemeingeltenden erhoben, und mit künstlichen Reizmitteln einwirkten, wo kein Zuviel und Zuwenig der Grund des Leidens war. Andre glaubten dem in seinem Wirken gestörten Leben am naturgemäßesten zu helfen, indem sie ein vorhandenes Uebel durch ein künstlich erregtes, gleichartig scheinendes, (homöopatisch) überzuleiten suchten. Sie irrten darin nicht, daß sie dem Naturgesetz des Uebergangs vom Gleichartigen zum Gleichartigen folgten; wohl aber darin, daß sie es in allen Fällen anwendbar wähnten, welche die äußerlich ähnlichen Erscheinungen darboten, ohne den entferntern Ursitz des Uebels, und die gleichartige Wirksamkeit der Gegenmittel zu kennen. Das Weiseste ihres Verfahrens aber blieb unstreitig, der Natur des Kranken zu seiner Selbstheilung mehr, als der Kunst, zu vertraun, und die Thätigkeit des in seinem Gebilde schaffenden Lebens durch naturgemäßere und behutsam gewährte Erregungsmittel zu unterstützen.

Die Störungen des Lebens in seinen Verrichtungen; die Beschränkungen und Lähmungen seiner Thätigkeit, durch Mangel, oder Uebermaß, oder Einseitigkeit der Einwirkungen von Stoffen und Bewegkräften der Außenwelt, hab' ich schon früher (52.), in leichten Zügen, angedeutet. Aber auch die seelischen Bewegungen, die Rückwirkungen der Gefühle, auf den Leibesbau, können für das Leben eine Quelle seiner Einheitsstörungen werden. Indessen rinnt diese Quelle sparsamer, als jene. Denn die verlangenden oder befriedigten Lebenstriebe, wenn sie sich in der

Seele, zu Empfindung, gegensätzlich werden, erzeugen darin immer nur einen ihnen entsprechenden Schmerz, oder eine Wollust, die durch Rückwirkung auf das Geglieder selten oder nie für dieses nachtheilig werden kann. Ich spreche hier nur vom Seelischen, wie es sich, unverbunden mit geistischem Wesen, in der Thierwelt darstellt; nicht wie im Menschen.

Es läßt sich wohl nicht läugen, daß das Gefühl anhaltender, maßloser Angst und Furcht verderblich auch in das Thierleben eingreifen, allgemeine Abspannung und Entkräftuug, und eben so, wie übergroßes Schrecken, selbst für den Nervenbau zerrüttend, dem Leben schaden könne. Eben so wissen wir, daß die Liebe mancher Thiere für ihre Jungen, nach deren Verlust, sie zu einem Grade von Traurigkeit treiben kann, der rückwirkend auf ihre Lebensthätigkeit, diese verzehrt, alle andern Triebe schwächt, selbst den zum Genuß der Nahrung. Doch, wie gesagt, gehören Lebens-Krankheitserscheinungen dieser Art zu den Seltenheiten.

---

### 73. Seelenkrankheiten, durch irre Einwirkungen des Lebens.

Zahlreicher hingegen sind die Seelenkrankheiten, welche aus den Mängeln des Lebens und seiner Haushaltung in den verschiednen Theilen seiner Gliederungen, und noch mehr aus der Stärke seiner nach Sättigung ringenden Triebe hervorgehen. Auch das Leben der Pflanze hat dieselben Triebe. Auch deren unvollkommne oder ganz versagte Befriedigung bringt Krankheit und selbst Tod. Aber im Thiere sind sie durch Empfindung geschärfter, und, durch gewaltsame Rückwirkung des Seelischen auf das Nervenleben, zerstörender. So erzeugt der Ungestüm des nichtgestillten Begattungstriebes in manchen Thieren zuletzt eine Art Wahnsinns, der sie allen ihren Gewohnheiten entrücken, ihre

Außensinne verblenden, und sogar den Selbsterhaltungstrieb des Lebens abstumpfen kann. Eben so ist unzweifelhaft die sogenannte tolle und stille Wuth der Hunde und Katzen, der Wölfe, Füchse u. s. w. gleichwie bei andern Thieren, Betäubung, Ohnmacht, Epilepsie u. s. w. nur Folge von vorangegangenen Gesetzesverletzungen des Lebens, und irres Treiben desselben in seinen Verrichtungen.

Im strengen Sinn genommen, ist das Wort Selenkrankheit eine unpassende, höchstens nur bildliche Bezeichnung für gewisse regelwidrige Erscheinungen von Begierden, Empfindungen und Gefühlen. Die Seele an sich selbst kann nicht erkranken, sondern nur das Leben, mit dem sie geeinet, dessen Hüterin und Dolmetscherin sie ist (56.). Abhängig von diesem, wird sie zum Widerschein seiner Zustände. Des Thieres Raserei, Liebeswuth und Wahnsinn ist, wie der Schmerz des Hungers, oder der Wunden, der im Seelischen gewordne Nothschrei beleidigter Lebenstriebe.

Es ist das geheimnißvolle Gebiet der Nerven der Punkt, wo Leben und Seele in ihrem engern Verkehr stehn, und sich wechselsweis zur Thätigkeit erregen. Hier wird die kleinste Sünde wider das Gesetzthum des belebenden Wesens, zum seelischen Leiden. Jede anhaltende Zerrüttung des zarten Gewebes, jeder Mangel, jedes Uebermaß ihrer Bethätigung, ihrer Bewegung, oder Ruhe, bringt endlich Erschöpfung, oder verwilderte Reizbarkeit derselben. Daher dann Schwächung der Außen- und Innensinne, Erstorbenheit oder Aufwallung des Gefühls. Wie kann die Seele sich anders äußern, als wie sie durch Einwirkung des Lebens erweckt ist? Oder in sich gegensätzlich zu dem werden, was nicht auf sie einwirkt?

14. Hinblick auf Gemüths- und Geisteskrankheiten; nebst einer allgemeinen Bemerkung über das Bishergesagte.

Ebenso verhält die Seele sich zum Geiste. Nur gerufen von ihm, tritt sie ihm zu seinem Dienst entgegen. Er sowohl, wie anderseits das Leben, leitet ihre äußern Sinne zum Gewahren der Außenwelt, ihre Aufmerksamkeit, ihr Gewöhnen, ihren Nachahmungstrieb, und bereichert ihr überdem das Gedächtniß mit seinen Gedanken. Sie ist, zwischen ihm und dem Leib, die Vermittlerin; und, nur erst in ihrem Erregtsein, rückwirkend, und wiedererregend in beiden. Ihre Gewahrungen, Empfindungen und Gefühle werden, im Bewußtsein des Geistes, Vorstellungen. Sie verkündet ihm die Triebe des Lebens und deren Forderungen; er hinwieder genehmigt, oder verwirft diese, seinem eignen Gesetzthum gemäß.

Der innige Verein von Geist und Seele, das sich unmitelbare Berühren und einander in Wechselerregung Durchdringen von beiden, ist, was wir im gemeinen Sprachgebrauch mit dem Worte Gemüth bezeichnen. Wie im Nervischen sich Leben und Seele begegnen, gleichsam in einander fließen: so rinnen im Gemüth Seele und Geist zusammen. Darum verbinden wir auch mit Gemüthskrankheiten gewöhnlich einen andern Begriff, als mit bloßen Seelenkrankheiten.

Krankheiten des Lebens können allerdings, durch Vermittlung der Seele, in sogenannte Gemüths- und Geisteskrankheiten, in Schwermuth, Blödsinn, Verrücktheit u. s. w. übergehn. Hinwieder auch, durch seelische Vermittlung, können störende Einwirkungen des Geistes auf das Leben, dessen Geschäfte hemmen, dessen Werke verderben. Wiederum kann der Leib erkranken, während der Geist in vollkommner Gesundheit wirkt und weset Anderseits gibt es

Geistes- und Gemüthskranke, die leiblich wohlgedeihn und bei welchen alle Lebensverrichtungen ungehemmt von statten gehn.

Aber hier ist nicht die Stelle, wo ich (ohne vorher den Verkehr zwischen Geist und Seele unter einander näher angedeutet zu haben), über jene Zustände des Leidens beider, meine Ansichten mittheilen kann.

---

# VI. Der Geist.

## 75. Entwicklung des Geistes. Gesittungsstufen des Menschengeschlechts.

Es überrascht uns in der Geschichte der Natur, oder ihrer Wirksamkeitssphären, so weit uns der Gesichtskreis in denselben gestattet ist, die Wahrnehmung eines wunderbaren Gleichlaufes (Parallelismus) all' ihrer Thätigkeitsweisen; überall stufenweiser Entwickelungsgang ihrer Schöpfungen vom Samenkeim zum Vollkommnern. Selbst die scheinbar todten Stoffgebilde waren vor unzähligen Jahrtausenden noch nicht was heut. Selbst der Weltkörper, den wir bewohnen, war uranfänglich nicht in seiner gegenwärtigen Vollendung. Er schwamm gleichsam, als Embryo, im Schoos der Himmel, und zog aus dem Aether, wie ein Säugling, die nährenden Urstoffe des Aethers an sich, die sich zu Urfels verdichteten und gestalteten; dann zu Uebergangs-, zu ältern und jüngern Gebirgslagern schaalig übereinanderlegten und nach manchen vulkanischen Ausbrüchen, Landemporhebungen und verwüstenden Sündfluthen, die bis jetzt geblieben Form gewannen (47.).

Doch wie lange Zeiten verflogen dem Erdball, bevor sich über seinen Gebirgs- und Land- und Meerbildungen, aus den vielartigen Gegensätzlichwerdungen der Materien und Bewegkräfte, ein zu Belebung veredelter Stoff schied! (44.) Auch er war anfänglich nicht, was er in der Folge der Jahrtausende geworden ist. Die tiefern Felsrinden des Erdkörpers zeigen uns nur noch seltne

Ueberbleibsel höchst einfacher Seethierchen; später nach und nach deren mehrere, mannigfaltigere und künstlicher gebaute; dann erschienen die Jahrhunderte der riesigen Kräuter und ungeheuern Thierwesen. Es waren die wilden Jünglingszeiten unsers Weltballs. Und lange nachher, nachdem sie vergangen waren, entfaltete sich das Urleben in jener Fülle, Verschiedenheit und Pracht, die wir schon seit sechs Jahrtausenden bewundern. Aber auch im Reich der Pflanzen und Thiere herrscht der nämliche Gleichlauf und Entwickelungsgang zwischen den Gattungen beider, von den grünen, fast gliederlosen Schleimmassen der Tremellen, und von den gallertartigen, Punkten ähnlichen, Monaden und Colpoden und andern beseelten Aufgußthierchen, bis empor zu den edeln Blüten und Fruchtbäumen und zum menschenartigen Troglodyten des innern Afrika's.

Der Mensch erschien zuletzt; — ein höheres Wesen. Sein Ich ist der gottdenkende Geist. Und diesen Geist umkleidete die Natur mit dem Köstlichsten aller ihrer Wirksamkeitssphären; mit einem Leibe, in welchem sie sich gleichsam zu seinem Werkzeuge, zu seiner Dienerin, ihn zu ihrem Gebieter, zu machen schien.

Aber auch der Menschengeist wieder erkennt, in seinem kurzen Dasein auf dem Erd-Stern, denselben Entwickelungsgang, welchen die Natur selbst hält. —

Das neugeborne Kind ist, seinem Leben und Seelischen nach, ein mit dem mütterlichen nahe Verwandtes und Verbundenes, Stoff von Stoff der Mutter, Leben von ihrem Leben, Seele ihrer Seele. In gleichem Verhältniß aber, wie das junge Geschöpf, mit fremden Stoffen und Kräften, zugleich ein der Mutter fremdes Leben und Seelisches aus dem Reichthum der Natur einsaugt, löset sich allgemach jener Verband. Dann wird das wachsende Leben die erste Amme und Erzieherin der Seele; weckt dieselbe durch seine Triebe und Instinkte aus dem Schlummer; und diese,

erwachend, wird endlich der Glieder ihres Leibes, und ihrer äußern Sinnwerkzeuge, eins ums andre mächtig; dann auch der innern, erst der Aufmerksamkeit, darauf des Gedächtnisses, der Gewohnheit und der Nachahmungslust. Zuletzt dämmert das Licht des Geistes in den Sinnen und Gefühlen der Seele hervor. Die reine Thierheit hört auf, der Mensch beginnt mit den ersten Lauten der Wortsprache; mit dem ersten Bewußtwerden eigner Persönlichkeit; dem ersten Bewundern des Gefälligen; dem ersten Suchen nach dem Warum? und Wozu? dem ersten Gefühl des Unrechts und Rechts. Das Kind ist früher vernünftig, als verständig; sein Geistesgesetz früher, als die durch Erfahrung erst erworbne Klugheit im Urtheilen und Handeln. Der Erwachsene erblickt in den kindlichen Aeußerungen eine Naivetät; einen Ausdruck von Natürlichkeit, die er, als Widerspruch mit verkünstelter Ueblichkeit, belächeln kann und doch, als Vernunftgemäßes, ehren muß.

Auch der Knabe bewahrt zwar Neigung und Sinn für das Naturgemäße; aber der Geist verharrt noch lange im Dienst der herrschenden Thiernatur. Leibesstärke, Muth und Schlauheit sind ihm bewundernswürdiger, als jedes andre Verdienst; Freiheit mehr, als Zwang seiner Lebensart. Er lernt nachahmend von Menschen und Thieren. In lebhafterer Anerkennung des Rechts und Unrechts verkündet sich die gesteigerte Macht des sinnlichen Gefühls.

Wenn im Jünglingsalter aber Lebensfülle und Seelenreichthum üppiger überströmt, und der Geist sich seines Innern und der Urbilder des Wahren, Guten und Schönen in ihm heller bewußt wird: dann erscheint der große Augenblick, in welchem der halbreife Zögling der Natur die Hand der bisherigen Erzieherin fahren lassen, und selbstständig schalten will, und es doch nicht ganz vermag. Der erfahrungsarme Verstand verliert sich noch im Labyrinth der Erscheinungen; verwechselt Wesen und Schein, sinnliche und sittliche Größe; haßt das Gemeine; lechzt nach Wundern;

zieht das Göttliche ins Irdische nieder, und verklärt Irdisches in Göttlichkeit. Der Jüngling, schwankend zwischen Sinnen- und Geisteslust, sieht die Welt nicht, wie sie ist, sondern vernunftgemäß sein soll; kennt keine Mittelstraße; wird Engel und Teufel; Tyrann und Sklav; erfindet was er nicht findet.

Wenn, nach diesen Gährungen, das leibliche Leben seinen Bau im Mannesalter befestigt hat, der Rausch stürmischer Gefühle verflogen ist; die Fantasie mit gesenktem Flügel neben der Leiche schöner Hoffnungen trauert, und schmerzliche Erfahrung vor den Gefahren geliebter Thorheiten und geheiligter Irrthümer warnt: dann wird Einfluß des Verstandes herrschend. Der Sterbliche, noch angezogen vom Reiz der Wirklichkeit um ihn her, gibt sich ihm nur mißtrauisch hin, und das Ideale und Höhere in ihm beargwohnt er, als unsichere Träumerei. Er unterhandelt auf Bedingung hin mit beiden; will seinen Vortheil vom Irdischen und Ueberirdischen; will lieber klug sein, als wahr und offen; lieber das Nützliche, als das Edle. Lebensbequemlichkeit wird sein Lebensziel; er sich, in schlauer Selbstsucht, sein Gott. Zwar mahnt ihn das Gesetz der Heiligkeit an Höheres, als das Vergängliche. Doch der Verstand verwandelt auch dieses nur zu oft in unfruchtbare Schulbegriffe, oder in Schminke eigennütziger Begierden. — Spät gelangt der Geist zur Alleinherrschaft über das Thierthum; das Gottesgesetz, die Vernunft, zum Sieg über die Macht des Irdischen; der Mensch zur Vollendung im Hochmenschlichen.

Die Entwickelungsgeschichte des einzelnen Sterblichen ist die Entwickelungsgeschichte ganzer Nationen. Sie wohnen auf dem Erdball, wie Kind und Knabe, Jüngling und Mann, in sehr ungleichen Höhen der Ausbildung; langsam ihrem Ziel entgegenreifend.

Der Stand der Wildheit ist ihr Kindheitsalter. Der Wilde auf den untersten Stufen, wie er noch den reisenden Europäern in einzelnen umherziehenden Familien Neuhollands begegnet, ist

fast ganz thierisch, nur seelisch; noch wortarm in der Sprache; daher auch gedächtnißarm. Zwar denkt er, aber denkt meistens nur wortlos. Geschehenes ist leicht vergessen. Er weint einen Augenblick und lacht im nächsten mit unmäßiger Freude. Er belauscht aufmerksam das Treiben der Thiere und lernt von ihnen seine ersten Künste; zieht mit Weib und Kind durch die Einöden, wohin Nahrung und Sicherheit ihn locken; läßt seine Ungebundenheit ungern beschränken und will keine andere Herrschaft dulden, als die der Naturtriebe. Alles erscheint ihm noch, als Gemeingut. Erst Vermehrung der Volksmenge und Beschränkung des Raums, oder Furcht vor Nachbarhorden, zwingt zum festern Verband der Familien, zu gewissen Formen geselligen Vereins. Die Erfahrung der Alten lehrt und leitet im Frieden; Kühnheit und List des Stärksten befehligt im Kriege.

So tritt der Wilde auf die Stufe der **Halbwilden**, in das Alter der Knabenzeit. Immer noch am Leitband der Naturtriebe gegängelt, sind die Thiere der Wildniß seine Vorbilder. Er beschleicht den Feind, wie sie; er verstellt sich, wie sie. Seine Tänze, Spiele und Belustigungen sind den ihrigen nachgebildet; er schmückt sich selbst mit ihren Namen. Kriegerstolz, der jeden Schmerz verhöhnt, ist seine Mannesehre. Der Stärkere wird Herr des Schwächern, das Weib Knechtin des Gatten, der Besiegte Sklav des Siegers; ein Held oder ein Stammvater der Horde, ihr Häuptling; die Kriegergemeinde gesetzgebend für alle. — Unter mannigfachern Erfahrungen wird auch der Geist wacher. Das erstarkende Gedächtniß leitet den Halbwilden sicher durch die Urwälder; lehrt ihn Thaten der Väter den Enkeln in Sagen überliefern und mit Bildern des Sichtbaren das Unsichtbare nennen. Ein regewerdendes Gefühl des Schönen erfindet rohes Schmuckwerk des Weibes; die Tättowirung des Mannes, daß er schrecklicher scheine. — Der Halbwilde, der vor nichts zittert, erschrickt nur noch vor der All-

gewalt der Naturerscheinungen. Ihm zeigen sich hinter denselben übermächtige Wesen. Er buhlt mit Opfern um ihre Gunst. In seinem Gemüth erschließt sich der Keim der Religion. Es ist die Religion der Unmündigen; eine Schöpfung der Furcht. Sie schafft ihm Götter, ihm zum Ebenbilde; doch in riesiger Größe und Stärke.

Die Gesittungsstufe der Barbarei folgt allmälig den Tagen der Halbwildheit, wie das Jünglingsalter den Knabenjahren. Der Menschengeist dünkt sich den Spielen der Kindheit entwachsen und, im Stolz erworbener oder ererbter Kenntnisse, der Unmündigkeit entlassen. Die Ideen des Unendlichen, des Heiligen und Schönen leuchten schon in ihm auf. Er strebt Höherm nach; aber vermag es nur auf Fittigen der Einbildungskraft im Sturm der Gefühle. Er verschmäht das Gemeine; will das Wunderbare und Uebermenschliche in Allem, und gestaltet zuletzt doch nur das Ungeheure in die Welt des Sinnlichen hinaus. Maßlos überall, ist es der Barbar in Lust und Trauer; im Hassen und Lieben, in üppiger Pracht und schwärmerischer Entbehrung; in Lastern und Tugenden. Die rohen Helden der Vorzeit werden ihm zu Heroen; die Frommen und Weisen zu Heiligen und Halbgöttern. Im Kriege abenteuerlichen Wagstücken nachjagend, im Frieden müßig schwelgend, findet er überall nur Engel, oder Teufel. Knechtischer Anbeter der Geliebten, wird er in der Ehe ihr Tyrann. Es ist das Zeitalter wilder Wollust und erhabner Lebensverachtung; der Vergötterung und des Faustrechts; der Kunstblüte und Poesie, wie der Unmenschlichkeit; des selbstherrlichen Priesterthums und frommen Fanatismus; des Erbadels und der Leibeigenschaft. Der Fürst glänzt, als Erdengott, umflossen vom geheimen Zauber der Majestät; verkauft auf Sklavenmärkten besiegte Heere, und schleppt aus eroberten Staaten Völker gefangen ins Elend ferner Länder. Aber die Menschheit schmachtet unter lauten Verirrungen und selbst

geschaffnen Qualen nach Erlösung; und, mit gereifterer Einsicht, fängt sie an, dem, was ihr Verderben gebracht, besonnen auszuweichen.

Es beginnt das Zeitalter der Halbbarbarei oder Civilisation, das ist, eines gesetzlich geregelten, bürgerthümlichen Volks- und Staatslebens zum Sicherstand und Frieden Aller, wenn auch noch nicht nach Grundsätzen des ewigen Rechts, doch, mehr oder minder klug, nach Erfahrungssprüchen geordnet. Der Mensch ist nicht mehr Leibeigner und Angehöriger der Scholle (glebae adscriptus), aber doch des Staates, und wird mit dessen Landestheilen verkauft, vererbt und vertauscht. Das Faustrecht gilt nicht mehr; aber noch nicht das Völkerrecht. Die Freiheit wird schon splitterweise in Privilegien, Rechtsamen, Erbständen u. dgl. m. vertheilt. Lebensklugheit ist noch mehr, als Vernunft. Diese wird noch von der Kirche geächtet, und der Thron gebietet, was wahr sein soll, was nicht. Künste, Wissenschaften, Gewerbe, Entdeckungen und Erfindungen sind im kühnen Aufschwung, aber im Dienste sinnlicher Genußsucht, des Goldes, des Ehrgeizes, der Herrschgier. Ueberall Nebenbuhlerei von Prachtstädten, Hochschulen, Handelsstraßen, Armeen, Flotten, Fabriken; aber überall die Mehrheit des Volks, zum Vortheil des Staates, oder der Bevorrechteten, umstrickt, beengt, ausgesogen. Die Tugend wird auf Lehrstühlen, Schaubühnen und Kanzeln gefeiert; aber in der Wirklichkeit, als schlaue Heuchelei, oder fromme Einfalt belächelt. Doch gefällt jedem ihre Maske mehr, als nackte Brutalität, und jeder hält mehr auf das Urtheil der Leute, denn auf den Schrei des Gewissens, weit mehr auf feine Sitte, als strenge Sittlichkeit. So ringt die Halbbarbarei, schwankend zwischen Glauben, Unglauben und Aberglauben, nach Selbstrettung, unablässig von der strafenden Geißel des Widernatürlichen geschlagen.

Aber Civilisation ist schon Uebergangsstufe zum Stand-

punkt des Hochmenschlichen. Diesen hat im heutigen Weltalter noch keine Nation eingenommen. Doch der einzelnen Sterblichen Viele, unter Barbaren und Civilisirten, haben ihn schon erreicht, Andre zur Nachfolge ermuthigend.

Das ist in flüchtiger Andeutung die Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geistes auf Erden.

---

### 76. Der Geist ist nicht eine Naturwirkung.

Und wer ist er an und für sich selber, dieser Geist? — Die Frage beschäftigte schon die Weisen des hohen Alterthums, welche noch pflanzisches Leben und seelisches Empfinden, mit Geist, verwechselten, oder nicht unterscheiden mochten. Sie beschäftigte die Denker späterer Zeiten.

Ihrer Manche meinten, er sei nur eine edlere Blüte des schaffenden Lebens, hervorgegangen aus einer kunstreichern Fügung und Gliederung des Leibes, seiner Gefäße und Nerven und einer feinern Materie, als der von Thieren und Pflanzen. Er sei, wie Alles in der Natur, außer der nichts sei, ihr Erzeugniß, wie jede andre ihrer Erscheinungen. Die Natur selbst schien solchen Denkern, vom Sinnentrug irregeführt, in sich bloß ein Materielles oder Stoffisches, nichts Andres, indem sie den Schein für das Wesende nahmen. Aber die Antwort blieben sie auf eine andre Frage schuldig: Wodurch ist die Materie, die an sich stille und todte, zugleich die Alles in wunderbaren Ordnungen Bewegende; der in sich einfache, ungegliederte Stoff zugleich Schöpfer von Gefühlen, Gewahrungen und Erkenntnissen? Wird er es Alles durch ein unergründliches Ungefähr? So ist die Natur selber ein unergründliches Ungefähr, und von ungefähr, weiser, als der ihre Weisheit anstaunende Menschengeist; so ist die Natur, oder das **Ungefähr**, Gott.

Wäre der menschliche Geist die höchste Blüte der Natur, ein Bewußtsein des sich selbst Unbewußten: so würde er, als Naturwerk, ein bloßes Sein haben, ohne selbstständige Wesenheit; so würde nicht er, sondern die Natur, Quell und Ursache seiner Vorstellungen und Ideen, mithin selbst von dem sein, was sie selbst nirgends äußert und nicht weiß; so würde sie in seinem Bewußtsein und Wissen sich selbst zum Widerspruch werden müssen, ein wissenloses Gewußtes, ein willenloses Wählen; ein endliches Unendliches.

Der Geist aber weiß sich, als selbstständig Wirkendes, Erscheinungen der Natur in sich bedingend; als ein Beharrliches im Wechsel seiner Gedanken, Entschlüsse und Wirkungen. Wäre sein Gedankengebiet ein Bewirktes der Natur selbst: so könnte darin nichts vorhanden sein, denn Abspiegelung ihres Selbstes und was sie darstellt. Aber der Geist erblickt, was sie nirgends sinnlich offenbart: ihre Wesenheit, Unendlichkeit, sogar Höheres, als sie. Er trägt ein Gesetz in sich, welches nicht ihr Gesetz ist, oft gegen ihre Gebote und Triebe Widerstreit gebietet und durch ihre Gewalt nur mangelhaft erfüllt bleibt in der Welt. Ist das Ahnen des Göttlichen im ganzen Geisterreiche ihr Ahnen, und das Sehnen desselben nach Gott ihr eignes Sehnen: so ahnt sie und sehnt sie sich nach einem Andern und Herrlichern, als sie selber ist, und doch wäre sie zugleich das Einzige und Alles, außer welchem nichts vorhanden sein könnte.

Aber ich breche ab. Es gränzt an Thorheit, dem zu widersprechen, was sich selbst widerspricht.

---

**77. Nicht eins und dasselbe ihres Wesens. Seelenwanderungslehre.**

„Wohl nicht das bloße vergängliche Erzeugniß und Erscheinen aus der Natur ist der menschliche Geist," — haben andre und

scharfsinnigere Denker gemeint: — „sondern er ist gleich ewig, wie sie ist; nicht ihre Wirkung, sondern ihre eigne Wesenheit. Sie in ihrer Urheit aber ist der Urgeist, welcher, in andern Sphären ihrer Wirksamkeit, gegensätzlich in einer langen, mannigfaltigen Reihe Geistes-Artungen, oder Einzelwesen, in sich auseinandertritt, und in allen diesen doch wieder sie selbst ist und wirkt. Denn sie bleibt das Bedingende im All; und die Dinge sind nur wandelbare Formen ihres Waltens und Wirkens; das Endliche in ihrer Unendlichkeit. Das Gesetzthum des Wahren und Heiligen ist auch ihr Gesetzthum und darum in allen Geistern bestehend. Die stoffischen Lebensgestalten der Menschen vergehn im Tode; nur die Seelen oder Geister sind das Unsterbliche, und gehn in andre Menschen- oder Thierhüllen über, je nachdem sie Gutes oder Böses gethan, vollkommner oder unvollkommner geworden sind."

Sieh da, die alte Lehre von der Seelenwanderung! — Wie kindlich auch diese Vorstellungsart von ewiger Wiederkehr der Seelen oder Geister in neue Körper sein möge, ist sie doch schon eine der Höhen, zu welcher sich einzelne Forscher des Alterthums erheben konnten; eine Höhe, welche selbst den Gipfel manches spätern Lehrgebäudes überragt, in welchem die Natur, als alleinige Gottheit thront, oder das mit der Materie spielende Ohngefähr. Das Alterthum kannte kein anderes Weltall, als nur welches der enge Horizont in sich begreift, den auf unserm Erdball das Auge überschaut. Ihm mußte allerdings der Geist das Letzte und Höchste im All des Vorhandnen sein. Wer jedoch wird heut, auf Stufen vollkommnerer Kenntniß und Erkenntniß, zu behaupten wagen, daß das unendliche Universum mit all seinen unzählbaren Weltkörper-Millionen, durch den Menschengeist abgeschlossen und beendet sei?

Schon die Idee der Seelenwanderungslehre von Lohn und Strafe nach dem Tode des Leibes, spricht Ahnung von einem weit andern Dasein aus, als dem Reiche der Natur; und deutet durch

den unabwehrbaren Gedanken von bleibender Persönlichkeit der geistigen Einzelwesen zu einem erhabnern Wissen, für welches die Natur und ihr Gesetz keine Erfahrung, keinen Fingerzeig gibt. Was wäre Vergeltung, wenn sich der Geist in einem spätern Leibe nicht mehr bewußt wäre, in einem frühern heilig oder sündig, oder überhaupt schon vorhanden gewesen zu sein?

---

### 78. Urverwandtschaft des Geistes und der Natur.

Obgleich, in der unendlichen Wesenverkettung des göttlichen Alls, der menschliche Geist mit der Natur urverwandt, ihr Nächster, ist, weiß er sich doch urgewiß nicht eins und dasselbe mit ihr; weiß er sich gleichsam in sich abgeschlossen; Selbstschöpfer inmitten seiner Gedankenwelt; unabhängig sich angehörend. Mit erstem Anglimmen vom Licht seines Bewußtseins, wird ihm auch seine unveränderliche, bleibende Selbstheit, seine Persönlichkeit hell. Jeder Menschengeist erscheint sich, geschieden von Allem, wie ein Mittelpunkt alles Vorhandnen. Sein Ich weiß, daß es nach Jahren dasselbe geblieben ist; nicht vermehrt, nicht vermindert, wie sich Stoffe, Bewegkräfte, Leben und Seelisches häufen und mehren, oder schwächen und mindern lassen in ihrem Einzelganzen. Vergrößerung der Kenntnisse ist keine Vergrößerung des Geistes; denn er ist nicht selber das Vielerlei des von ihm Gekannten, sondern er ist das dieses Kennende.

Er wohnt freilich in der Natur. Er hat von ihr seine vergängliche Hülle, den Leib empfangen. Aber diese Umhüllung ist doch nur Werkzeug, durch welches er eine Verbindung mit ihr vermittelt, und in Wechselwirkung zu ihr steht. Von ihr zur Thätigkeit erregt, wird er anfangs nur ihr Schüler. Sie kann ihn aber nicht mehr lehren, als ihr eignes Selbst. Und

wie Herrliches dies sein möge: er weiß von Wunderbarerm und Herrlicherm, was sie selber nicht ist, und als welches die Lehrerin sich dem Schüler nie offenbaren kann.

In all ihren Wirksamkeitssphären tritt die Natur gegensätzlich, vom Allgemeinen zum Besondern, vom Höhern zum Tiefern, in zahllose Artungen von Stoffen und Kräften, von Pflanzen- und Thiergattungen auseinander. Nicht also ist's im Reich der Geister. Sie sind sich insgesammt gleichartig. Alle haben sie einerlei Gesetzthum, einerlei Erscheinungsweise. Wir kennen auf Erden keine Verschiedenheit höherer und tieferer Geister, wenn auch große Verschiedenheit der Menschen in ihren Neigungen, Anlagen, Kenntnissen und Fertigkeiten. Allein diese Mannigfaltigkeit entspringt offenbar nicht aus der Ungleichheit der geistigen Wesen, sondern aus der Ungleichheit der ihnen von der Natur zu Theil gewordnen Werkzeuge, des Nervenbaus, der Sinnen-Organe, der vollständigern, oder unvollständigern Gliederung; entspringt aus der Ungleichheit der Schicksale, Geistesbethätigungen und Verhältnisse zur Welt. Wie mag der Geist des Blindgebornen, oder des Taubstummen, in seinem Erscheinen gleichstehn dem Geist des Vollsinnigen? Oder wer läugnet, daß Tausende von denen, welche unter wilden Barbaren, oder in den mittellosen Volksklassen unsrer civilisirten Länder, erfahrungsarm und roh dastehn, unter günstigern Umgebungen, bewundernswürdig geglänzt haben würden? Der Geist des Menschen, inmitten der Natur, wird durch sie nicht in seiner Wesenheit, sondern nur in der Erscheinungsweise derselben beschränkt.

Es ist nicht zu läugnen, der Geist weset in ihr, gleichwie sie hinwieder in ihm sein Gewußtes ist. Er wirkt auf sie ein; sie hinwieder auf ihn nach unabänderlichen Weisen. Ihr Gesetzthum ist in strenger Zusammenstimmung mit dem Gesetz seiner Erkenntniß, weil sie ihm ohne diese Uebereinstimmung unerkennbar

bleiben würde (27.). Die in ihr waltende Nothwendigkeit, ist das Gleichnothwendige seines Wissens von ihr. Aber dennoch weiß er sich auch in höhern Beziehungen, und unbeherrscht von ihrem Gesetz; weiß sich nicht nur in ihr und ihr nicht nur gegenüber, sondern über sie erhaben. Sogar seine Unruhe über das geheimnißvolle Verhältniß zu ihr; alle Zweifel des Verstandes über sie und sich, beurkunden wenigstens eine Möglichkeit von seinem Hingehören zu andern Reichen des göttlichen Alls. Die ersten Zweifel des Sterblichen über Wesen und Sein alles Vorhandenen sind auch die ersten Ahnungen der Hoheit dessen, was in ihm denkt und will; sind das erste Wahrnehmen seiner Wesens-Verschiedenheit von der Natur; und sind ein Erkennen, daß sie nicht seine Heimath, er nicht lediglich ihres Geschlechts sei; wohl ihr Verwandter, aber nicht ihr Kind; wohl ihr Einwohner, aber nicht Bürger ihres, sondern eines unendlich herrlichern Reichs. Er ehrt sie daher nicht, als das vollendete All des Vorhandnen, wie sich ihm dieses durch ihr Stoffisches, Bewegendes, Belebendes und Beseelendes offenbart. Denn er ist ein Wissen, nicht von ihr nur, sondern ein gleich nothwendiges, unabwehrbares, urgewisses (13.) Wissen, von einer erhabnern Wesenordnung, von einer unaussprechlichen, in deren Herrlichkeit sie selber verschwindet; von einer andern Gesetzgebung, als der ihrigen; von einem Gebote, welches für das bloße Vorhandensein in ihr, ohne alle Beziehung, ohne Deutung dastände.

---

### 19. Der Geist selbstständig in der Natur und über der Natur. Die Ur-Ideen.

Das Unendliche, Unbedingte ist, wenn ich so sagen dürfte, der geheimnißreiche Hintergrund seines Wissens und Wirkens, aus

welchem die allumfassenden Ur-Ideen des Wahren und Heiligen hervorsteigen, und diese, vermählt mit dem Seelisch-Anmuthigen im Gemüthe, zur Idee des Schönen werden (92.). Diese Ur-Ideen sind die eigenthümlichen Triebe des Geistes, sich äußernde Forderungen seines Wesens; sind die unvergänglichen Sonnen seiner eignen, innern Welt, deren Abglanz darin zu Urbildern von ihnen, oder Idealen, übergeht. Sie sind das höchste Gut des Geistes in all seinem Wissen und Wollen. — Das Wahre, durchleuchtet das Gebiet seiner sämmtlichen Kenntnisse und Erkenntnisse; und welche derselben nicht die auf sie gefallenen Strahlen wieder rein zurückwerfen, stößt er von sich aus, als Unwahres, Irrthum und Lüge. — Das Heilige ist des Geistes Licht, aus unerforschbaren Höhen des göttlichen Alls zu ihm gedrungen, ihn emporziehend in eine Heimath übernatürlicher Wesenordnungen. — Das Schöne ist dem menschlichen Geist der Urquell seiner vollendeten Seligkeit im Irdischen; Verschmelzung vom Glanz der Natur mit der Uebernatur; des Irdischen und Göttlichen.

Aber umsonst suchen wir, und sehnen wir uns draußen, in der Welt endlicher und vergänglicher Dinge, nach dem Beginn des unbedingt Heiligen, Wahren und Schönen. Es bleibt der Schatz unsers Innern. — Wie könnten wir das Unendliche ins Endliche hinausgestalten? Da wird, wie ich früher sagte, das Heilige nur zur begränzten Tugend; das Allwahre zur einzelnen Wahrheit, und das Urschöne zur beschränkten Schönheit. Und zu ihnen gesellt sich, mit Verdunkelung ihres Lichts, wie Schatten, die Sünde, der Irrthum und die Häßlichkeit.

Dennoch bleibt alles Ringen und Streben des Menschen dahin gerichtet, die ewigen Kleinodien seines Geistes auch in der Welt geltend zu machen. Er trägt Abscheu vor dem, was häßlich ist, und steht bewundernd still vor dem, was schön ist. Er fordert

Wahrheit. Wer ihn mit Lügen täuscht, von dem wendet er das Antlitz ab. Auch der in sein Thierthum verlorenste Sterbliche will wenigstens den Schein der Tugend tragen, wenn ihm die Tugend selber fehlt; verlangt wenigstens Gerechtigkeit Andrer für sich, selbst wenn er sich eigne Ungerechtigkeit gegen Andre verzeihen mag.

Die Forderung der Nichtverletzung des Heiligen, wenigstens des was Recht ist, eine Forderung aller Sterblichen an Alle, entspringt aus der Ueberzeugung gesammter Menschheit, daß nicht nur Jeder wisse, was Recht und Unrecht sei, sondern daß er auch ein Vermögen habe, frei sich für das eine, oder das andre, zu entscheiden. Der Mensch anerkennt nur im Menschen, in keiner Naturerscheinung, in keinem Thiere, das Bewußtsein vom Recht und Unrecht und damit zugleich das Dasein eines freien Wählens oder Willens an. — Sollte darin Täuschung walten? — Fürwahr dann würde das Wissen des Geistes von sich, Trug und Falschheit werden; dann Lüge und Wahrheit, Vernunft und Wahnsinn, einerlei Werth haben; Lohn und Strafe, Ruhm und Schande, Sache zweckloser Thorheit bleiben.

Es weiß der Geist sich frei in der Welt, weil er darin sich wählend weiß. Er kann wählen, weil er, als menschlicher, ein doppeltes Gesetz in seinen Gliedern trägt: das Gesetz der Selbstheiligung, und das Gesetz der Naturtriebe und Begierden in seinem Leibe, der ihm mit allen Thieren gemein ist. Für Pflanzen und Thiere findet keine Wahl zwischen zweierlei Gesetzen statt. Sie haben nur ein einziges. Es ist das der Natur. Sie werden von deren Trieben getrieben.

In ihrer ehernen, ewigen Nothwendigkeit steht die Natur dem Geiste schroff gegenüber, auf ihn einwirkend in allen Sphären ihrer Wirksamkeit, die sich in seiner irdischen Umhüllung vereinen. Er aber steht ihr in Freiheit gegenüber; ausgestattet mit einem andern Gesetz, das sie nicht kennt; das er in ihr nirgends wahr-

nimmt; und ihm eine Weihe verleiht, die sie nicht hat. Urfrei zwischen zwei Reichen des wesenden Alls, kann er das Gesetz des einen, wie des andern, verwerfen, oder erfüllen. Meisternd begegnet er, wenn er will, dem Sturm der Welt, dem Schicksal, den Gewalten der Natur; und zerbricht sogar, für das Heiligthum seines Urselbstes, die Gesetze der Natur, unter den Zuckungen des widerstrebenden Lebens und unter dem Schmerzensschrei der Seele. Der göttlichere Mensch kann freiwillig für das sterben, was herrlicher ist, denn Leben und Seligkeit hienieden; kann für Tugend und Wahrheit den Verkehr mit der Natur aufheben. Kein Thier vermag es, weil es in ihrem Gesetz gefesselt geht.

So erhebt sich der wesende Geist über die Schranken der Natur. Er, mit der Leuchte der Vernunft, durchforscht sie; aber, nicht ihrer selbst, sondern seiner höheren Ziele willen. Er strebt empor in seiner Freiheit, dem Heiligen und Göttlichen zu; nicht hinab zu ihr. Er steht über der Natur. Ihr Gebiet endet, wo die Nothwendigkeit. Er ist das Verbindungsglied zwischen ihr und einem erhabnern Wesenreiche. Sein Fuß taucht in ihre Tiefen; sein Haupt in den Glanz eines übernatürlichen Wesenreiches.

---

### 80. Streben des Geistes, innerhalb seines Gesetzthums, mit Wahlfreiheit zum Erkennen und Heiligsein.

In den unerlernten Aussprüchen des gesunden Verstandes aller Jahrtausende und Welttheile, verkündet sich das Bewußtsein der ganzen Menschheit von ihrer Willensfreiheit. Diese ist nicht bloß Gedanke einer Schule, einer Kirche, einer Synagoge, einer Moschee, oder Pagode. Sie ist ausgesprochen in den Sprachen

aller Weltalter; und wo die Sprache noch zu dürftig war, in den Handlungen der Menschen. Es kann darin kein entschiedner Irrthum walten. Selbst diejenigen Schulweisen, welche sie bezweifeln, oder läugnen mochten, geriethen mit sich selber in den lächerlichen Widerspruch, daß sie, was ihnen im Forschen und Grübeln, wie ein nicht Vorhandenes, verschwand, im täglichen Handeln und Wandeln nothwendig als Wirkliches (15.) anerkennen mußten.

Wäre der Geist sich nicht seines Wissens inmitten des Bewußtlosen, der Wahlfreiheit inmitten der Nothwendigkeit der Natur urgewiß bewußt, wie hätt' er zum Vermuthen einer Freiheit, zum Begriff des Rechts und Unrechts, gelangen können, da ihm im Reiche der Natur-Erscheinungen nichts davon belehrend entgegentritt? Wäre er in all seinem Wirken einer unwandelbaren Nothwendigkeit unterthan: so würde er eine sich bewußte Nothwendigkeit sein.

Er kennt allerdings eine Nothwendigkeit: es ist die unwandelbare der Naturgesetze, welche auf ihn, durch Leben und Seele, erregend einwirkt. Er kennt noch eine andere Nothwendigkeit: es ist die in den Formen seines Denkens vorhandne; die unabänderliche Art Vorstellungen, Begriffe, Urtheile zu bilden, wodurch eben Naturgemäßes, auch Vernunftmäßiges wird; es ist die Nothwendigkeit von der Vorhandenheit seines, im Wissen und Wollen wirkenden, Selbstes, mit dem Gesetz des unbedingt Heiligen, Wahren und Schönen ausgestattet.

Aber inmitten dieser innern und jener äußern Nothwendigkeit, und zwischen dem Gebot des Heiligungs- und des Naturgesetzes gestellt, weiß er sich, als ein Vermögen, und Können, diesem, oder jenem, ein Genüge zu thun; als ein sich selbst Bestimmendes zum Wirken. Im ganzen Umfang der Natur herrscht der Zwang des Müssens; im Umfang des geistigen Reichs, und in der darin

waltenden Uridee des Heiligen und Wahren, nur das Sollen. Dies Sollen ist kein unabwehrbarer Zwang. Verliert doch selbst das Naturgesetz seine Gewalt und sein Müssen für den Geist, und innerhalb seiner Sphäre. Er kann den Trieben und Begierden des Lebens und der Seele Schweigen gebieten und ginge damit das Leben selber zu Grunde. Er kann seine irdische Hülle von sich abstreifen und mit ihr die ganze Welt, die ihn außen umgibt.

---

**81. Der Geist ist ein, im Wissen, wollendes Wesen. — Gegensatz der Freiheit und Nothwendigkeit. — Wille und Willkür, Nothwendigkeit und Zufall.**

Im gemeinen Sprachgebrauche unterscheidet man wohl Willkür von Freiheit, und Zufall von Nothwendigkeit; aber nur wegen damit verknüpfter Nebenbegriffe. Zufall, oder Ungefähr, bezeichnet bloß unsre Unkunde von Bedingungen, durch welche ein Ereigniß nothwendig ward; und Willkür bedeutet nur ein Wählen, ohne Beharrlichkeit; eine sittliche Schwäche des Geistes; ein Schwanken zwischen Thierthum und Menschenthum. Wer nach eignem Gesetz will und wirkt, und sich keinem fremden unterwerfen mag, nur der ist frei; nur der von sich, aber von keinem Andern abhängig. Wer nach eignem Gesetz will und wirkt, handelt vernunftgemäß; denn Vernunft ist sein Gesetz. Das Thier, wie auch der menschliche Leib, hat Begierden, weil sich unbewußte und wahllose Triebe; der Geist hat Willen, weil Wahl zwischen einem Doppelgesetz, dem der Natur und des Geistes (79).

Diejenigen, welche jemals an der Freiheit des menschlichen Willens gezweifelt haben, wurden hiezu wohl weniger dadurch bewogen, weil ihnen, im Innersten ihres Selbstes, das Bewußtsein freier Entschließungen fehlte, als vielmehr, weil sie sich nicht je-

derzeit der Beweggründe zu ihren Entschlüssen und Handlungen klar bewußt waren. Sie hielten deshalb jenes Bewußtsein für eine Selbsttäuschung des Verstandes. Oder sie nahmen die Willensfreiheit zwar, als unentbehrliche Voraussetzung, an, weil ohnedem alle Begriffe von Recht und Unrecht, aller Zweck von Lohn und Strafen, aller Bestand gesellschaftlicher Ordnungen, verschwinden mußte; aber sie machten diese Voraussetzung höchstens nur zum bloßen Gegenstand eines sogenannten Vernunftglaubens, weil sich die Wirklichkeit der Geisteswahlen nicht beweisen lasse.

Das, was in sich durchaus verhältnißlos vorhanden ist (13.), kann bloß gewiesen-gewußt, aber nicht bewiesen-erkannt werden. So weiß der menschliche Geist seine eigne Vorhandenheit einzig durch sein Sichwissen, ohne Möglichkeit eines andern Beweises. In seiner Unmittelbarkeit verhältnißlos; deshalb in sich unterscheidbar (dies erst in seinem Anderssein werdend), weiß er sich dennoch mit höherer Gewißheit, als alles Beweisbare; nämlich er weiß sich urgewiß vorhanden (6.). Dies urgewisse (in allen Geistern anwesende), Sichwissen, ist eben der Ur-Grund, auf dem alles Beweisbar-Gewußte erst gebaut werden kann. So ist das Selbstbewußtsein des Wählenkönnens höher stehend, als alles Beweisbare, als alles Glauben und Meinen. Zwar die Begriffe Nothwendigkeit und Freiheit, Zwang und Wahl, sind an sich bloße Gedanklichkeiten; aber ihr unabwehrbares, allgemeines, wesenloses Sein deutet auf das Wesenhafte im Geiste zurück. Dies Urgewisse des Wählen-Könnens steht über jedes andre Fürwahrhalten erhaben; weil ohnedem Alles ungewiß bleiben würde. Zum Beweisbaren kann sich der Irrthum schleichen; zum Ungewissen nie, oder das ganze Weltall wäre ein Irres, Wahnsinniges, Zerrissenes in unsern Vorstellungen.

Der Zweifler mag fragen: „Wenn einerseits die Natur, in der unabänderlichen Nothwendigkeit ihres Wesens, wirksam sein

muß, anderseits auch der menschliche Geist nicht anders, als in der Nothwendigkeit seines Gesetzthums wirken kann; wenn jene in ihrer Wesensnothwendigkeit auf diesen einwirkt, und dieser nur nach der Nothwendigkeit seines Gesetzthums Erregungen empfängt: wie kann da Willensfreiheit, oder Wahl der Entschlüsse, statt finden?"

Allerdings ist die innere Wesensnothwendigkeit der Natur, wie des Geistes, das unänderbare Fürsichbestehn beider in eigenthümlicher Beschaffenheit und Wirkensweise, das Ursachliche zu dem in ihnen Verursachten; das Bedingende des von ihnen in der Erscheinung beider Bedingten. Allerdings ist die Selbstständigkeit des Geistes eben die Nothwendigkeit seiner so und nicht anders beschaffenen Vorhandenheit, daß er sein Gesetzthum unmöglich umstürzen, das heißt, sich nicht selber entwesen kann. Aber diese Nothwendigkeit hebt das Vermögen seines Sichselbstbestimmens zum Wollen nicht auf, sondern ist es eben, was das Vermögen begründet. Er ist nur dadurch nothwendig ein freiwesendes, nothwendig ein wollendes Wissen, und ein wissendes Wollen. Er ist in seinem Wirken nur, durch sich selbst, bedingt; nur abhängig von seinem eignen Wesenthum, wenn er wählend wirkt.

Indem Natur und Geist, als im Wesenreiche Verwandtes, sich gegenseitig erregen, stehn sie freilich in einer Verbindung, oder, wenn man will, in einer Art gegenseitiger Abhängigkeit. Damit aber wird weder die Selbstständigkeit der Natur, noch des Geistes, d. i. beider Gesetzthum, aufgehoben, mithin auch nicht das Willensvermögen des Geistes. Sie werden damit nicht zu Wirkungen von einander, sondern in den wechselseitigen Erregungen, wird das Erregte nach dem Gesetzthum des Bethätigten, in seinem eignen Wesen, gestaltet (20.). Darum sind die Einwirkungen der Natur auf unsern Geist nicht ihrem Gesetz unterworfen; sondern,

in Vorstellungen verwandelt, seinem Gesetz des Denkens und sittlichen Sollens unterthan (26.). Hinwieder besteht das freie Wählen auch nur in der Innenwelt des Geistes. Sobald er, nach gefaßter Entscheidung, erregend in die Sphäre der Natur einwirkt, regelt sich das Erregte, oder das Entgegenäußern der Natur, nach ihrem Gesetz. Daher ist nur der Wille, nicht dessen Erfolg, dem Geiste angehörig. Sein Einwirken auf die Natur wird, in der Außenwelt, unabhängig von seinem Willen; wird eine Verkettung unter einander gegensätzlich werdender Naturkräfte, deren Ende er nicht berechnen kann; auch beim ungemessensten Reichthum von Erfahrungen nicht.

---

## 82. Bezweiflung der Freiheit des Willens.

Es ist wohl noch keinem, des gesunden Verstandes mächtigen, Menschen beigefallen, das Dasein von Gelüsten, Trieben, Aufwallungen, Begierden, Empfindungen und Gefühlen aller Art, diesen Forderungen seiner thierischen (Leibes- und Lebens-) Natur, zu bezweifeln; oder das gänzliche Fehlen von einem Bewußtsein des Wahren und Falschen, des Rechts und Unrechts, zu behaupten. — Wohl aber wurden, wie gesagt, die Selbstdenker an dem Vermögen des Geistes zu einer Wahl zwischen dem Doppelgesetz irre; besonders weil es bei strenger Selbstbeobachtung schwierig bleibt, zu entscheiden, welcherlei Beweggründe bei unsern Handlungen vorwalteten, ob heilige, oder unheilige? Ob uns nicht oft, selbst wo wir am überlegtesten handeln, Eigenliebe täuscht, und einen Entschluß für Werk des heiligen Willens, ausgibt, während dabei verborgne Eitelkeit, oder Furcht, oder Trotz, oder irgend eine vorübergehende Laune, ihr Spiel trieb?

Diese Ungewißheit über Reinheit der Gründe, durch welche

wir uns zu Entschließungen bestimmen, kann nicht geläugnet werden. Niemand ist im Stande, zu allen Zeiten sich selber über sich unbezweifelbare Rechenschaft zu geben. Darf dies aber, was auch Folge augenblicklicher Unachtsamkeit auf sich selbst, oder einer Vergeßlichkeit des Gedächtnisses, oder einer geänderten Gemüthsstimmung sein kann, als Beweis gegen schlechthinigen Mangel der Willensfreiheit gelten? — Ja, der mächtige Einfluß der Umgebungen, der Ereignisse, der körperlichen Zustände und Gemüthsarten auf den Geist, ist thatsächlich vorhanden; aber dadurch wird nicht die Vorhandenheit der Wahlfreiheit des Geistes vernichtet.

Es gibt Personen, deren Geist durchaus unfähig ist, sich in seiner Kraft zu äußern; nicht etwa weil ihm diese, sondern weil ihm das geeignete Werkzeug und Mittel fehlt, durch welches er sie äußern kann: nämlich ein Leib mit vollkommenem, gesundem, äußerm und innerm Geglieder. Somit fehlt auch die Möglichkeit zur Kundgebung eines geistigen Wollens, und nur die irren thierischen Begierden walten. So im Kretin, wegen gebrechenvoller Ausgestaltung seiner Lebenshülle; im Wahnsinnigen, im Fiebernden, im Berauschten, wegen zerrütteter, zerstörter, überreizter Nerventhätigkeit; im Säugling, wegen unvollendeter Bildung des zarten Körpers.

Wir nennen Kinder, wegen Erfahrungsarmuth, und daher beschränkter Urtheilsfähigkeit, unschuldig. Nur thierisches Fordern ihres Lebens an die Außendinge lenkt sie, doch ganz naturgemäß. Aber, mit dem ersten Erkennen des Rechts und Unrechts, äußern sich in ihnen auch schon die Spuren eines heiligen Verlangens nach dem, was wahr und recht ist. Sie fordern Gerechtigkeit Andrer gegen sich, wenn schon ihre thierartige Selbstsucht sie Andern noch verweigert. Indem im Jünglingsalter Gefühle und Einbildungskraft überlaut werden für das, was die Sinne schmeichelt: werden es auch Gefühl und Phantasie zugleich für die Ideale

von Heiligkeit, Freiheit und Wahrheit. Und voll begeisternden Entzückens werden, diesen Geistesgütern, jene Freuden geopfert. Das Jünglingsalter ist sich des Wollens vom Edeln, und der Kraft zur Selbstüberwindung für dasselbe bewußt.

Erziehung, Himmelsstrich, Beschäftigungsweise und Schicksale der Völker haben, auf deren geistige Freiheit und sittliche Heiligung, großen, auch mehr oder weniger beschränkenden Einfluß. Aber dieser ist nur beschränkend, nicht tödtend, für das Wahlvermögen zwischen Gutem und Bösem. Je weniger Bedürfnisse ein Volk, bei einfacher Lebensart, hat; oder je weniger Mühe ihm die Befriedigung seiner Bedürfnisse verursacht: um so leichter wendet sich sein Geist der Liebe des Himmlischen zu. Wie viel Sitteneinfalt und Rechtlichkeitssinn, verbunden mit Besiegung der dawider strebenden thierischen Neigungen, erblicken wir sogar in den patriarchalischen Zeitaltern der erfahrungsarmen Völker!

Je mehr Anstrengung es aber den Menschen kostet, zur Erhaltung des Lebens und Wohlseins, das Nöthige zu erschwingen (sei es wegen Unwirthlichkeit des Bodens, wegen allzugedrängter Volksmenge, Gewöhnung zu erkünstelten Lebensbequemlichkeiten), um so ausschließlicher wendet der Geist seine Thätigkeit der Auffindung von Mitteln zu, das Leben zu fristen, oder sinnlich zu verannuthigen. Der Verstand des Volks wird dann vorzüglich nur für irdisches Behagen in Anspruch genommen. Ihm lassen Arbeit und Sorge kaum Zeit zur Beschäftigung mit göttlichen Dingen und zum eignen Denken. Es nimmt dann, ohne Prüfung, und auf Treu und Glauben, von Priestern, Schullehrern oder bürgerlichen Obrigkeiten an, was sie als Wahrheit ausgeben; und Gewohnheit macht den Vorrath von falschen Begriffen und Ansichten, von abergläubigen Meinungen und Vorurtheilen, zum Heiligthum der Menge, zur Weisheit des Pöbels. — Die „materiellen Interessen" werden und bleiben dann höchste Ange-

legenheit; die geistigern Interessen Nebensache. Für jene nur werden Leibes- und Geisteskräfte vorzugsweise bewegt. Ein Bedürfniß weckt ein andres. Eine Begierde ruft der andern. Erfindungen und Anstalten mehren sich. Die gesellschaftlichen Verhältnisse werden verwickelter. Die Civilisation (75.) macht riesige Fortschritte; und in gleichem Maße Unnatürlichkeit der menschlichen Zustände. Der einfache Nahrungstrieb wird zur Gaumseligkeit, der Geschlechtstrieb zur Wollust entstellt; durch Sättigung und Uebersättigung der Lüste, Begierdenrausch und Lebensekel erkünstelt. — Wer unbefangen, mit reinem Jesussinn, die von Natur und Vernunft abgewichenen Lebensarten, verschobenen Lebenszwecke, Verbrechen schaffenden Gesetzgebungen, Unmenschlichkeit ausbrütenden Kirchenlehren, Zwietracht gebärenden bürgerlichen Ordnungen der halbbarbarischen Nationen sieht, dem muß dann Alles nothwendig, als ein grauenhaftes Irrsal, als ein monströses Schöpfungswerk allgemeinen Wahnsinns erscheinen.

Der Zweifler fragt: „Wie kann aber Willensfreiheit bestehn bei der durch Civilisation zum Ungeheuer aufgeschwellten Selbstsucht der Menschen; bei der Uebermacht, die dem sinnlichen Bedürfniß und der Begier nach Lebensbequemlichkeiten, gegeben ist, ja, bei Verwirrung und Umkehrung der Begriffe vom Wahren und Guten?“

---

## 83. Pflichtgefühl. Sünde. Gewissen.

Und dennoch, auch in diesem, „Wahnsinn der Völker“, offenbart sich der Geist in angestammter Würde. Mit falschen Vorstellungen ausgerüstet, wird er freilich falsch und verkehrt auf die Außenwelt einwirken. Und doch, obgleich er, durch Herkommen, Beispiel, Erziehung und Glauben geblendet, den Schein für Wesen,

den Irrthum für Wahrheit, die Verzerrung göttlicher und menschlicher Verhältnisse für Weltordnung hält, äußert er, inmitten irren Wissens, das freie Wählen zwischen Recht und Unrecht. Wenn Tausende hier, im frommen Sinn für ihrer Kirche Lehre, die sie kaum verstehn, Haus, Hof und Vaterland verlassen, und weinend hinaus ins Elend ziehn; wenn Tausende dort, zur Verherrlichung ihres Gottes, die Andersgläubigen zum Kerker und zum Blutgerüste schleppen; wenn Andre, getäuscht von einem schönen Wahn, für Recht und Vaterland, in der That aber nur für eines Fürsten Stolz und Ländergier, ins Schlachtfeld fliegen, um zu morden und sich morden zu lassen; oder wenn Andre hinwieder, mit Ehrfurcht vor dem Gesetz, als sei es Gottes Stiftung, sich und ihr Menschenrecht vom Uebermuth erblicher Kasten mit Füßen treten lassen: — was ist es anders, als Erscheinung edeln Pflichtgefühls? Es waltet da, bei aller Verkehrtheit der Begriffe und Ansichten, ein geistiges Wollen zur Erfüllung des Heiligkeitsgesetzes, siegreich gegen die Lockungen sinnlichen Wohlseins. Auch im blutdürstigen Fanatismus kann, wie im Enthusiasmus des Weisesten, Tugend zum Handeln, oder Dulden rufen. Eins, wie das Andre, ist Begeisterung für das, was dem Einen oder dem Andern, als Wahrstes und Heiligstes gilt, und mehr gilt, denn alles Erdenglück. Das Wissen des Geistes kann im Labyrinth der Außendinge irre gehn; nicht im Bewußtsein des Göttlichen in ihm. Das Auge des menschlichen Richters kann eine That, als Verbrechen, strafen, die, ihm unwissend, die reinste Frucht der Tugend ist.

Daß der Sterbliche aber auch gegen das Wissen des Bessern, gegen die in ihm geworden, unmittelbare Offenbarung des Göttlichen handeln könne, ist eben, wie gesagt, das Zeugniß seiner Willensfreiheit; denn ohne dieses Können, wäre er ohne Wahl, weil nur von einem einzigen Gesetz geleitet. Doch niemand

will die Sünde, weil sie Sünde ist; niemand das Böse, wegen der Vernunftwidrigkeit desselben; niemand das Unvernünftige, der Vernunft willen. Alle Sünde ist freiwillige Verzichtleistung auf das Bessere, auf das Wahre und Gute, um irgend eine Begierde, irgend einen thierischen Trieb zu sättigen; ist freiwilliger Hochverrath des Geistes gegen seine Selbstheit; ist Auslieferung seines über die Natur erhöhten Wesens in die Knechtschaft der Natur; Sichselbstentwürdigung zum Werkzeug der thierischen Hülle, die sein Werkzeug sein sollte. Aber das Furchtbarste und Ekelhafteste unter allen Thieren ist das Thier mit Menschenwitz.

Lebenstriebe und seelische Gefühle stehn im Allgemeinen, und ursprünglich, mit den Vernunftgesetzen nicht immer im Widerspruch. Sie werden erst widersprecherisch durch ihre Verwilderung unter Ueberreiz und Uebersättigung. Ihre Fülle und Stärke schwillt durch Gewohnheit des Befriedigtwerdens. Die Sünde kam in die Welt, als der Mensch, die Einfalt der eignen Natur durch seinen Verstand verkünsteln lernte und diesen zum Fürsprecher des Zerrbildes machen. Die Unschuld ging verloren mit der Erkenntniß des Widerspruchs zwischen dem heiligen Sollen und der widersetzlichen Sinnlichkeit. Da ward das Bewußtsein lässiger oder feiger Dienstbarkeit, unter der Gebieterschaft thierischer Begierden und Reizungen, zur heimlichen Selbstverachtung des Geistes; das Wissen von seiner eignen Entweihung und Entzweiung, zum quälenden Gewissen; und das Heimweh des Abgefallenen nach der angestammten Würde und Selbstheit, zur Reue (oder Sinnesbesserung). — Nur vernunftlose Geschöpfe sind ohne Gewissen und kennen die Reue nicht. Eben so kann es der Mensch sein mit gestörter, ohnmächtiger Vernunft. Und diese kann allerdings gestört und ohnmächtig werden, sei es durch leibliche und seelische Erkrankungen, oder durch Gottlosigkeiten der Religion. Man zürne doch

diesem herben Ausdruck nicht! Denn es ist nur ein allzu wahres Wort: daß, mit unglaublicher Frömmigkeit, dennoch unglaubliche Ruchlosigkeit vereint sein kann. Gleichwie der Araber, in Afrika's Wüsten, die göttliche Barmherzigkeit für unendlich größer hält, als die schrecklichste Missethat des Menschen, und sich darauf hin Alles erlaubt: so wähnt manch roher Europäer durch Beichte, Ablaß und Opfer, oder durch die Genugthuung, welche Christus am Kreuze geleistet habe, seine Sündenrechnung mit Gott abgethan; sündiget weiter, und wüthet und mordet sogar aus Liebe zu Gott.

Wer in schlichter Einfalt, gleich dem unverdorbnen Kinde, den einfachen Trieben des Lebens, und eben so, wie instinktmäßig, dem innern Ruf des Wahren und Gerechten, genügt, ist der unverfälschte Naturmensch. Wer mit selbstischer Begier, im wandelbaren Spiel der Umstände, und gewandt sich in sie fügend und schmiegend, das Nützliche im Leben zum Lebensziel macht; Wahrheit und Trug, Recht und Unrecht, dafür, als Mittel, verwendet, der ist und hat in sich selbst nichts; spiegelt nur die Umgebung zurück; ist todt für das Lebendige, nur lebendig für das Todte: er ist der Weltmensch. Wer, mit richtiger Würdigung der um ihn her bestehenden Verhältnisse, ihnen das Gepräge des Heiligen, Wahren und Schönen aufdrückt, er ist der Weise. Wer aber für der Menschheit schönste Güter, für Wahrheit, Tugend, Recht und Freiheit, freudig die Dornenkrone des Lebens trägt, die ihm Haß und Hohn der Zeitgenossen bringt, der gleicht im Irdischen schon Ueberirdischem; er ist ein Mensch Gottes; er ist ein Christ, welcher der Religionen er angehöre.

Denn er weiß sich „göttlichen Geschlechts“ und anerkennt keine andre Pflicht, als die der Bewahrung und Genugthuung des Gottesgebotes im eignen Geiste. Pflicht (oder Pflege und Bedienung des Geistes, durch Seel' und Leib) ist aber nichts anders, als Einssein unsers äußern Wirkens, durch Wort und That, mit dem innern Wirken durch Denken und Wollen, nach dem Heiligkeitsgesetz. Pflichtentweihung ist Geistesentweihung. „Ihr sollt vollkommen sein, wie Euer Vater im Himmel vollkommen ist!“ lehrte Jesus Christus, der den umfassendsten Grundsatz (Moralprinzip) aller Pflichten, in den einfachen Worten, gab: „Liebet Gott über Alles und Euern Nächsten wie Euch selbst!“ Ich nenne diesen Grundsatz darum den umfassendsten, wie ihn kein Andrer der Weisen in seiner Schule je aufgestellt hat, weil in ihm, neben dem Gegenstande unsrer Verpflichtungen auch, menschlicher Weise, die reinste Quelle angedeutet ist, aus welcher sie rinnen sollen: die Liebe. In den Pflichten der Liebe, oder Güte, sind die Pflichten der Gerechtigkeit gegen sich und Andre von selbst teingeschlossen.

Gerechtigkeit ist an und für sich keine Tugend. Denn wer nur gerecht gegen sich und Andre handelt, d. i. ihnen nicht schadet, worin bestände sein Verdienst? Sündenlosigkeit an sich ist keine Tugend; sonst wären auch Pflanzen, Steine und Thiere ugendhaft. Sündenlosigkeit ist noch weniger schon Heiligkeit; denn in dieser waltet die unendliche Liebe; in jener aber nur Gerechtigkeit, oder Nichtverletzung des Gesetzes. — Tugend aber ist die Mannhaftigkeit und Stärke (virtus) des menschlichen Geistes, in der er, sich selber getreu, der Gewalt irdischer Antriebe, stürmischer Begierden und Gefühle, siegreichen Widerstand leistet. Wo Selbstüberwindung fehlt, da fehlt auch Tugend. So ist die

unfreie Natur sündenlos; Gott allein heilig; der Mensch im Kampfe mit der Sinnlichkeit, kann aber nur tugendhaft sein. Und wer Sterbliche heilig nennt, treibt Vergötterung der Sünder.

Ist die Natur sündenlos, weil ohne Freiheit: wie dürfen wir unsern Leib einen sündigen Leib heißen, er, der doch nichts anders, als die menschgewordne Natur, ist? Vergebens wirft der Sterbliche seine Schuld auf das ihm zu Theil gewordne Werkzeug; nein, er ist es, der allein dasselbe sündlich macht. Auch klagt das Gewissen, im Schmerz über verübtes Unrecht, über Zorn, Habgier, Ehrsucht, Wollust, Neid und andre Frevel, nie den Leib an; sondern es richtet seine Vorwürfe gegen den von sich selber abtrünnig gewordnen Geist.

---

**85. Natur=Strafen. Sittliches Verhältniß der Natur zum menschlichen Geiste. Religion.**

Es herrscht vielmehr, wenn ich so sagen darf, ein gewisses sittlich=heiliges Verhältniß zwischen der Natur und unserm Geiste; nicht nur volle Harmonie zwischen ihrem Gesetz und unsrer Vernunft, so daß wir natürlich finden, was vernünftig ist: sondern auch ein wunderbarer Einklang ihres Selbsts und des Heiligsten in uns. In dem unendlichen Reich alles Wesenden waltet eine göttliche Hausordnung, vermöge welcher, sich bewußt oder unbewußt, Eins in Alles, Alles in Eins veredelnd einwirkt.

Freilich ziehn die sinnlichen Neigungen auch oft in andrer Richtung, als das Gesetz der Heiligung in uns fordert. Aber dieses allein soll, im Gebiet des Geistes, Macht üben; nicht die Macht jener in ihm walten. Ueberlegene Gewalt des Thierischen in uns, ist nicht Schuld der Natur und ihrer Gesetze, sondern die

des Geistes. Er verderbte sein Lebenswerkzeug durch Verwöhnung, Uebermaß der Bethätigung, einseitige Erregung, Unachtsamkeit; die Natur aber straft ihn. Verzärtelt und verwöhnt er Leib und Seele zu ausschweifenden Begierden: die Natur ist's, die ihn, vermöge ihrer Gesetze, wieder zu seinem Vernunftgesetz zurücktreibt. Krankheit, Elend und inneres Zerwürfniß verfolgen den, der wider sie sündigte. Das Kind lernt früh, wie jede Rose ihre Dornen trägt; und Nationen werden von ihren naturwidrigen Ordnungen und Verirrungen, durch die eiserne Zuchtruthe der Noth zurückgejagt. Das Thier lebt naturgerecht; die Richtigkeit und Schärfe des Instinkts ersetzt ihm für seinen Stand den Mangel der Vernunft. Der Mensch aber erwirbt, unter Wunden und Thränen, den Schatz heilsamer Erfahrungen; Wunden und Thränen regen ihn zu höherer Selbstthätigkeit und zum Rechtthun an.

So drängt die Natur selbst den irren Geist der Sterblichen, erweckend, warnend, strafend, lohnend, zu seiner Veredlung; drängt ihn von ihr selbst zurück, daß er sie und sich heller erkenne. In dieser ihr unbewußten, heiligkeitsgemäßen Einrichtung, ist „Gottes Finger!“ Die Naturstrafen rufen überall zur Besserung. Sie sind nicht Wirkungen des Zorns, oder der Rache. Diese Leidenschaften, fern von der sündlosen Natur, sind nur Früchte menschlicher Begierden- und Urtheilsverwilderung. So lernt der Sterbliche von der sich unbewußten Natur, was Strafe sei und deren heiliger Zweck? Ein dem Andern zugefügter Schmerz, der nicht Besserung bezielt, ist sinnlose Grausamkeit; und der Tod, welchen die Blutrache menschlicher Strafgesetze gegen Fehlende ausspricht, ist kein Bessern derselben, sondern Unmöglichmachung des Besserwerdens; ist kein Leiden, sondern Ende alles Leidens; ist aller Sterblichen Loos.

Aber noch heller erscheint uns das sittliche Verhältniß der Natur zu unserm Geist darin, daß sie ihn, durch Be-

wunderung und Furcht ihrer Majestät und ihrer Schrecken, zu Ahnung eines überirdischen Heiligthums leitet, das höher steht, als sie und er selber. Das Vollkommenste der Thiere gewahrt ebenfalls, wie der Mensch, die Pracht des Weltbau's; sieht, wie er, den Strahlstrom der Sonne; die Glut der Sterne; hört, wie er, die Stimme des Sturms; den Ruf der Donnerwolke. Aber ohne Vorstellung von Wirkung und Ursache, ohne die ewigen Leuchten des Heiligen, des Wahren und Schönen, irrt das vernunftlose Geschöpf durchs Dasein, gleichgültig gegen den Zauber der Erscheinungen, von denen es umringt ist. Der Menschengeist aber, Alles in ursachlicher Verknüpfung denkend, steht betroffen still und staunt Wirkungen an, deren Ursache sich geheimnißvoll verbirgt. Was er nicht mit den Sinnen gewahren kann, ersinnt er; was sein leibliches Auge nicht erblickt, schaut das Auge seines Geistes. So erhebt er sich vom Sichtbaren zum Unsichtbaren; vom Irdischen zum Ueberirdischen. Seine Verwunderung verwandelt das Unerklärliche in Wunder; seine Furcht vor dunkeln, unbezwingbaren Gewalten wird die Mutter seiner Religion.

Der erste Schritt jedes Volkes, wie jedes Kindes, aus der anfänglichen Gedankenlosigkeit des Thierthums hervor, ist der erste Schritt zum Glauben an eine höhere Macht. Möge der Mensch sich anbetend vor Gestirnen, oder Wetterwolken, vor rohgeschnitzten Fetischen, oder dem „großen Geist" in Amerika's Urwäldern, beugen; er beugt sich schon vor Göttlichem. Mit Wahrnehmung neuer Wunder mehren sich die Altäre seiner Gottheiten; mit den Opfern aber auch die Priester. Die Erde hat noch nie einen Gottesläugner getragen, der es mit Ueberzeugung war. Wer von sich sagte: er sei es, der verstand die Andern nicht, oder ward von ihnen nicht verstanden. Die anfängliche Vielgötterei des unmündigen Menschengeschlechts, oder aber die Erhöhung der sich unbewußten Natur auf den Gottesthron, durch irren Griff

einer sich selbst verblendenden Weltweisheit, sind Anfang und Ende, Keim und Gipfel des Heidenthums.

Das Heidenthum beherrscht noch heutiges Tages den großen Mehrtheil der Erdbewohner, wenn es auch nicht mehr unter seinem alten Namen herrscht. Es ist die Religion der Unwissenheit und Kindheit des menschlichen Geistes, welche, bei allen Völkern, die Erde mit Wundern, den Himmel mit Göttern und Heiligen bevölkert; oder auch das höchste Wesen sogar mit Schwächen und Leidenschaften bekleidet, deren sich selbst der bessere Mensch schämt. Dies Heidenthum ist die geheime innere Religion selbst zahlloser Verstandesgebildeten, welche, obwohl reich an Wissenschaft und Kunst, zum Behuf ihrer Erwerbs- und Genußsucht, doch über das Wissenswürdigste unwissend bleiben. In ihrem unabwehrbaren Bedürfniß religiösen Glaubens, können sie sich nicht heimlicher, abergläubiger Träumereien erwehren.

Doch Glaube, oder Aberglaube, immer ist jede im Gemüth hervorgegangne Ansicht von übersinnlichen Verhältnissen und göttlichen Dingen, die wirkliche Religion ihres Besitzers. Das erlernte Glaubensbekenntniß, die Kirche, die Pagode, die Moschee, der Opferaltar, sind nur äußere Schaale, nur Vorhang ihres verborgnen Allerheiligsten. Darum sind der Religionen so viele, als Menschen. Keiner hat die gleiche gemein mit allen Genossen seines öffentlichen erlernten Glaubens; Keiner sogar hat in jedem Alter des eignen Lebens die gleiche Religion. Er ändert sie bei jedem Fortschritt seiner Erkenntnisse und Weltansichten. Anders ist die innere Religion des Kindes; anders die des Jünglings; anders die des Mannes.

Je mehr die Unwissenheit aus den Tiefen der Völker verschwindet, je mehr nehmen bei denselben die Wunder ab. Aber das Urbedürfniß des menschlichen Geistes, Religion, verharrt. Die kindische, bange Verwunderung vor räthselhaften Erschei-

nungen der Natur, geht dann in Bewunderung derselben über. Aus der Bewunderung quillt aber nicht mehr Furcht, sondern Liebe einer unsichtbar waltenden Allweisheit und allmächtigen Güte; und aus dieser Liebe allein endlich quillt das Jesuswort, und der Johannesseufzer!

Fast alle heutigen Nationen auf dem Erdball rühmen sich einer, durch Himmelsboten, Propheten und gottbegeisterte Seher gegebnen (positiven) oder offenbarten Religion. Die Bekenner fast jeder solchen Offenbarung verfolgen, verdammen, oder bemitleiden die der andern; so thun Christen, wie Hindu's, Griechen, wie Katholiken, Protestanten, wie Mohamedaner, Juden u. s. w. Alle blicken, im Stolz ihres erlernten Glaubens, mit Verachtung auf jenen mit dem Geist selbst gewordnen Glauben, welcher ihnen einem blinden Heidenthum gleich gilt. Und doch, was waren die Stimmen aller ihrer Religionsverkünder anders, als nur Wiederhalle der Gottesstimme, oder unmittelbaren Offenbarung, die allen menschlichen Geistern im Innern ihres Wesens zu Theil geworden ist? Wiederhall, inmitten irdischer Umgebungen zurückgeworfen, verworrener oder klarer, je nach den Bildungsstufen der Völker und Zeiten? Selbst das reinste Gotteslicht, aus Jesu Christo hervorgestrahlt, ward in den Nebeln der Zeitalter wieder gebrochen und in mancherlei Farbenschimmer von Kirchen zerstreut!

---

**86. Gegensatz der Welterscheinungen mit den Urideen im Geiste.**

Was ich ein „sittliches Verhältniß zwischen Natur und Menschengeist“ nannte, wird noch bedeutsamer durch den Gegensatz der Welterscheinungen mit den Urideen im Geiste (79.). Der Geist hat diese letztern nicht von den Außen-

dingen empfangen und erfahren, und sucht sie noch in der Wirklichkeit, und findet sie nicht im Gebiet des Irdischen. Er sucht das Ewige, das Unendliche, und begegnet überall dem Vergänglichen und Hinfälligen. Er sucht das Wahre, und sieht sich von Irrthümern, Zweifeln und Täuschungen umgarnt. Er sucht das Heilige, und erblickt Verbrechen und Sünde. Er sucht Vergeltung und Gerechtigkeit, Harmonie von Tugend und Seligkeit, und sieht die Triumphe des Lasters neben dem Dornenkranze eines Welterlösers.

Dieser Widerspruch der Welt mit dem, was sein soll, und wonach unser Innerstes vergebens ruft, erfüllt das Gemüth mit „göttlicher Traurigkeit". Und eben aus ihr hervor geht die unendliche Sehnsucht nach der wahren Geisterheimath, nach einem höhern Sein. Dahin deuten deshalb die Winke aller Religionen. — Das himmlische Eden, Mahomeds Paradiese, die Walhalla des Nordens, das Elysium des Südens, empfingen aus jener Sehnsucht ihr Dasein. — Und aus dem Gegensatz der Mängel und Trübsale in dieser Welt, mit der Idee des vollkommensten Wesens, ihres Schöpfers, oder aus dem scheinbaren Widerspruch des Heiligkeits- und Naturgesetzes, entspannen sich jene mannigfaltigen Räthsellösungen des Alterthums, wie z. B. die Hieroglyphen vom Sündenfall Adams; Persiens Ormuzd und Ahriman; Chaldäa's und Judäa's Teufel; wie **Plato's** ahnungsvolle Mythen; **Leibnitzens** Theodicee und Alles, was je der Sterbliche über den **Ursprung des Uebels** in der Welt geträumt, gedichtet und gelehrt hat.

Der **Geist des Bösen**, welcher das Erdenleben mit Jammer und Widerwärtigkeiten anfüllt, ist von jeher aber, wenn wir ihm ernster nachforschen, kein andrer, als der irre, von sich selber abtrünnige **Menschengeist** gewesen. Nicht **Gott** ist der Höllenschöpfer; der **Mensch** ist's. Nicht die Natur und der uns aus ihr gewordne Leib, mit seinen Trieben und Neigungen, ist die Quelle der Laster,

oder Verbrechen, und mit ihnen verbundnen Leiden; sondern der irre Wille des Sterblichen ist's, mit welchem er alle Kraft seines Verstandes in den Dienst der Sinnenlust hingibt, und statt den Leib zu heiligen durch den Geist, lieber den Geist verthiert durch das Leibliche.

Die sündenlose Natur vielmehr erzieht, wie schon gesagt (85.), durch Lohn und Strafen, den Geist zum Göttlichen. Sie erregt ihn zum Erwachen, zum Thätigwerden seines Selbstes. Sie zwingt ihn zum Beobachten ihrer mannigfaltigen Einwirkungen, zum Prüfen derselben, um sich, unter gesammelten Erfahrungen, zu entfalten. Sie warnt ihn, bei jeder seiner Verirrungen, bei jeder Selbstvergessung, durch Schmerzen. Sie stößt ihn, im Wechsel ihrer Erscheinungen, vom Endlichen und Vergänglichen alles Irdischen ab, daß er sich zu seinem Selbst, zum Wesenden, Unvergänglichen wende. Sie lehrt ihn, in einer Reihe verfehlter Wünsche und getäuschter Hoffnungen, den Blick auf das Unfehlbare, ewig Wahre und Gute richten. Ist's nun Schuld der sich unwandelbar gleichen Natur, wenn der Mensch im Eigensinn seiner Verkehrtheit, ihre Unvollkommenheit anklagt, statt die eigne Unvollkommenheit zu beobachten und zu vermindern? Unzufrieden mit der Gegenwart, hört man den Thoren die Vergangenheit rühmen, oder von der Zukunft das Schönere hoffen. Er vergißt, daß das Sein der Gegenwart nur unwahrnehmbare Gränze der Vergangenheit und Zukunft ist; und daß die Vergangenheit, diese Reihe von Augenblicken, in der Masse ihres Zusammenhanges wahrnehmbar, erst durch die Glorie der Erinnerung verklärt worden sei. Selbst der Tod, dieses Zurückgeben des Leibes an die ewigschaffende Natur, die Entfesselung des wesenden Geistes von seiner Hülle, diese Heimkehr in das ewige Reich der Geister, wird zu den Uebeln der Welt gezählt, er, welcher das Ende der vermeinten Uebel ist!

---

## 87. Ursprung des Uebels.

Gern verweil' ich bei diesem Gegenstande, wenn auch ohne Hoffnung, Neues zu sagen, oder zu belehren und zu bessern. Ich will aber meine Weltansichten geben; selbst auf Gefahr hin, wie Rousseau, oder wie mancher Edlere unserer Tage, oder der Vorwelt, oder auch nur, wie Voltaire's Candide, verlacht zu werden. Ja, es gibt kein Uebel, als die Sünde; jedes andre Leiden ist Wohlthat. Es gibt keinen Höllenschöpfer, als den Menschen!

Die Klage der europäischen Menschheit über Ungemach und Trostlosigkeit ihres Daseins war vielleicht nie allgemeiner, und ich setze hinzu, gerechter, als im gegenwärtigen zivilisirten Zeitalter. Sie äußert sich in der unruhigen Bewegtheit mißvergnügter Nationen; in der bangen Sorge der Herrscher. Die Geschichte des Welttheils ist eine Kette von Empörungen, Staatsumwälzungen, Bürgerkriegen und Volksgährungen geworden. Tausende von Familien flüchten über das Weltmeer, in fernen Einöden Erträglichkeit des Lebens zu suchen. Die Zahl der Armen, der Verbrecher, der verzweifelnden Selbstmörder schwillt an. Ein Heer sonst ungekannter Krankheiten dringt ein, und zerrüttet die Gesundheiten. Die Qual freudetödtender Leidenschaften verbreitet sich immer schmerzlicher durch alle Adern der bürgerlichen Gesellschaft. Vormals blieb der Großtheil der Bevölkerung in den Ländern, trotz seiner Verknechtung und Dürftigkeit, gleichgültig gegen die Uebel seiner Zustände; denn Unwissenheit und Lebensrohheit machten ihn gefühlloser; und, der Thierheit ähnlicher, duldete und vergaß er thierische Leiden. Mit allgemeiner gewordner Verstandesbildung aber ist nun seine Empfindlichkeit geschärfter; er fühlt heut eine Menge sinnlicher Bedürfnisse, die ihn bedrängen und foltern, die der Wilde oder der Barbar nicht kennen.

Man sucht den Ursprung des wachsenden Mißbehagens der Völker bald im ehrsüchtigen Treiben schwindelnder Halbwisser; bald im Verfall eines Kirchenglaubens, den man Religion nennt; bald in Uebervölkerung; bald im falschen Verhältniß alterthümlicher Staatseinrichtungen zu der jetzigen Gesittungsstufe; bald in der Aufklärung; bald überhaupt im zunehmenden Sittenverderbniß der Hohen und Niedern. Alle diese und andre Ströme des öffentlichen Verderbens entspringen jedoch aus einer gemeinsamen Quelle, die nur in Ländern civilisirter Völker, d. i. auf der Stufe der Halbbarbarei stehender, gefunden wird. Es ist, neben dem Wissen des Bessern, neben der Erkenntniß des Ewigwahren und Ewigguten, die unselige Richtung aller Geistesthätigkeit zum Dienst des thierischen Lebens; aller Verstandesbildung zum Behuf materieller Interessen; aller Wissenschaft, Kunst und Gewerbigkeit zur Vermannigfaltigung und Verfeinerung sinnlicher Genußsucht. Der Geist der Menge, des innern Heiligthums uneingedenk, wird der Knechtschaft der Begierden hingegeben; der Mensch zum verständigen, zum schlauesten, zum kunstreichsten Thier, mit aller Selbstsucht, erzogen, die Thieren eigen ist. Diese Selbstsucht, welche nur für sich sucht, und zur Befriedigung ihres Sinnenkitzels und Wohllebens, ihres Geldhungers, ihrer Herrsch- und Gewaltgier, das Wohlsein der Familien, des Vaterlandes, die höhern Interessen der Menschheit in den Staub schleudert, wühlt und scharrt in den Ordnungen des bürgerlichen Lebens, in Schulen und Kirchen, in Staatsdiensten und Wohlthätigkeitsanstalten, in Künsten, Gewerben und Tändeleien nur nach Futter zur Sättigung ihrer Gefräßigkeit. Ueberreizung und Verwöhnung der einfachen Lebenstriebe macht aus dem Unnatürlichen die andre Natur; macht entbehrliche Ueppigkeit zum unentbehrlichsten Bedürfniß. Selbst der bessere Mensch, will er Wirksamkeit in seinem Kreise bewahren, nicht Gegenstand des Argwohns oder Gelächters der Lebens-

genossen sein; von ihnen nicht zertreten werden: wird gezwungen, sich ihnen klüglich gleichzustellen. Auf keiner Stufe der Kultur ist ein Volk von der Einfalt naturgemäßer Lebensweise weiter abgewichen, daher elender, in sich zerrissener, als auf der Stufe seiner Civilisation. Einst war nur in großen, einzelnen Städten des Welttheils, der Pfuhl des Luxus, der glänzenden Laster, der mannigfaltigsten Krankheiten und Selbstbetäubungsmittel vorhanden; — der Pfuhl ist übergetreten und überschwemmt schon Flecken und Dörfer.

Häusliche und öffentliche Erziehung deuten und leiten die Jugend, so früh, als möglich, auf den für Halbbarbaren wünschenswerthesten, höchsten Lebenszweck hin: reiches Vermögen, für reichern Genuß, zu erstreben. Dafür werden Schulen gestiftet, um Kenntnisse, Fertigkeiten auszubilden; um auf allen Bahnen Glück zu machen; zu Land und Meer, in Werkstätten und Gerichtssälen, auf Kathedern und Kanzeln, mit Feder oder Schwert. Dafür werden der Jugend, durch Lehre und Beispiel, falsche Begriffe in Fülle eingeimpft; Ehre wird mehr, als Tugend gewerthet; Lebensart mehr, als Leben; Vorrecht mehr, als Recht; Titel mehr, als Verdienst; der begüterte Bösewicht mehr, als der unbemittelte Biedermann. Wo Gelderwerb allgemeine Losung ist, und alle Gaben und Kräfte des Geistes nur dem Behagen einer selbstsüchtigen Thiernatur geweiht sind: ist mit der Verartung der Menschheit, auch das Gefolge aller Qualen der Eifersucht und des Neides, der Verleumdung und Heuchelei, jedes Lasters und Verbrechens des Reichthums und der Armuth naturnothwendig. Das Leben verstreicht unter so viel Kämpfen und Sorgen und Arbeiten für das Leben, daß für höhere Interessen, für Ewigwahres, Ewiggutes, Ewigbeseligendes keine Zeit bleibt. Man tröstet sich mit Uebungen und Verheißungen des Kirchenglaubens, weil man nicht Muth hat, die Religion des Weltheilandes

zu umarmen und mit ihm zu sagen: „So wir Nahrung und Kleider haben, lasset uns genügen. Trachten wir am ersten nach dem Gottesreich!“ Denn wahrlich, Ueppigkeit und Sittenernst, Hochmuth und Selbstverläugnung, Eigennutz und Gemeinsinn, Christus und Belial lassen sich nicht paaren. So verrinnt das Leben, und niemand möchte es wiederleben. Es war für die Mehrheit nur Schein- und Thierleben.

Daher, bei allgemeiner Verstandesbildung unserer Tage, auch allgemeineres Mißbehagen, und Gähren der Völker. Sie fühlen die strafende Zuchtruthe der Natur, die vom Frohndienst sinnlichen Wohlseins zur Achtung des gottgegebnen Vernunftgesetzes zurücktreibt. Sie erblicken die schwarzen Quellen des Uebels da und hier deutlicher und mögen sie doch nicht vertilgen. Denn die Gewalt bürgerlicher Zustände, hervorgegangen aus der Verkehrtheit der Begriffe, der Weltansichten und Gesetzgebungen wilder, oder barbarischer Jahrhunderte, drängt, von Geschlecht zu Geschlecht, ins thierische, sündliche Leben hinab, statt aus demselben zu erlösen. Geld geht vor Tugend; äußere Würde vor innerer; Selbstbetäubung vor Selbsterkenntniß. Dafür geben die Gesetze Ermunterung; dafür senden die Welttheile einander ihre süßesten Gifte; dafür werden Millionen Familien, durch Steuern und Abgaben, zur rastlosen Thätigkeit gespornt. Dann bietet man Spitäler und Apotheken für Kranke; Kirchen und Beichtstühle für Sünder; Zuchthäuser und Kerker für Verbrecher. Naturnothwendiges mit Vernunftfeindlichem zu paaren, ist der Staat zum kunstvollen Getriebe geschaffen, worin die Aemter zum Räderwerk, die Selbstsucht zur Triebfeder, die Menschen zur Sache werden. Da ist kein Rechts-Staat, nur ein Sitten-Staat, wo, nach Herkommen und Sitte, sogar die freie Aeußerung der Vernunft verpönt wird und der Mensch nicht mehr ganz Mensch sein darf.

**88. Urbedürfniß; Urgesetz; Urrecht; natürliches Recht der Menschen.**

Nicht bloß Geist, nicht bloß Thier ist der Sterbliche; sondern Beides in Einem, das heißt: Mensch. Naturgesetz, wie Geistesgesetz, gebieten ihm: du sollst Mensch sein, und nicht Pflanze, nicht Thier. Diese Einheit des Doppelgesetzes in uns ist das Urgesetz des Menschen. Und der Drang dieses Gesetzes nach Befriedigung ist das erste, oder Urbedürfniß jedes Menschenkindes. Das Gesetzthum der Natur und des Geistes gibt, mit dem Bedürfniß seiner Erfüllung, Gestattung oder Befugniß zur Erfüllung desselben; und mit dieser Befugniß dem Urgesetz gemäß zu wollen oder zu handeln, das Recht zur Ueberwindung der widerstrebenden Hindernisse. Dies ist das Urrecht der Menschheit. Das Thier fühlt nur seine Lebenstriebe; der Mensch ist sich seines Rechts bewußt.

Ein Thier ist keine Person; denn es spricht aus der Körper-Larve kein Geist hervor. Nur Menschen, so lange der Geist in ihnen denkt und waltet, sind Personen. Ein bloßer Leichnam ist willenlose Sache. Sachen haben keinen Willen, also auch keine Rechte. Wird von „Rechten der Thiere" gesprochen, gilt es von dem, was wir vernunftgemäß ihnen gestatten sollen. Sachen sind nur Mittel zu den Zwecken der Natur und des menschlichen Geistes. Personen sind nicht Mittel, sondern Selbstzwecke. Der Mensch kennt auf Erden kein erhabneres Gottes-Geschöpf, für dessen Zweck er, nur als todtes Mittel, vorhanden wäre.

Das höchste, allgemeinste, unvertilgbarste Recht jeder Person ist also, daß sie ein Mensch sein darf, im vollen Sinn des Wortes. Dieses Recht ist die alleinige Stammwurzel aller übrigen Befugnisse, Ansprüche und Rechte, die möglich sind. Wer da spricht: „Der Mensch darf nicht Mensch sein!" — verurtheilt sich selber zum Thier.

Hienieden, als Mensch, gleich Andern seines Gleichen zu leben, zu gelten und sich zu entfalten, scheint freilich eine sehr bescheidne Forderung zu sein; und doch umschließt sie das Höchste in sich, nämlich den ganzen Werth unsers Wesens und Daseins. Denn wer Recht hat, Mensch zu sein, besitzt damit nothwendig auch:

Recht auf eigne Persönlichkeit, auf Selbstständigkeit; Recht, für sein Selbst vorhanden zu sein, nicht, als Mittel und Sache für Andre. Jeder Mensch ist sein eigen. Wer sich nicht selber angehört, dem gehört nichts an.

Recht auf Freiheit zur natur- und vernunftgemäßen Entwickelung seiner Kräfte und Anlagen, körperlicher, wie geistiger. Ohne Entfaltung unsrer Menschennatur zu dem, was sie sein und werden kann und soll, hören wir auf, Menschen zu sein. Eben diese Entwickelungs-Freiheit ist der göttliche Urschmuck des Geistes, in welchem er, auf der Leiter der Schöpfungen, über den Tiefen der Naturnothwendigkeit, glänzt.

Recht auf Eigenthum, oder auf Mittel zur Selbstentwickelung. Auch Thier und Pflanze bedarf und sucht, und eignet sich das zur Ausgestaltung seines Gebildes, seiner Kräfte, seiner Bestimmungen Nöthige an. Dieses Rechts beraubt, wäre der Mensch weder vollständiger Ausbildung, noch Wirksamkeit fähig. — Das Ureigenthum des Geistes, das ihm angeborne Mittel zu seiner Verbindung mit der Welt, ist der irdische Leib; alles erworbene Eigenthum gleichsam nur eine künstliche Fortsetzung und Erweiterung des angebornen.

Diese drei allgemeinsten, in der Gesammtnatur des Menschen gegründeten, mit der Vernunft im Einklang stehenden, vom Verstande erkannten und anerkannten Rechte, sind die ersten Quellen alles und jedes andern und besondern Befugnisses, Anspruchs und Rechtes; sind in sich das Urrecht der Menschheit selber, nur gegensätzlich, in verschiedne Beziehungen, aus

einander gegangen. Wird eins von denselben aufgehoben und vernichtet: so sind auch die übrigen vernichtet. Darum nennt man sie natürliche (unveräußerliche, angeborne) Menschenrechte. Eins, wie das andre, ist ein Schrei des Urbedürfnisses nach Befriedigung; ein nothwendiger Anspruch auf Sicherheit der Persönlichkeit, der Entwickelungsfreiheit, des Eigenthums von Mitteln, gegen die blinde Gewalt der Elemente und Thiere, wie gegen die Bestialität in Menschengestalt. Die Natur verlieh uns zur Selbsterhaltung den Trieb und alle Kraft; die Vernunft aber, eins mit der Natur, Vollmacht zum Selbstschutz. Ohne diese Vollmacht würde unser Geschlecht schon längst wieder von der Oberfläche des Erdkreises vertilgt sein.

Weil das menschliche Urrecht, ohne Ausnahme, das unentbehrliche Gut jedes vernunftbegabten Wesens ist: so stehn auch alle Sterbliche einander urrechtlich gleich. Und wo Völker, durch ihren Willensverein, zum gegenseitigen Schirm ihrer Berechtigungen, gleichsam eine einzige, gedankenbildliche (moralische) Persönlichkeit darstellen, wird das natürliche Menschenrecht zum natürlichen Völkerrecht; also, daß ein Volk zum andern, das reichste zum ärmsten, das stärkste zum schwächsten, in urrechtlicher Gleichheit besteht. Verletzung des natürlichen Völkerrechts ist das Verbrechen der beleidigten Majestät der Menschheit.

Das Gefühl dieser urrechtlichen Gleichheit ist, in der Brust jedes Menschenkindes, unausrottbar. Es lebt auch im leibeignen Knecht, und im gefesselten Sklaven an der Ruderbank fort. Es richtet die vom Fuß der Tyrannen zertretenen Nationen wieder auf aus dem Staube. Wer in seinem Nächsten nicht das unvergängliche Menschenrecht ehrt, lästert sich selbst. Wo aber dies höchste Gut des Lebens fehlt, da ist das Leben selbst zu nichts mehr gut.

## 89. Das positive Recht und Gesetz.

Das ewige Recht der Menschheit ist an sich selbst unbedingt; wie denn, im Wesen des Geistes, Alles ein Unbedingtes, Unendliches ist. Es kann auch nicht an sich selbst, sondern nur in seiner Ausübung Beschränkungen erleiden; theils durch die Naturnothwendigkeit, zu deren Gebiet der irdische Leib gehört; theils durch das freie Wollen des Geistes. Um die zahlreichen Hülfleistungen und Vortheile der menschlichen Gesellschaft zu gewinnen, begränzen wir willig gegenseitig unsre natürlichen Befugnisse; ohnedem würde Krieg Aller gegen Alle eintreten. Durch Ueberlegenheit körperlicher Stärke beschränken auch Thiere gegenseitig die Erfüllung ihrer Begierden; durch Vernunft begränzen Menschen die maßlose Ausübung ihres Urrechts. Denn Jeder anerkennt im Andern das Dasein des nämlichen Vernunftgesetzes, der gleichen Würde, der gleichen angebornen Befugnisse. Und das menschliche Antlitz ist ein offener Empfehlungsbrief, welchen die Natur jedem Sterblichen auf der Reise durchs Leben, wohin er komme, mitgibt; ist eine Urkunde seiner natürlichen Rechtsgleichheit mit Menschen des entferntesten Himmelsstriches.

Indem sich die Beisammenlebenden, nach Maßgabe ihrer Bedürfnisse, über Ausübungsweise ihrer natürlichen Rechte verständigen und vertragen, entsteht zwischen ihnen der Vertrag, oder die Verschmelzung des Willens und Wunsches vieler, zu einem einzigen, gemeinsamen Wollen. Die eben dadurch beschränkte Ausübungsweise des unbestimmten natürlichen Rechtes, heißt ein bestimmtes (positives), d. i. ein durch Einwilligung der Vertragsgenossen bewilligtes Recht. In allen bewilligten Rechten ist aber jedesmal das natürliche Recht der Kern und Inhalt;

hingegen die Umgränzung desselben durch den Vertrag, nur Schale und Form. Die Formen können erweitert und verengert werden. Das Menschenrecht darin bleibt das Unwandelbare.

Das durch Uebereinkunft Festgesetzte, oder der Vertrag, ist das Gesetz derer, die darin übereinkamen. Und weil der Wille jedes Vertragsgenossen darin erfüllt ist, wird der Wille eines Jeden sein eignes Gesetz. — Im strengern Sinn der Worte aber unterscheidet man den Vertrag vom Gesetze, obgleich auch Landesgesetze im Grunde vertragsartiger Beschaffenheit sind. — Doch bezeichnet man vorzugsweise mit dem Ausdruck Vertrag die freie Uebereinkunft zwischen Personen, Gesellschaften und Völkern, die, in Ausübung ihrer Befugnisse, von einander vollkommen unabhängig sind. So schließen auch selbstständige Staaten unter einander, gleich einzelnen Personen, Verträge und Bündnisse. Gesetz hingegen, im engern Sinn, gilt als Willensausdruck von und für Personen, welche Genossen, oder abhängige Glieder, eines und desselben gesellschaftlichen Vereins, oder Staates sind. Denn der Bestand eines Ganzen ist nur, durch Abhängigkeit seiner Theile von ihm, möglich.

Es ist ein wesentlicher Unterschied zwischen dem göttlichen Gesetz in unserer Vernunft, (oder dem Heiligkeitsgesetze), und dem vertragsartigen menschlichen Gesetze. Jenes ist in allen Sterblichen, in allen Jahrtausenden und Weltgegenden das Gleiche, und darf durchaus nicht dem menschlichen Willen unterworfen, der Wille vielmehr soll ihm untergeben sein. Das menschliche Gesetz hingegen ist eine durch Zeit und Umstände geforderte Begränzung von den natürlichen Rechten der Vereinsgenossen, zum Wohl des gesellschaftlichen Beisammenseins. Ein solches von Menschen aufgestelltes (positives) Gesetz verhält sich zum Vernunftgesetz, wie das im Vertrag bewilligte Recht, zum Urrecht. Jedes aufgestellte Gesetz soll gleichsam nur die verstän-

dige Vollziehungsverordnung des Vernunftgesetzes für besondere Zustände und Bedürfnisse des Gesellschaftskörpers sein. Ihr festgehaltner Fortbestand aber, im Widerspruch mit veränderten Bedürfnissen und Zuständen der Gesellschaft, wird Tyrannei des Gesetzes d. i. Natur- und Vernunftverletzung.

Man spricht auch von der Heiligkeit eines herkömmlichen (oder historischen) Rechts. Gleichviel, ob es ursprünglich durch Räuber- oder Kriegsgewalt errungen, oder durch freien Vertrag begründet worden sei; es heißt ein Recht. Allerdings kann es heilig und ehrwürdig sein, wie jedes andre. Aber nicht Schicksal, Herkommen, Geschichte geben den Prüfstein des Rechtlichen im historischen und vertragsmäßigen Rechte: sondern das Vernunftgesetz allein, durch welches wir unsre Menschenwürde empfangen. Denn Recht ist kein Natur-, sondern ein Geistes-Ergebniß; keine blinde Natur-, sondern Vernunft-Nothwendigkeit. Es gibt kein unsittliches Recht. Und wär' es (wie z. B. gesetzliche Volksverdummung, Sklaverei, eigenthumslose Leibeigenschaft, Despotismus u. s. w.), durch Herkommen und Uebung eines Jahrtausends geweiht: so bleibt es nur das fluchwürdige tausendjährige Unrecht.

Die Vernunft ist das Gottesgesetz, das ewige in allen Geistern; und Mensch zu sein, in persönlicher Selbstständigkeit, Entwickelungsfreiheit und Eigenthumsgewinnung, das ewig Vernunftgemäße. Aber Schicksale und von ihnen gegebne Verhältnisse sind wandelbar. Sie verewigen wollen, heißt, sich gegen Gott und Menschheit empören. Wer die Empörung wagt in seinem thierischen Wahn, ist dem Gericht der göttlichen Weltordnung, der Zuchtruthe der Natur anheim gefallen, denn er ist der Revolutionär. Revolutionen der Staaten sind gleichsam moralische Naturereignisse, wie Erdbeben, Pestilenzen u. s. w. physische sind. Nach jeder physischen Revolution muß neu angebaut, neu geschaffen; nach jeder moralischen ein neues Rechtsverhältniß

aufgestellt werden, dem veränderten Bedürfniß der Gesellschaft vernünftiger Weise gemäß.

---

## 90. Natürliche und künstliche Gleichheit und Ungleichheit der Menschen.

Neben der urrechtlichen Gleichheit der Sterblichen, von welcher Farbe sie sein mögen, besteht jedoch auch eine natürliche Ungleichheit derselben, rücksichtlich ihrer körperlichen und geistigen Eigenschaften, ihrer Schicksale, Neigungen, Tüchtigkeiten, Beschäftigungsarten, Lebensweisen und übrigen Verhältnisse. Eben in dieser Ungleichheit liegt der geheime Zauber, durch welchen Menschen mit Menschen verbunden werden; einer dem andern dienstbar und hülfreich wird; einer nach dem strebt, was ihm im Andern Gegenstand der Hochachtung wird. Wir lieben in Andern nur uns selber; aber nicht, als das, was wir schon sind, sondern durch sie noch werden möchten. So ergänzt sich gleichsam Einer durch den Andern, und fügt zu dem, was ihm Natur und Schicksal verliehn hat, den Genuß dessen, was ihm versagt ist und Andern gehört.

Es glaubte von Zeit zu Zeit menschlicher Blödsinn, auch hierin die ewige Weltordnung verbessern zu können. Er versuchte künstliche Gleichheit in der bürgerlichen Gesellschaft herzustellen. Er führte, um Unterschied des Reichthums und der Armuth aufzuheben, Gütergemeinschaft ein; oder gleiche Vertheilung des Bodens unter den Genossen der Gesellschaft, ohne eine Gleichheit der Talente, Kräfte, Tugenden und aller Umstände schaffen zu können, aus welchen nothwendig immer wieder Ungleichheit im Besitz irdischer Glücksgüter entspringt. Man verbot das Dasein des Stroms; aber ließ dessen unhemmbare Quellen rinnen. All-

gemeines Verarmen, bürgerliche Unruhen und Untergang der Staaten endeten die naturwidrigen Zustände. Andre Gesetzgeber führten nicht nur Gütergemeinschaft ein, sondern auch Gemeinschaft der Weiber und Kinder; aber mit gleich verderblichen Folgen. Weibergemeinschaft ward in ihren Wirkungen der Ehelosigkeit gleich. Sie entwöhnten den Mann vom edeln Genuß häuslichen Glücks, daß er, durch nichts, als Ruhm- und Ehrsucht, oder Geld- und Herrschgier gekirrt, aufhörte der Menschheit zu dienen, und nur Werkzeug seines Staats blieb.

Man ist wohl von diesen Verirrungen des Alterthums zurückgekommen; aber in nicht minder verderbliche hinübergeschweift. Man hat versucht, Gleichheit des Meinens, Glaubens und Wissens zu erzwingen. Wer anders zu denken wagte, als der Gewaltsherr gebot, hieß Feind des Staats; wer anders, als der Priester, hieß Feind Gottes. Der gesetzgeberische Wahnsinn, welcher doch keine Gleichheit des Talents, der Erfahrung und Einsicht Aller schaffen konnte, wollte fremde Ueberzeugungen abhängig von seinem Befehl machen. Er begehrte das Unmögliche, begehrte nämlich, daß jeder sich selber abthun, sein Wesen und Wissen in ein anderes verwandeln solle. Eben so leicht hätte er gebieten mögen, daß alle Thiere mit Nachtigallstimmen singen sollten. Die Frucht solcher Empörung gegen die göttliche Ordnung der Dinge ward, neben gesetzmäßiger Heuchelei und Lüge: Länder-Elend durch Verfolgungen, Kerker, Scheiterhaufen, Aufruhre und Glaubenskriege

Gewiß nicht geringer, als Gefahren künstlicher Gleichheit, sind auch Gefahren künstlicher Ungleichheit. Frevelnd wagte der Sterbliche, die ewigen Stiftungen umzukehren, welche in der Schöpfung walten, veräußerliche Güter unveräußerlich, und Unveräußerliches veräußerlich zu erklären. Doch überall, wo ein großer Theil des Landesbodens und der Glücksgüter dem all-

gemeinen Wechsel entzogen, zum unveräußerlichen Gut einzelner Familien und Körperschaften geprägt ward, kränkelte der öffentliche Wohlstand, wucherten Laster und Verbrechen des Reichthums und der Armuth wetteifernd empor, bis das Gefüge des Staats, endlich vom Sittenverderbniß zerfressen, im Sumpf des Elends und der Ueppigkeit unterging. — Anderseits entriß der Mensch den ihm gleichgeschaffenen Wesen die Ausübung ihrer unveräußerlichen, von Gott gegebenen Rechte der Menschheit (88.); schuf Leibeigene und Sklaven, ihrer Persönlichkeit und Freiheit beraubt; ohne Eigenthum, ohne Sicherheit, dem Thiere gleichgestellt; oder er gewährte die Ausübung in so beschränktem Maße, daß dieselbe nur wenigen Günstlingen des Zufalls ungeschmälert, als vererbbares Vorrecht, übrig blieb. Diese allein waren dann Menschen; waren höhere Wesen, Freie; die übrigen nur zu ihrem Dienst geboren. — Menschensatzungen stämpelten das Ohngefähr der Geburt und Herkunft zum Mehrwerth über Verdienst, Tugend und Einsicht. Würd' es unsinniger sein, wenn ein Gesetz geböte: Kinder, im Vollmond geboren, seien allein fähig, die Ersten des Volks an Tugend und Kenntniß, dessen Heerführer und Verwalter zu sein? Was haben Wappen und Stammbaum mehr, als der volle Mond, mit Würdigkeit der Person zu schaffen? Die Geschichte belehrt vom Unglück der Staaten, welche dem Sonnenblick höherer Geister mit dem Mondschimmer ihrer Hochbetitelten feindlich begegneten. — Die künstliche Ungleichheit der Rechte wird, wo möglich, noch empörender, wenn für Schooskinder des Staates mit den größern Vorrechten, die kleinern Pflichten verbunden, und den Stiefkindern des Staats mit den wenigsten Rechten die schwersten, drückendsten Pflichten zugetheilt sind. Es kann niemand erbliches Vorrecht lieben, ohne ein erbliches Unrecht.

# VII. Das Gemüth.

## 91. Einheit von Seele und Geist.

Die Vorstellung vom Wesen und Sein des Menschengeistes in freilich nur allgemeiner Andeutung zu vollenden, bleibt noch übrig, einen Blick auf seine und der ihm beigegebnen Seele gegenseitige Einwirkungen zu werfen. Denn, in der großen Verkettung des göttlichen Alls, ist eben das Seelische der Ring, durch welchen der Geist mit der übrigen Natur zusammenhängt; das Glied, auf welches er unmittelbar eingreift; durch welches er mittelbar auf Leben, Bewegkräfte und Stoff der irdischen Hülle einwirkt, und eben so von ihnen hinwieder erregt wird. Wir nennen diese Einung des Geistigen und Seelischen, in der sich beides gegenseitig zur Thätigkeit weckt, das Gemüth, gleichwie man die Verbindung des beseelenden Wesens mit dem Belebenden, Thierheit; oder das Leben mit Stoffgebilden, Pflanzenthum; oder der Bewegkräfte mit Stoffen, Körper zu nennen gewohnt ist.

Im Gemüth eigentlich erscheint das wahrhaft Menschliche. Aus dem Geiste nicht, und nicht aus der Seele tönt das Ich, sondern aus dem Gemüth, aus der Einheit des Gefühls und Gedankens. Darum darf der Mensch wohl sagen: Ich habe einen Geist; ich habe eine Seele; nicht, ich bin ein Geist; ich bin die Seele. Hier im Gemüth erwacht zuerst, gleichsam in der Wiege der Sinnesgewahrungen, das Bewußtsein, oder das Wissen von sich und Anderm. Hier scheint der Geist zu empfinden;

die Seele zu denken. Denn die wechselseitigen Anregungen entstehn so schnell, daß man sie gleichzeitige, oder zeitlose, heißen könnte. Das Gewahrte ist zugleich im Bewußtsein die Vorstellung des Gewahrten.

Wenn sich die Seele zum Leben mehr dienend, als herrschend, verhält, eben so verhält sie sich zum Geiste. Dort ist sie gleichsam Hüterin vom Einheitsgebilde der belebenden Naturmacht; warnt gewahrend vor Verletzung desselben; verkündet durch Schmerz die Verwundungen des Lebensgesetzes; durch Wohlgefühle die Erfüllungen desselben. Eben so wird sie anderseits die Pflegerin des Geistes. Sie ist's, die ihm die erste Nahrung zuführt aus allen Speichern der Welt und Natur. Sie ist die hülfreiche Vollstreckerin seines Willens gegen die Außendinge; die unwillkürliche Theilnehmerin an seinem Frieden und Unfrieden. Nur im Uebermaß ihrer Erregtheit kann sie rückwirkend, wie gegen das Leben, auch gegen den Geist werden, indem sie, für jenes oder für diesen, Partei nehmend, die Kraft des Einen wider den Andern, steigert, oder lähmt. Freudigkeit befördert das Genesen des kranken Lebens; Schrecken und Furcht hemmt oder vernichtet dessen Thätigkeit. Das begeisterte Gefühl stärkt und hebt die Willensmacht für das Wahre und Heilige über jedes Irdische; allzubelebtes, thierisch-wildes Gefühl stößt die Vernunft vom Thron. Eben darin ist Begeisterung, oder Enthusiasmus, von Meinungswuth, oder Fanatismus verschieden, daß in jenem mehr der Geist gewaltig im Seelischen schaltet; in diesem aber mehr das Leben mit seinen thierischen Begierden.

Wie Stoffe und Bewegkräfte nur Materialien sind, welche dem Leben zum Erscheinen, zum Bau seiner Einheitsschöpfung, seines Körpers dienen: so dient das seelische Wesen zum Mittel und Werkzeug gleichsam, als Hülle und Leib des Geistes, zu seinem Erscheinen und Einwirken auf die Außenwelt. Aber wie innig

beide auch verbunden sind, beharrt jedes doch unwandelbar in seinem Wesensgesetzthum; der Geist in seinem Fordern des Wahren und Heiligen; die Seele im Fordern des Anmuthigen oder Beseligenden.

Im menschlichen Gemüthe, wo die Vermählung beider Wesensartungen, in wechselseitigen Erregungen, besteht, wird das Verlangen beider nach Erfüllung ihres Gesetzthums zum gemeinschaftlichen Verlangen. Das den Sinnen Anmuthige soll nicht dem Erkenntniß- und Heiligungsgesetz widerstreiten; und hinwieder das Wahre und Heilige soll mit Anmuth bekleidet sein. Diese Verschmelzung der drei höchsten Wesensgebote, diese Dreieinigkeit im Gemüthe, wird in der Vorstellung, wie ein Erfüllbares, zum Urbild des Schönen; das heißt, des unbedingt und unendlich Schönen. Denn im Wesenthum des Geistes, wie der Natur, ist nichts Begränztes, nichts Endliches, als das Anderssein im Erscheinen.

---

**92. Einheit der drei höchsten Gebote: Anmuth, Wahrheit, Heiligkeit. Das Schöne im Anmuthigen, Komischen, Erhabnen, Tragischen.**

Wir suchen irrthümlicherweise in der Außenwelt, was doch nur in uns, als das Vollendetste, herrschend ist; und vergebens. Wir streben, es durch Kunst in die Wirklichkeit hinauszugestalten; aber wie mag das Unendliche in der Endlichkeit erscheinen? Das Urschöne lebt im Innern des Gemüths; aber in der Welt tritt es nur endlich und begränzt hervor, als Schönheit; gleichwie die Aeußerung des Heiligen, draußen, nur als Tugend. Es liegt das Werk des glücklichen Künstlers allzeit tief unter seinem Ideale.

Höhere Gefühle anregende Einheit des Heiligen, des Wahren und des Anmuthigen ist also allein das Schöne. Darum gefällt es; nicht eines andern Zweckes willen, sondern durch sich selbst; weil es eben das Ziel aller Sehnsucht unsers Gemüthes ist. In sinnlicher Darstellung wird das Anmuthigste unschön, sobald es das Zartgefühl des Heiligen empört. Wir können nicht lieben, was wir, als Schändlichkeit, verabscheun. Aber auch die Darstellung der tugendhaftesten That ist unschön, wenn sie, mit ekelerregenden Gegenständen verknüpft, gegeben wird. Und gleichgültig läßt uns, was auch Heiliges und Anmuthiges hingebildet werde, wenn es ungemäß dem Erkenntnißgesetz, verworren, zusammenhangslos, unverständlich dasteht, ohne Einheit im Mannigfaltigen, ohne Schein von Wahrheit, als in sich Unmögliches. So sind nicht Anmuth, nicht Wahrheit, nicht Tugend, einzeln für sich das Schöne, sondern erst in ihrer Vereinung, als göttliches Geschwister.

Das menschliche Antlitz, von zartester Färbung und vollkommenster Regelmäßigkeit der Züge, läßt uns ungerührt, aller Anmuth ungeachtet, wenn darin nicht ein edleres seelenvolles Wesen, hervorblickt. Hinwieder nennen wir auch die Rose schön; nicht bloß, weil Farbe, Form und Duft die Sinne schmeichelt, sondern weil sie, mit dieser Harmonie, wie die Harmonie in der Tonkunst, geliebte Erinnerungen, oder Reihen von Vorstellungen weckt, in welchen sie bald das Sinnbild der in sich verschlossenen Schamhaftigkeit, bald der erröthenden Liebe, oder der weinenden Unschuld unter zitternden Thautropfen, oder der im Sonnenglanz des Lebens lächelnden Freude, oder auch der Vergänglichkeit des Lieblichsten wird.

Das Thier irrt durch die Pracht reizender Gegenden, und durch das Grausen oder Wildniß, ohne anderes dabei zu empfinden, als Bedürfniß der Stillung von Lebenstrieben. Der Mensch

aber beseelt um sich her Felsen und Bäume, in angenehmer Selbsttäuschung, mit den ihm eignen sittlichen Gefühlen und höhern Ideen. Doch nicht Jedem dünkt ein und derselbe Gegenstand schön. Was diesen entzückt, läßt jenen kalt, weil nicht Alle einerlei Erregbarkeit, einerlei Erinnerungen, einerlei Geistesentwickelung haben. In Personen, welche der Thierheit noch am nächsten stehn, erschließt sich zuerst die Liebe des bloß Anmuthigen. Sie nennen schön, was ihre Sinnen reizt, wie roh es auch sei. Kindern gefallen brennende Farben, rauschende Klänge. Der Wilde schmückt sich mit bunten Federn; die rohe Bäuerin mit flatternden Bändern; die geschmacklose Welt-Dame mit einer Modetracht, wie entstellend sie auch sein möge. — Der reifere Verstand fordert, mit Anmuth verbundene Einfalt, Klarheit, Ebenmaß, Einheit im Mannigfaltigen, Wahrscheinlichkeit. — Der höhere, sittliche Mensch aber findet nicht mehr schön, was nicht auch gut ist, oder gar dem Gefühl des Heiligen feindselig entgegen strebt.

Die Schönheit mag sie uns in Werken der Natur, oder der Kunst, erscheinen, wird in sich selber eine verschiedenartige, je nachdem sie vorzugsweise mehr den Forderungen sinnlicher Anmuth, oder denen des urtheilenden Verstandes, oder den Ideen des Heiligen und Unendlichen entspricht. Welcher einzelnen von diesen dreifachen Forderungen immerhin vorzüglich Genüge geleistet werde: darf doch dabei keine der übrigen beleidigt und zurückgestoßen bleiben. So empfangen wir eine Verschiedenheit des Schönen, im Anmuthigen, im Komischen, im Tragischen und Erhabnen.

Das Anmuthige gefällt durch Sinne schmeichelnde Formen eines mannigfaltigen, und doch leichtfaßlich geordneten Inhalts, der, in zarten Gegensätzen verschlungen, stillheitre Gefühle des Erinnerns und Ahnens anregt, ohne edlere zu kränken.

Das Komische, weder den Sinn für gefälligeres Aeußeres, noch für Schickliches und Sittliches verwundend, reizt das Lustgefühl des Lächelns und Lachens, indem es unschädlichen, aber unerwarteten Widerspruch zwischen Mittel und Zweck, That und Willen, Erwartung und Erfolg, darstellt, und dem Beschauer dabei das Gefühl eigner Verstandes-Ueberlegenheit gewährt.

Im Erhabenen weckt das Wahrnehmen ruhiger oder furchtbarer Größe, in Einfalt und überragender Macht erscheinend, mit der Idee des Unendlichen und Unerreichbaren, das Erstaunen oder Grausen, im Gefühl irdischer Ohnmacht, neben tröstendem Bewußtsein eigner Geisteshoheit und Gefahrlosigkeit.

Das Tragisch-Schöne hinwieder entspringt, wenn, im scheinbar ungerechten Widerspruch der Welt mit dem Göttlichen, das Leben all' seine Rosen an den Sünder, all' seine Dornen an die Tugend, oder Unschuld hingibt, und die, vom Anblick unverschuldeten Leidens, sympathetisch hervorgerufene Trauer, sich mit dem Ausblick zu einem vergeltenden ewigen Sein paart. Nichts ist tragisch schön, wie sehr es auch den Forderungen des Verstandes und sinnlicher Anmuth entspreche, wenn es den Geist nicht über das Vergängliche erhöht; sein Wollen heiligt und stärkt, und gegen das Ungerechte empört.

Das Tragische bildet, in sittlicher Hinsicht, einen Gegensatz zum Komischen (in der Satyre, Ironie), indem jenes den Widerspruch des Irdischen und Göttlichen, dieses aber den Widerspruch des Verstandes mit der Wirklichkeit, gleichsam durch Schlaglichter, erhellt; und jenes das Sündige widerwärtig, dieses das Irrige lächerlich macht. Eben so gewährt das Anmuthige einen Gegensatz zum Erhabnen, wie das Sinnliche zum Uebersinnlichen, das Endliche zum Unendlichen.

### 93. Einfluß des Lebens und seiner Triebe auf Temperamente, Suchten und Leidenschaften des Gemüths.

Doch eins, wie das andre, trägt nur dann erst das Gepräge ächter Schönheit, nicht wenn es vom Verstande dafür erkannt wird, sondern, im Gemüth empfangen, höhere Gefühle entzündet. Ich sage höhere, als die in der thierischen Natur entzündbar sind; höhere, weil sie Gegensatz und Abglanz des Wahren und Heiligen und Anmuthigen im Seelischen werden. Eben durch die Anregungen des Geistes, in der Klarheit seines Bewußtseins, wird die menschliche Seele mit allen ihren Sinnenvermögen, möcht' ich sagen, veredelter, als sie im unbegeisterten Thier erscheinen kann, ungeachtet sie, wesenhaft eins und dasselbe, in beiden besteht.

Bevor ich diese, durch Einfluß des Geistes entsprungenen, Aenderungen näher betrachte, muß ich abermals daran erinnern, daß das Leben mit all seinen Trieben, nicht Einfluß auf die Stimmung des Seelischen, wie im Thiere, so im Menschen, verliert. Je nach Beschaffenheit, Zustand und Bau der Nerven, ist die Seele mehr oder minder durch den Geist erregbar und auf die Lebensthätigkeit zurückwirkend. Im gemeinen Sprachgebrauch pflegen wir darnach die beharrlich vorherrschenden Gemüthsstimmungen, oder Temperamente, unsrer Bekannten zu unterscheiden; den Einen, leicht durch das Gute und Angenehme bewegt, gefühlvoll von Natur (sanguinisch), zu nennen; den Andern kalt, trocken, gefühllos (phlegmatisch), weil er schwerer aus seiner Gemüthsruhe zu lebhaftern Gefühlen geweckt wird; den Einen, der, durch Widerwärtiges, leicht zum Unwillen und Zorn gereizt werden kann, empfindlich (cholerisch); den Andern düster und schwermüthig (melancholisch), weil er leichter zu traurigen Gefühlen übergeht und in ihnen wirklich Genuß findet.

Wie immerdar das Leben, im Bau seines Gegliederts, auf denjenigen Theil desselben, in welchem es am meisten und anhaltendsten bethätigt wird, die meiste Sorge und Kraft verwendet: so auch in den seelischen Werkzeugen. Je erregbarer das Leben in den Nerven, um so reizbarer wird hinwieder, durch Wechselwirkung, das Seelische, sowohl in den Gefühlen (64.), als innern Sinnen (65.). Wie, durch öftere Anregung und Uebung bekanntlich, Aufmerksamkeit, Gewohnheit, Gedächtniß u. s. w. stärker wachsen, oft zur Uebermacht und zum Nachtheil andrer Vermögen: so auch die Gefühle. Sie entflammen schleuniger; werden lebhafter und heftiger, und durch übermäßiges, d. i. naturwidriges Einwirken auf Leib und Geist, beiden gefährlich. Der Mensch hat diese Gefühlswallungen (Affekten) mit dem Thiere gemein; aber sie sind dem letztern minder schädlich, weil die wesende Natur, treu ihrem Gesetz, in allen ihren Wirksamkeitssphären, ein Gleichgewicht bewahrt, welchem nur der Menschengeist, im Innern seines Lebensgebildes, übermächtig und feindselig entgegen streben kann.

Eben so wirket auch das Leben mit seinen Trieben, wie auf die thierische Seele, auf das menschliche Gemüth. Der Mensch hat aus den Lebenstrieben entsproßne Thierbegierden. Sie sind, weil naturgemäß an sich, nichts weniger, als tadelhaft. Sie werden es erst, wenn der Geist, seinem eignen Gesetz untreu, sich zu ihrem Dienst ausschließlich hingibt, und sie, durch anhaltendes Bethätigen, übermächtig gegen sein Selbst macht. Dann ihr Knecht geworden, werden die Begierden zu Suchten, oder krankhaften Zuständen, des Gemüths; wie Selbstsucht, Geilsucht, Ehrsucht, Habsucht u. dgl. m. Und in Bezug auf das Göttliche in uns, weil es seiner Würde und Herrlichkeit beraubt, sich gegen die Begierden kraftlos, mit seiner Vernunft leidend verhält, nennen wir die Suchten, auch Leidenschaften. — Thiere können wohl Gefühlswallungen haben; aber sie

sind ohne Leidenschaften, weil ohne Vernunft. Von welcher Leidenschaft, oder Sucht, der Mensch beherrscht sein möge, er erscheint darin nur, wie ein durch Verstand klügeres, listigeres Thier; gefährlicher aber, als selbst die vernunftlose Bestie, auch verächtlicher, oder bemitleidenswürdiger, denn diese.

Nicht alle Leidenschaften sind immer von starken Gefühlswallungen begleitet, wie Liebeswuth, Zanksucht, Eifersucht u. s. w., sondern oft und häufiger noch, ruhig und kalt, wie Geiz, Ehrsucht, Selbstsucht u. dgl. m. Auch sind jene heilbarer, weil äußere Umstände, oder innere der Lebensregsamkeit, sich ändern können; oder die größte Gewalt eben in den an sich vergänglichen Aufwallungen der Gefühle beruht, deren der Geist endlich vernunftgemäß wieder Meister werden, und inmitten derselben sich zur Besonnenheit ermannen kann. Aber unter der Oberherrschaft einer kalten Leidenschaft ist vollendete Sklaverei eines Geistes da, welche, mit völliger Besonnenheit dem Thierthum unterwürfig, dennoch nicht vermag sich ihm zu entwinden, weil Leben und Gemüth schon in einander, durch den Zauber der Gewohnheit, gleichsam starr geworden sind; oder weil der zur Sättigung der Begier Alles berechnende Verstand eben so viel Seelenlust, durch das Gelingen seiner Berechnungen erregt, als der fordernde Trieb, wenn ihm Genugthuung wird.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen, nun Einiges noch über die höhern Gefühle, oder diejenigen, welche anderseits im Seelischen, durch Einwirkung des Geistes, erschlossen werden. Sie sind es, in welchen sich eigentlich Würde und Unwürde des Menschen gegenüber der Thierheit, am bestimmtesten zeichnet, weil, durch ihre Vermittlung, der Verkehr des Geistes mit dem Thierleben und dessen Begierden geschieht und der Kampf um Oberherrschaft der Bestialität, oder der Vernunft, geführt wird. Sie werden nicht selten mit den niedern Gefühlen in gleiche Linie

gestellt; oder gar mit ihnen verwechselt. Deßwegen will ich von ihnen hier besonders sprechen, und zwar, wie der Geist dieselben, in Bezug auf sein Selbst, dann im Verhältniß zu den seelischen Innen-Sinnen, endlich im Verhältniß zu den Lebenstrieben oder Begierden erweckt.

---

## 94. Einfluß des Geistes auf das Gemüth, in Erregung höherer Gefühle.

Das dunkle Bewußtsein des Geistes spiegelt sich im Seelischen, als dunkles Gefühl des Daseins; sein bestimmteres Selbstbewußtsein, als Selbstgefühl. Dieses ist das allgemeinste, aus welchem sich alle andern erheben. Es ist das Bewußtfühlen der geistigen Hoheit, Ueberlegenheit und Selbstständigkeit des Wesens im eignen Gesetzthum. Aus ihm erwächst im Gemüth der Geistesmuth für Behauptung sittlicher Würde. Thiere haben ebenfalls ein Selbstgefühl, aber nur das ihres Lebens, ihrer körperlichen Stärke. Das Gefühl vom Maß ihrer Kraft bestimmt auch das Maß ihres Muthes in Kämpfen und andern Anstrengungen. Solches wohnt aber ebenfalls auch dem Menschen bei. Das Gefühl der Ueberlegenheit seiner Leibesstärke, Gewandtheit und Sicherheit gibt ihm in Gefahren Muth und Trotz; oder vermindert diesen, bei Wahrnehmung der Ueberlegenheit eines Andern. Persönlicher, soldatischer Muth, den wir mit den Thieren gemein haben, ist keine Seltenheit; achtungswürdiger, aber seltener, als dieser, ist der des Geistes, der sittliche (moralische) Muth.

Das Bewußtsein unsers sittlichen Werthes, welches aus Erfüllung des Heiligkeitsgesetzes, d. i. durch Rechtschaffenheit und Tugendtreue, ersprießt, wird im Gemüth, Selbstachtung. Diese

Achtung des Geistes für seine eigne Würde ist keine Ueberschätzung derselben, sondern, weil er sich dennoch mancher Verirrung und Schwäche bewußt ist, mit Bescheidenheit (oder Beschränkung) und sogar mit Demuth verbunden. Das Gefühl der Selbstverachtung aber wird die schwerste aller Geistesqualen. Sie ist der Fluch der Verzweiflung im Gemüthe über sich selbst.

Die Erkenntniß dessen, was der Geist seinen Idealen, in Vollkommenheit, Unendlichkeit, Heiligkeit, Wahrheit und Schönheit angenähert, wahrnimmt, erfüllt das Gemüth mit Bewunderung; und, neben dem Bewußtsein eigner Unvollkommenheit und Schwäche, mit Ehrfurcht. Beide aber, mit Hinwendung und Aufblick des Geistes zu Gott, werden, neben dem Gefühl eigner Unwürdigkeit, in ein Gefühl von Seligkeit und Demuth aufgelöst, für welches die menschliche Sprache noch kein Wort erfunden hat, sondern bald mit dem Namen der Andacht, bald mit dem der Anbetung bezeichnet.

Nur dies einzige, erhabenste und tiefste, aller Gefühle ausgenommen, werden alle übrigen durch Wahrnehmung von dem erregt, was irgend in der Welt das Gepräge eines Geistes führt. Denn Achtung oder Verachtung unsers Selbstes hegen wir auch für die Würde oder Würdelosigkeit Andrer, welche gleichen Wesens mit uns sind. Die Theilnahme, welche wir an uns selbst nehmen, fühlen wir auch am Wohl und Weh Andrer, in Mitfreude und Mitleid. Den moralischen Muth, welchen wir von unserm Geist fordern, fordern wir ebenso von jedem menschlichen Geiste. — Nur uns selbst können wir nicht bewundern, uns selbst nicht ehrfurchtsvoll betrachten, weil wir immer die ersten, oft nur einzigen, aber sichersten Zeugen unsrer Mangelhaftigkeit sind.

---

### 95. Einfluß des Geistes auf die seelischen innern Sinne, Aufmerksamkeit, Gewohnheit, Nachahmung.

Wer von Gemüthsbewegungen sprechen will, die der Geist durch sein Einwirken auf die innern Sinne der Seele rege macht, muß zugleich die Verwandlungen beachten, welche, durch seinen Einfluß, auf diese Innen-Sinne entstanden sind. Denn die durchgeistete Seele, oder das Gemüth, ist anders angeregt, als die von bloßen Lebenstrieben bewegte. Alle Gefühle der Lust und Unlust, haben in ihren zahllosen Abstufungen eine so große Mannigfaltigkeit, daß es fast unmöglich wird, sie einzeln mit Worten zu bestimmen. Es sind Abschillerungen der jeweiligen Thätigkeiten und Zustände des Lebens und des Geistes, wodurch sie, möcht' ich sagen, ihre eigenthümlichen Farben erhalten.

Die Seele, sowohl im Dienst des leiblichen Lebens, als des Geistes, leiht ihre Sinnesvermögen sowohl diesem, als jenem, und erweckt, rückwirkend wieder in jenem, Triebe und Begierden, wie in diesem, Willensbestimmungen. Ich habe schon vom Sinn der Aufmerksamkeit, Gewohnheit, Nachahmung, des Gedächtnisses und Ahnens im Verhältniß zum thierischen Leben gesprochen (65 — 67.); darum will ich nun die Erhöhung und Veredlung derselben durch Macht des Geistes, und im Gebrauch desselben, mit leichten Umrissen, darstellen.

Der Sinn der Aufmerksamkeit, welcher in der Thierwelt unwillkürlich von irgend einem äußern Reiz angezogen wird, empfängt, wenn seine Thätigkeit vom Geist in Anspruch genommen ist, eine Richtung durch dessen Willen, sei es auf Zustände der Außenwelt, oder der innern. Es ist eine fühlbare Unterstützung und Erleichterung, welche der Geist in seinem Beobachtungsgeschäft, zumal reingedanklicher Gegenstände, durch diesen Sinn empfängt, der durch andauernde Uebung gestärkt, zu einer Andacht erhöht

wird, die, einem einzigen Punkt zugewandt, für alles Andre empfindungslos macht; oder auch die sogenannte Zerstreutheit bewirkt. Diese aber ist meistens nichts anders, als der Zustand einer getheilten Aufmerksamkeit, welche doch nicht mehrern Dingen zugleich angehören kann.

Der Gewohnheitssinn, in Gewalt und Leitung des Geistes getreten, wird, durch dessen Willensmacht, das kräftigste Mittel zur Selbsterziehung und zur Selbstherrschaft über Neigungen der Sinnlichkeit; der sicherste Zaum zur vernunftgemäßen Lenkung der Begierden. Läßt er den Zügel unbeachtet fallen, so wird die Thiernatur seiner allein Meister, und Wille und That des Menschen dem Ungestüm der Sinnlichkeit unterworfen. Alle wahre Erziehung ist Gewöhnung zur Selbstherrschaft des Geistes über irdische Triebe und Reize, gemäß seinem heiligen Gesetz. Nicht die Erkenntniß des Guten und Bösen, des Nützlichen und Schädlichen genügt allein dafür: sondern eine durch Uebung vergrößerte Leichtigkeit und Stärke des Willens, grade den heftigsten Begierden der Sinnlichkeit auch am entschlossensten und beharrlichsten Einhalt zu thun. Das ist das wahre Geheimniß der Erziehungskunst: des Zöglings gefahrdrohende Triebe, Neigungen und dadurch herbeigeführten Geistesrichtungen zu erspähn, und den Stolz seines Bewußtseins, die Kraft seines festen Willens, eben gegen diese am meisten zu spornen. Alles Andre, was man Erziehung nennt, ist Verziehung, tanzmeisterische Dressur, Verzerrtheit.

Der Nachahmungssinn (aus Naturnothwendigkeit ewigen Aenderns und Wechselns im Wirken des wesenden Lebens und Seelischen entsprossen) wird vom Geiste zum Kunstsinn veredelt. Er selber im Reiche seiner endlichen Vorstellungen und Gedanken immerdar wechselnd, und immerdar durch die Sinne zu neuen Vorstellungen geführt, findet allein, in der Mannigfaltigkeit derselben,

Genugthuung. So wird, was im Thiere müßige, zwecklose Neugier ist, im Gemüthe Wissenslust, mit vernünftigem Zweck; und, vom seelischen Sinn für Nachahmung angeregt, sein Nachbilden und Nachgestalten dessen, was ihm die erscheinende Natur zeigt, durch Denken und Wollen, erschaffne Kunstsache. Auch Thiere stellen bewundernswürdige Erzeugnisse auf; aber sie thun es unbewußt und unwillkürlich. Nicht ihre Kunst bewundern wir; sondern die alle Kunst der Menschen überflügelnde Macht und Weisheit in den Wirkungen der Natur.

---

**96. Einfluß des Geistes auf den seelischen Gedächtnißsinn. Entstehn der Imagination (Dichtungsvermögens) und der Phantasie (Einbildungsvermögens).**

Durch keinen der sämmtlichen Innensinne wird der menschliche Geist öfter und mannigfaltiger zur Thätigkeit gerufen; durch keinen wird er sich seiner Herrlichkeit selbstbewußter; auch durch keinen offenbart er, der Natur und Welt gegenüber, diese Herrlichkeit mächtiger, als durch das Gedächtniß. — Was wäre er, ohne Hülfe dieses Vermögens? Zwar dringt zu ihm, durch die Pforten der Außensinne, ein großes Weltall mit tausend Wundern und Wechseln herein; doch einem Gedächtnißlosen würd' es nur das Weltall des Augenblicks sein, und ihm in jedem nächsten Augenblick immer wieder ein andres dastehn, ohne Verbindung mit dem eben verschwundenen, das keine Spur zurückließ. Durch Zauberei des Gedächtnisses wird das Gewesene eine Gegenwart, und der eben an ihm vorüberfliegende Augenblick lebt sogar in der Vergangenheit für ihn bedeutsamer.

Auch die unbegeisterte Seele des Thiers, zumal des Thiers höherer Artungen, freut sich dieser Eigenthümlichkeit. Wenn sie Dinge

gewahrt, die frühern ähnlich sind, wachen in ihr Wiedererinnerungen von denselben auf, in denen sie zu ähnlichen Empfindungen, Gefühlen und Begierden in sich gegensätzlich wird. So im Wachen; so auch, zurückgedrängt durch das Walten des Lebens von den Außensinnen, während des Schlummers, im Traum (69.). Man nennt diese im Gedächtniß wieder erfrischten Bilder der Vergangenheit, welchen nichts entspricht, was die Gegenwart in der Außenwelt zeigt, unwillkürliche Einbildungen. Auch sie sind nur Wiedererinnerungen, aufgestört im thierischen Gedächtniß durch das Spiel der Wechselwirkungen von Leben und Seele, Trieben und Empfindungen, die sich gegenseitig rufen. Sie rufen und gesellen sich zusammen, je nachdem sie, als gleichartige, oder gleichörtige, oder gleichzeitige, einander nahe sind. Sie erscheinen und verschwinden unwillkürlich, als naturnothwendige Ergebnisse des zwischen Leib und Seele des Thiers bestehenden Verbandes.

Auch der Mensch hat diese unwillkürlichen Einbildungen, sowohl wachend, wie träumend, in gesunden, wie kranken Tagen. Sie steigen in ihm auf, ohne daß er sich über ihren ersten Quell Rechnung zu geben vermag; ohne daß er weiß, ob der erste Anstoß durch Regewerden eines Lebens-Triebes, ob durch Berührung, oder Täuschung der Sinne, oder durch ein unbeachtetes Gedankenspiel des Geistes gegeben ward. Und wie jede am wiederholtesten gereizte Artung von Lebens- und Seelenthätigkeit die am leichtesten erregbare wird: erscheinen auch im Gedächtniß die Bilder am schnellsten, welche am öftersten oder am engsten, gerufen worden sind. Die thierischen Einbildungen sind jedoch von den menschlichen dadurch sehr verschieden, daß die letztern heller und wirkender werden, je näher sie dem Lichte seines Bewußtseins stehn. Oft, von ihnen überrascht, und uns selber noch unklar, können wir sie für Wirklichkeiten außer uns halten. Die auf solche Art willkürlos entstandenen seelischen Gespinnste werden zu Gespen-

stern der Abergläubigen, bei zerrütteten, oder abnormbewegten Einzelheiten des Gedächtniß-Organs, zu Faseleien (Allucinationen, Phantasmen u. s. w.), oder zum anhaltenden, einförmigen Tönen einer und derselben Einbildung (fixen Idee), welche, je lebhafter sie ist, um so stärker auf die übrigen Seelenvermögen und Lebensgeschäfte einerseits, und anderseits auf die Vorstellungen des Geistes, einwirkt.

Was die Seele, in ihrem Verbande mit der Natur, von daher unwillkürlich empfängt, gibt sie eben so unwillkürlich an den Geist ab. Dieser aber, in seiner Selbstheit und Willensmacht, behandelt ihre Einwirkungen nach seinem eignen Gesetz. Was ihm die anvermählte Seele überliefert, verwandelt er in gedankliche Vorstellungen. Was ihm Außen- und Innensinne zuführen, wird nur Inhalt und Gegenstand seiner Vorstellungen. Der Nachahmungssinn leitet ihn zur Erfindung von Zeichen für dieselben, zur Schöpfung einer Wortsprache durch Aehnlichkeit der bezeichnenden Töne und Formen mit den bezeichneten Dingen. So wird er nicht nur fähig, seine Vorstellungen andern Geistern mitzutheilen; sondern im seelischen Gedächtniß haften auch die sinnlichen, bildlichen Zeichen bleibender. Wohl denkt der sprachlose Mensch ebenfalls; aber das bildlos und wortlos Gedachte verschwindet fast ohne Spur der Erinnerung. Davon aber hab' ich früher gesprochen (63.).

Nicht nur in dieser Weise einzig wirkt der Geist auf das Gedächtniß ein. Er bereichert dasselbe auch nach eigner Auswahl; oder weckt in ihm Bilder und Gedanken der Vergangenheit, nach seinem Willen; vergleicht, ordnet und beurtheilt sie; löset sie aus einander, oder bringt sie in Einheit von Begriffen, die er wieder in höhere zusammenschmelzt, und aus welchen er seine Schlüsse folgert, gemäß dem Erkenntnißgesetz. Diese Artung seiner Thätigkeit ist sein bildliches Denken. Vom Sinnlichen erhebt er

sich in ihr zum Uebersinnlichen; vom Betrachten der Welterscheinungen zur Selbstanschauung; von dem, was ist, zu dem, was sein sollte, dem Idealen, was ihm die Sinnenwelt nirgends in Vollendung zeigt.

Oder er schafft, was sie ihm nicht zeigt und doch Gegenstand seines ewigen Sehnens bleibt, in sich selber, indem er seine Ideen umkörpert; sie in sinnliches Gewand hüllt; aus den Schätzen des Gedächtnisses, aus allen Bildern, allen Erfahrungen desselben, eine neue Welt baut, geordnet nach dem Gesetz der Vernunft; eine Welt der Wahrheit und Heiligkeit, von Anmuth umflossen. Diese Art und Richtung der Geistesthätigkeit wird Dichtungsvermögen (oder Imagination) genannt. — Im Denken steigt der Geist von den gegebnen und im Gedächtniß bewahrten Erfahrungen zu seinen Urideen empor; im Dichten senkt, oder versetzt er seine höchsten Ideen in das Irdische nieder, als wären sie in der Außenwelt Gegebnes. Im Denker, wie im Dichter, offenbart sich des Geistes schöpferische Kraft, nur in entgegengesetzten Richtungen. Jeder große Denker ist zugleich dichtend; jeder große Dichter zugleich denkend. Alle Dichtungen sind zwar Einbildungen; aber verschieden, wie Imagination und Fantasie*). Dichtungen werden durch Einwirkung des sich bewußten, wählen-

*) Ich bediene mich dieser Worte todter Sprachen in ihrer angenommenen alten Bedeutung, um Begriffsverwechselungen zu vermeiden, und nicht die Richtung der Geistesthätigkeit zu einer besondern Kraft zu machen, da doch der Geist ein und dasselbe wirkende Ursachliche ist. — Die Imagination bezeichnete bei den Römern (auch Franzosen und andern neuen Völkern) das willkürliche Erfinden, Ersinnen, Dichten des Geistes; Fantasie mehr unwillkürliches, seelisches Einbilden (Fantasiren). Fantasus war ein Sohn des Schlafs.

den Geistes auf das ihm dienstbare Gedächtniß; bloße Einbildungen sind unwillkürliche Einwirkungen der Seele auf den Geist, vermittelst Erinnerungen oder Erregungen des Gedächtnisses. — Ohne Gedächtniß besteht weder Einbildung, noch Traum, noch Dichtung. Daher, wenn in der Kindheit das Gedächtniß arm und leer von mannigfaltigen Eindrücken der Sinnenwelt ist, oder wenn im hohen Alter die sprödegewordnen Organe des Gedächtnißsinns ihre Erregbarkeit eingebüßt haben, wird die Schöpferkraft des Dichters, wie des Denkers, vermindert. Dem Dichter ist das mittlere, männliche Alter holder, wenn bei ganzer Lebensfülle und Reizbarkeit der Nerven, im Gedächtniß ein Reichthum der Kenntniß und Erfahrung prangt; dem Denker aber das spätere, erfahrungsreichere Mannesalter, wenn sein Geist weniger von Bewegungen im Gemüth und Einwirkungen der allzu erregbaren Innensinne, in seinem ernsten Geschäft gestört, oder betrogen und irregelockt wird.

---

### 97. Einfluß des Geistes auf den Ahnungssinn. Prophetisches Voraussehn.

Es bleibt mir noch übrig, vom Einwirken des Geistes auf den seelischen Ahnungssinn einige Worte zu sagen. Daß er sich in Thieren und Menschen äußere, ist schon (70.) erwähnt und thatsächlich; zum Theil, als Vorgefühl bevorstehender Naturereignisse, wie Erdbeben, Gewitter u. s. w. ohne Mühe zu erklären, zum Theil schwer, oder gar nicht, obgleich, als Thatsache, vorhanden, wie bei manchen Somnambulen, manchen Nervenkrankheiten, manchen Sterbenden u. s. w. In jedem Fall aber, und wenn Tausende von Beispielen richtiger Vorgefühle und Vorauskündungen uns von der Wahrheit ihres Daseins überzeugen, bleibt ihr prophetischer Ausspruch unzuverläßig, bis die Erfüllung des-

selben eintritt. Denn oft können wirklich erregte Vorgefühle von Naturereignissen täuschen, wenn diese, durch Dazwischenkunft anderer Naturwirkungen, geändert, oder ganz aufgehoben werden, wie beim Vorgefühl von Witterungswechseln nicht selten geschieht. Oft können Voraussagungen im sogenannten magnetischen Schlafe, in Nervenfiebern u. dgl. m. durch Fantasiegebilde der Kranken verfälscht, oder durchaus Träumereien sein.

Auch dem menschlichen Geiste läßt sich ein Vorauserkennen künftiger Zustände und Begebenheiten nicht abläugnen. Dies ist aber ein, in seinem Wissen Gewordenes; ein Vorausberechnen; ein durch Zusammenstellung von Erfahrungen begründetes Folgern des Künftigen aus dem Gegenwärtigen, oder auch ein Folgern des Gegenwärtigen aus Umständen, die nothwendig vorangegangen sein müssen. Vielmals kann der Flug der Gedanken so wort- und zeitlos geschehn, daß das Gedächtniß von ihrer schnellen Verkettung keine Spur zeigt. Der Mensch, vom Ergebniß der Schlußreihe überrascht, erstaunt dann, wie er plötzlich zu dem „Einfall" gelangt sei? Es sei ihm, „wie von Gott eingegeben", meint er; oder es wohn' ihm eine prophetische Gabe bei. Es war wortlos gedachte Berechnung oder Folgerung.

Noch ein dritter Fall ist möglich, und dieser tritt, nicht ohne hohe Wahrscheinlichkeit, besonders in jenen Zuständen menschlicher Krankheit ein, in welchen die Seele beginnt, sich mehr oder weniger von den Organen des Lebens abzulösen. Dies findet nicht selten bei Sterbenden statt, an Vorabenden des Todes. Sie sehen heller in Vergangnes, oder Künftiges. Sie urtheilen wahrer und richtiger, selbst wenn sie, während ihrer gesunden Zustände, Verstandesschwäche zeigten*).

---

*) Der durch Graf Tressan bekannt gewordene Zwerg Bebe am Hofe des Königs Stanislaus Leszinky war ohne Vernunftäußerungen,

Einerseits kennen wir die Erfahrung, daß nur das seelische Wesen allein, nicht der Leib, gewahrt und fühlt; daß das seelische Wesen in gewissen besondern Zuständen des Lebens (im Schlaf, in der Mondsucht u. s. w.) sich empfindend über die Gränzen der mit ihm verbundenen irdischen Hülle verbreitet (70.). Anderseits wissen wir eben so thatsächlich aus Erfahrung, daß die Seele, auch wenn sie die Außentheile ihres belebten Körpers verläßt, oder ihre Sphäre zum Fernsehn erweitert, doch mit dem ihr vermählten Geiste im ungetrennten Verein bleibt und der Geist auf sie, und sie noch auf ihn einwirkend verharrt. Es ist bekannt, daß Nachtwandler zuweilen Handlungen verrichten, welche nicht bloße mechanische, nicht bloße Gewohnheitssachen sind, sondern einen überlegenden Verstand, ein bestimmtes Denken, verrathen; daß Somnambulen nicht nur vernunftgemäß sprechen, Abscheu gegen Unheiliges äußern, Ekel vor Lüge und unreinen Trieben äußern, sondern auch Geschäfte vollziehen, zu denen eine Größe der Geistesthätigkeit erfordert wird, deren sie, bei wachen, offnen Sinnen, sich selber kaum fähig halten. Sollte, unter solchen Verhältnissen, nicht der menschliche Geist, gleichsam schon ohne Vergangenheit und Zukunft, in sein Ewiges eingetreten, und, eingekleidet in seine durch irdische Bande ungefesseltere Seele, zugleich Wissen von Dingen der Vergangenheit und Zukunft sein? Manches bürget für das wirkliche Sein dieses Vermögens. Aber nur

---

ohne Begriff für religiöse Dinge, ohne Vermögen für zusammenhängende Schlußfolgerungen. Seine Fähigkeiten überstiegen nie die eines abgerichteten Affen oder Hundes. — Er starb im Jahr 1764; nach langem Siechen; 23 Jahre alt. Er erwachte erst in den letzten vier Tagen seines Lebens zu deutlicherm Bewußtsein; sprach mit Klarheit verständig; und setzte durch seine richtigen Aeußerungen Alle, die um ihn standen, in Erstaunen.

unklar schauen wir Sterbliche noch Uebersinnliches in einem dunkeln Spiegel.

---

### 98. Parallelismus der Urbedürfnisse oder Forderungen des Lebens, der Seele, des Gemüthes und Geistes

Auch von jenen Erregungen des Gemüthes sollt' ich sprechen, welche durch das Urbedürfniß des Lebens, der Seele und des Geistes erzeugt werden. Wir nennen die lautgewordenen Stimmen dieses Urbedürfnisses Triebe, Begierden, Bestrebungen. So verschieden auch Pflanze, Mensch und Thier sind, und so ganz verschieden die Forderungen ihrer Wesensgesetze, nehmen wir dennoch in den Grundtrieben und Forderungen aller, von der Pflanze aufstufend bis zum Menschengeist, eine gewisse Gleichartigkeit wahr, welche der Beachtung werth zu sein scheint. Ich will versuchen, sie in ihrem Gleichlauf (Parallelismus) darzustellen.

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Leben (Pflanze) | | Daseintrieb. | Entwickelungstrieb. | Nahrungstrieb. | Fortpflanzungstrieb. |
| Seele (Thier) | | Eigengier. | Ungebundenheitstrieb. | Habgier. | Zeugungsgier. |
| Gemüth (Mensch) | | Selbstliebe. | Freiheitsliebe. | Eigenthumsliebe. | Geselligkeitsliebe. |
| Geist | (Wissen) | Unendlichkeit. | Heiligkeit. | Wahrheit. | Vollkommenheit. |
| Geist | (Wollen) | Persönlichkeit. | Freiheit. | Eigenthum. | Sicherheit. |

Der Trieb des Lebens zum Dasein, oder zum Erscheinen, ist nichts anderes, als die ewige Nothwendigkeit der wesenden Natur, sich, ihrer Unendlichkeit, ein Gegensätzliches, Endliches, oder, als wirkende All-Einheit, ein Andres von sich, nämlich eine begränzte Einheit des Mannigfaltigen zu sein. Im Thier wird dieser Trieb, durch seelisches Gefühl, zur Eigengier er-

hoben. Ich finde kein besseres Wort, um die unwillkürliche Begierde, oder den Instinkt des Thiers zu bezeichnen, worin es unbewußt Alles nur seines Selbstes willen thut und ist; gleichsam keine Welt kennt, als nur eine für sein Bedürfniß vorhandne; ohne irgend eine Vorstellung von Leben und Tod, dennoch vor drohenden Gefahren flieht, und für seine Selbsterhaltung kämpft. Im menschlichen Gemüth, in der Veredlung des Seelischen durch das Gesetzthum des Geistes, wird der Trieb der Pflanze, die Begierde des Thiers, zur Selbstliebe erhoben. Der Geist hinwieder hat das Sichselberwollen als ein unendliches Wesendes; oder das Streben nach Unendlichkeit seines Daseins und Wirkens.

Der Entwickelungstrieb des Pflanzenlebens ist wiederum die Nothwendigkeit des Belebenden zum Erscheinen, als Einheitbildendes. Ohne Möglichkeit der Entfaltung des Lebens zur Pflanze, Thier- und Menschengestalt, wäre das Erscheinen des Lebens unmöglich. Im beseelten Thier wird der Trieb eine gefühlte Begierde nach Ungebundenheit zur Stillung der, seiner Leibes- und Lebensentwickelung unumgänglichen, Bedürfnisse. Jeder beschränkende Zwang wird Hemmung und Störung. Der natürliche Stand der Thiere ist der Stand ihrer Wildheit. — Der Geist des Menschen, diese Begierde zügelnd, veredelt sie in sich im Gemüth zur Freiheitsliebe. Ohne Freiheit ist keine Entfaltung der Menschenwürde gedenkbar. Des Geistes Wollen in seiner Freiheit aber ist die Heiligkeit, Streben nach Heiligung, durch Einwirkung des Gerechten und Guten. Er ist unfrei, wenn er der thierischen Natur zum Werkzeug wird.

Der Nahrungstrieb der Pflanze, das sich Aneignen der zur Erhaltung und Entfaltung des Lebens nöthigen Stoffe und Begkräfte, wird zur Habgier des Thiers, welches für seine Gefräßigkeit oder Behaglichkeit, oft mehr begehrt, als ihm Noth thut; Andern den Bissen entreißt, oder darum zornig beneidet.

Der Mensch, reicher an Bedürfnissen, als das Thier, verlangt den Besitz mannigfacherer Mittel. Er hat Eigenthumsliebe; er will Nahrung für Leib und Gemüth und Geist. Des Geistes Nahrung aber ist Wahrheit in der Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse und Erkenntnisse. Unwahrheit sättigt ihn nicht.

Der Fortpflanzungstrieb belebter Gewächse wird im Thier zur Begattungslust, zur Zeugungsgier, die nicht selten in Wuth ausartet, aber auch in manchen Thierarten schon Neigung zu einer Art geselligen Beisammenlebens hervorbringt. Auch beim Menschen ist's wohl ursprünglich dieser Trieb (den die Vernunft, den im Thier aber die Natur, durch die Brunstzeit, beschränkt), welcher zum gesellschaftlichen Verein mit Seinesgleichen führt. Doch durch den Einfluß des Geistes wird das beharrliche Beisammensein der Menschen mit Menschen, zum unentbehrlichen Bedürfniß, zur Geselligkeitsliebe; weil ohne wechselseitigen Austausch der Kenntnisse und Erfahrungen, ohne gegenseitige Hülfe, das menschliche Dasein in pflanzen- oder thierähnlicher Unvollkommenheit verbleiben müßte. Denn des Geistes ewiges Streben nach dem Unendlichen und Unbegränzten, ist ein Streben nach Vollkommenheit, nicht nur seiner selbst, sondern der Zustände gesammter Menschheit.

Mit den Grundtrieben des menschlichen Geschlechts zum Dasein in der Welt, zur Selbstentfaltung seiner Anlagen, zum Erwerb der Mittel dafür und zum gesellschaftlichen Leben für gemeinsame Beförderung und Sicherung von dem Allen, sind auch die Befugnisse nothwendig gegeben, diesen Trieben Genüge zu leisten. So entsprechen den Grundtrieben des Gemüths die Rechte der Menschheit. Die Selbstliebe fordert Recht auf Persönlichkeit; die Freiheitsliebe, Freiheitsrecht; die Eigenthumsliebe, Eigenthumsrecht; die Geselligkeitsliebe, Recht auf Sicherheit, im Verein mit Andern, und durch solchen

Verein (88.). Denn bei Unsicherheit der Befriedigung von den Naturforderungen des Lebens, des Seelischen und des Geistes, wäre Untergang von Allem, weil Unvollkommenheit.

---

### 99. Das höchste Gut des Menschen.

Es bedarf endlich wohl kaum der Erwähnung, daß alle jene Triebe und Begierden, so oft ihre Forderungen laut werden, dem Willen und Gesetz des menschlichen Geistes untergeordnet sein sollen; daß ihre Sättigung nur dann gerecht sei, und nur so lange, als sie dem Gebot der Heiligkeit in uns nicht widerstreitet. Es bedarf ebenso wenig einer Erwähnung, daß die ganze Fülle menschlichen Elends aus der vernunftwidrigen Stillung der an sich unsündigen Naturbegehren quillt; daß Schriftgelehrte, Priester und Afterweise, statt mit frömmelndem Unverstand, oder prahlerischem Ueberwitz, Gott, als den Urheber aller Unvollkommenheiten und Mängel des Lebens, zu bezeichnen, das irre Volk auf den wahren Ursprung seines Elends hinweisen sollten; daß sie, statt die Schöpfung Gottes ein „Jammerthal" zu heißen und mit dem einstigen Uebergang „in die Ewigkeit" zu trösten: hellere, christlichere, nicht heidnische oder alt-hebräische Begriffe von Gott und Ewigkeit verbreiten sollten. Wir gelangen nicht erst in die Ewigkeit, sondern schon sind wir auf Erden in der Ewigkeit Gottes, der im endlosen, allgegenwärtigen All des Vorhandenen, in unserm „Vaterhause", wie es Christus nennt, uns viele Wohnungen bereitet hat.

Nur durch kräftige Selbstherrschaft des menschlichen Geistes über sein Ureigenthum, den beseelten Leib, kann er im Irdischen schon das höchste Gut (das summum bonum) erobern, nach welchem die Sterblichen täglich ringen und welches sie täglich ver-

kennen. Es besteht dieses nicht im Besitz von Reichthümern, Macht, Ehren u. s. w., sondern im Verein dessen, was Leben, Seele und Geist, als Wesentliches für ihr Wesen, verlangen: Genuß von Gesundheit, Gemüthsseligkeit und Selbstachtung. Der Genuß des letztern geht aber beiden andern vor; wird er verloren, sind alle sinnlichen Vergnügen, und das Leben selbst, verächtlich für den, der sich selbst verachten muß.

Dienstbarkeit des Geistes unter der Gewaltherrschaft der Lebenstriebe und Begierden, ist Umsturz und Verkehrung der göttlichen Weltordnung in der Menschennatur. Der Geist, der herrschen und wesen soll für das Unvergängliche, leistet verknechtet dem, der gehorchen soll, Gehorsam für das Vergängliche; und wird Schöpfer des höchsten Uebels, nämlich eigner, innerer Verachtung, unter Unlust und Gemüthsstürmen, in einem kranken Leibe; Schöpfer des Zustandes, der zum Selbstmord reif macht.

Wenn ein Mensch all seine Geistesmacht dem Thierthum in sich zu Gebote stellt, geht nicht nur die gerechte Selbstliebe in rohe Eigengier, die Freiheitsliebe in wilde Ungebundenheit, die Eigenthumsliebe in rücksichtslose Habgier, die Geselligkeitsliebe in Wollüstelei zurück; wird nicht nur alle Geistesthätigkeit, alle Anstrengung des Verstandes für das Ziel jeder herrschenden Gier verwendet: sondern der Geist bringt zu dem Allen noch, aus seinem Wesen, das Verlangen des Unermeßlichen, Schrankenlosen, und Unendlichen, wovon das Thier nicht weiß; eine Unersättlichkeit, unter welcher die Kräfte und Triebe des Lebens und der Seele in langer Ueberreizung verwildern, die dann der Verstand fort und fort zu befriedigen sucht und nicht sättigen kann. — Eben dadurch wird der verthierte Mensch schrecklicher, als das schrecklichste der Thiere; und verachtungswürdiger, als das verachtungswürdigste der Geschöpfe.

Man nennt, und mit Recht, diejenigen Begierden, unter deren

Gebot der Geist den Frohndienst leistet, Suchten. Denn es sind Gemüthskrankheiten, erzeugt durch Schwachheit des sich selbst verwahrlosenden Geistes.

---

## 100. Sittliche Krankheiten des Gemüths, oder die Suchten.

So wird die Selbstliebe, welche an sich nur die, durch Vernunft beschränkte, sinnliche Eigengier ist, zur Selbstsucht. Sie macht den Menschen sich selber zum Abgott, sei es, daß er in selbstgefälliger Eitelkeit sich brüstet; oder daß er, gleichgültig gegen fremdes Wohl und Weh, eigensinnig Alles und Jedes nur für den eignen Nutzen berechnet; höchstens Gutes und Gemeinnütziges bloß dann befördert, wenn damit auch Gewinn für ihn verbunden erscheint. Zwar jedes menschliche Laster kann Wurzel der übrigen werden; aber Selbstsucht ist die Grundwurzel sämmtlicher sittlichen Uebel, ohne welche die übrigen nicht hervortreiben und neue Wurzeln schlagen könnten. Ruhmsucht, Ehrsucht, Geldsucht, Genußsucht, und welche Namen Laster, oder Leidenschaften, führen mögen, sind immer nur Selbstsucht, in anderer Richtung des Strebens. Der Welteroberer und der Taschendieb haben den gleichen Beweggrund, wenn auch nicht das gleiche äußerliche Ziel. Durch sie werden die heiligsten Bande der menschlichen Gesellschaft zerschnitten, indem deren Glieder nichts für sie sind, von denen sie aber für sich erbeuten wollen. Die größten Staaten des Alterthums stürzten, vom Gift der Selbstsucht ihrer Bürger zerfressen, aus einander; und viele Staaten unsrer Zeit erkranken, durch dieses Gift verzehrt.

Der in allen lebenden Geschöpfen heimische Entwickelungstrieb ihrer Anlagen, welcher in der menschlichen Natur durch die Vernunft gebunden, geregelt und zur Freiheitsliebe geadelt wird,

dies Streben Mensch zu sein, im hohen Sinn des Wortes, und sich dazu entfalten zu können, verartet durch Geistesentweihung wieder in Ungebundenheitssucht. Ich weiß kein besseres Wort zu finden, um jene wilde Gemüths- und Denkart zu bezeichnen, welche sich weder durch Vernunft, noch Gewissen, noch Ueberzeugung des Bessern aus Erfahrung, noch durch Gefahr und Unglück zurückhalten, noch durch Gesetze, oder den weisen Willen Andrer beschränken läßt. Eigensinn und Starrsinn sind Artungen dieses Uebels. Abscheu gegen äußern Zwang, der sich keiner andern Ordnung, keiner Zucht, unterwerfen will, als nach dem Gefallen eigner Einsicht, Neigung, oder Gewohnheit, gleich dem unzähmbaren Thier, ist Krankheit. In der Ungebundenheit erreicht die rohe Selbstsucht ihren Gipfelpunkt, wie schön sie sich immerhin zu verlarven wisse. Die falsche Freiheitsliebe klagt über Tyrannei der öffentlichen Zustände; stürzt die bürgerlichen Ordnungen; aber will nicht das Wohl der Menschheit, in deren Namen sie fordert, nicht die Heiligkeit des Menschenrechts, sondern sie will nur sich selbst; nur Recht für sich; Freiheit für sich. So der Wilde in seinen Einöden, der Nomade in seinen Steppen, Vorrechtssüchtige in der civilisirten und barbarischen Welt. Völkerschaften, in Unwissenheit durch den geistlichen und weltlichen Arm niedergehalten, wähnen sich in ungehemmter Befriedigung ihrer niedern, gemeinen Lebenstriebe und Gewohnheiten, frei; und sind doch geistig unfreie Automaten in der Hand selbstsüchtiger, schlauer, erfahrner Obern, die da sprechen: „warum soll man die guten Leute glücklicher machen, als sie sein wollen?“ Der Esel, wenn er Dornen frißt, ist auch glücklich in seiner Haut. In civilisirten Ländern legt Ungebundenheitssucht, die kein Joch ertragen kann, es gern Andern auf. Sie allein will in der Welt sich fesselloser bewegen können. Sie wird Gewaltsucht, Herrschsucht, Eroberungssucht, Despotismus. So entfaltet, in der Wildniß die stär-

kere, oder schlauere Bestie, ihre Kräfte, um das Schrecken der übrigen zu werden.

Der naturgemäße Nahrungstrieb, oder Aneignungstrieb der Pflanzen und Thiere, zur Bewahrung und Veranmuthigung des Lebens, wird unter der Weihe des menschlichen Geistes zur Liebe des Eigenthums erhoben. Er empfing aber die Weihe des Geistes darum, weil dies erworbne Eigenthum nicht nur Mittel wird für eigne Leibesbedürfnisse, sondern auch für ausgedehntere Erfüllung des Heiligkeitsgesetzes; zur Beglückung, Veredlung und Unterstützung Anderer, denen die Mittel fehlen. Alle Tugenden der Menschenfreundlichkeit, aber ohne Mittel ihnen genügen zu können, liegen fruchtlos. Wird hingegen der Menschengeist Sklav reinthierischer Habgier, so erweitert er diese zum Ungeheuern, wie es kein Thier vermag, nämlich zur nimmersatten Habsucht. Diese gestaltet sich vielseitig aus, entweder in Geiz und dessen Nebenlaster, oder in Genußsucht, Gaumseligkeit, Trinksucht, Verschwendungssucht, Verzärtelung durch Lebensbequemlichkeiten u. s. w.

In der Thierwelt ist es der Fortpflanzungstrieb, der eine meistens vorübergehende Geselligkeit der verschiednen Geschlechter, oder der Mutter und ihrer Jungen, instinktmäßig bewirkt; ebenso auch in der Menschenwelt, aber anhaltender. Da lehrt der hellere Verstand die Vortheile des geselligen Lebens kennen. Familien verbinden sich zu Horden, Völkerschaften und Staatsvereinen; weil jeder Einzelne darin, durch Hülfe Aller, leichter Gelegenheit und Mittel erblickt, Kräfte und Anlagen seines Leibes und Geistes zu entwickeln; den gerechten Anspruch auf ein würdiges Dasein geltend zu machen, und stärkern Schutz für Sicherheit seiner natürlichen Rechte, wider Natur- oder brutale Menschengewalt, zu finden. Doch, im Zustande menschlicher Verthierung, verwildert auch der Fortpflanzungstrieb in wollüstige Geilsucht; die Geselligkeit

in ausgelassene Zerstreuungssucht; die Nothwehr für eigne Sicherheit in Grausamkeit; die Bestrafung des Fehlbaren in Rachsucht; die Vaterlandsliebe in Nationalstolz und Nationalhaß.

---

### 101. Laster-Pflege in der Civilisation.

Wird doch selbst der Sinn für das Schöne, diese dem Gemüth gewordne reinste Gabe, während der Verknechtung des Geistes, durch Schlamm übermächtiger Thierbegierden besudelt. Das vernunftlose Geschöpf empfindet kein Wohlgefallen am Schönen. Wie arm aber ein Wilder noch an Begriffen und Worten auch sein möge, er äußert schon Lust an Pracht und Glanz der Farben; Widerwillen gegen Abscheuerregendes; er selbst will dies nicht für Andre sein. Seine Eigenliebe verlangt, daß sein Werth auch von Andern anerkannt, bewundert, geliebkoset werde. Es empört ihn, Gegenstand der Verachtung, oder des Ekels zu sein. Und wenn er es wird, was er doch nicht zu sein wünscht; oder, wenn er sich bewußt ist, das schmeichelnde Lob nicht zu verdienen, dessen er doch werth sein möchte, fühlt sich in ihm die Selbstliebe gedemüthigt; und dies Gefühl geht in leisen Schmerz der Beschämung über. Schamhaftigkeit ist das Gewissen der menschlichen Selbstliebe; die Erfinderin vom Feigenblatte der ersten Aeltern im Paradies; die früheste Warnerin, das zu entfernen, was die Sinne Andrer beleidigt; die Führerin zum Liebenswürdigen und Edeln. Fehlt sie dem Menschen, so lebt er entweder noch im Zustand unmündiger Kindheit; oder in dem noch schlimmern einer selbstverschuldeten Verworfenheit, wo er, ohne Achtung für sich, gleichgültig gegen die der Andern, schamlose Frechheit für Selbstgefühl seines Werthes gibt.

Der Wunsch zu gefallen, geschätzt, geliebt zu werden, ist das natürliche Bedürfen der Selbstliebe. Die Erfüllung des Wunsches gewährt Beruhigung und Zuversicht, nicht ganz werthlos zu sein. Aber sobald Selbstliebe in Selbstsucht entartet, wird auch das Streben nach Andrer Beifall, zur Sucht oder Gemüthskrankheit, zur Gefallsucht, durch Erkünstelung persönlicher Anmuth im Aeußern, welche nach Bewunderung geizt; zur Modesucht, welche, durch Wechsel in Farbe und Schnitt der Gewänder, und im Reiz der Neuheit, Theilnahme für sich aufzufrischen hofft; durch Prunksucht, die den Vorzug des Reichthums prahlerisch zur Schau stellt; durch Originalitätssucht und Fantasterei in Kleidung, im Umgang, in Lebensweise u. s. w., um einiges Aufsehn zu erregen.

Ohne hier, auch nur im Umriß, die ganze Reihe menschlicher Verirrungen und Thorheiten aufzuführen, was ganz außer meinem Zweck liegt, füg' ich bloß eine allgemeine Bemerkung bei, welche, wie richtig sie mir auch zu sein scheint, dennoch lauten Widerspruch erfahren dürfte, zumal in Ländern, wo durch Gesetzgebung, Erziehung und Kirchenlehren, (die nicht Jesu Christi Lehre sind), das Lebens- und Sittenverderbniß gemeine Sache des Volks aller Stände geworden ist.

Jedes Laster nämlich, jede Leidenschaft, jede Sucht ist wirkliche Gemüthskrankheit; eine mehr, oder weniger, theilweise Verstandeslähmung, die entweder durch Verwöhnung und Erziehung, in Begünstigung des Unnatürlichwerdens von Trieben und Begierden, bewirkt wird; oder durch falsche Begriffe und Ansichten, die, dem Geiste künstlich, grundsätzlich eingeprägt, auf Lebenstriebe und Thiergelüste mit anhaltendem Reiz zurückwirken. Das Laster wird in barbarischen und civilisirten Staaten nicht bestraft, bis es verbrecherisch den Rechten Andrer geschadet hat. Es wird vielmehr mit schonender Nachsicht, sogar mit Schmeicheleien, ermuntert. Man nennt es gern nur eine Schwachheit, sogar eine

„liebenswürdige Schwäche“, wenn es nicht zu ekelhaft ist, oder nicht „den guten Ton“ verletzt. Man belohnt es sogar, wenn es öffentlichen Vortheil bringt; baut ihm sogar, wenn es die Staatseinkünfte vermehrt, eigne Laster-Schulen, nämlich in Spielhäusern, Branntweinschenken, Bordellen, Lotterien u. s. w. Nur erst, wenn Ausschweifungen des Lasters, wenn Ueberreizungen der Seelenvermögen, den Lebensbau des Menschen ausgezehrt, verwüstet, das zarte Nervengespinnst verwirrt und zerrissen haben, spricht man von Gemüthskrankheiten und Geisteskrankheiten; und baut Apotheken, Irrenhäuser, Lazarethe für sie.

Bequemen wir uns also nach dem üblichen Sprachgebrauch, wenn wir von dergleichen Krankheiten reden*).

---

**102. Die sogenannten Lebens-, Seelen-, Gemüths- und Geisteskrankheiten.**

Wenn Pflanzen, Thiere oder Menschen erkranken, ist es nicht das sie belebende Wesen, welches seine Gesundheit eingebüßt hat. Das Wesende ist an sich das ewig in sich Gleiche und Unwandelbare, und wird nur ein Anderes, Endliches, Erscheinendes von sich, in seinen Wirkungen. Indem das Leben die Stoffe und Bewegkräfte zu einem Einheitsgebilde verbindet und gliedert, nach

*) In allen Ländern steigt, mit der Civilisation, die Zahl der Verbrecher aus sehr erklärlichen Ursachen; eben so die Zahl der Wahnsinnigen und Verrückten. Nach meinen Vergleichungen der Berichte von Irren in verschiednen Ländern, ist ein Viertheil derselben aus religiöser Schwärmerei, ungefähr eben so viel aus Hochmuth oder Liebe, mehr als ein Viertheil aus Unmäßigkeit, wahnsinnig geworden.

seinem Gesetzthum, können diese Wirkungen durch mächtigere Gegenwirkungen beschränkt, gehemmt, theilweis oder ganz aufgehoben werden, nicht das Wirkende selber. Solche Hemmungen und Störungen in den naturgemäßen Geschäften des Lebens zum Bau seines gegliederten Werks, werden mangelhafte Erscheinungen desselben, leibliche Krankheiten, Mißbildungen. Sind dergleichen Mängel und Mißbildungen nicht schon im Samen vorhanden, durch ihn überliefert und vererbt, oder durch mechanische Verletzungen des Lebensbaues hervorgebracht: so können sie auch durch Mangel, Uebermaß oder Unangemessenheit der dem schaffenden Leben zu Gebot stehenden Stoffe und Bewegkräfte entstehn; oder durch zu große und zu geringe Bethätigung einzelner Lebenswirksamkeiten und des Wechsels darin; oder auch durch jähen Uebersprung von einer Art der Erregung zur entgegengesetzten, zum Ungleichen und Unverwandten, während das Gebot der Natur allmäligen Uebergang vom Gleichartigen zum Gleichartigen heischt.

Wirken solche Störungen nur auf die untergeordneten Organe und Triebe des Lebens ein, die zu seiner Erhaltung dienen, so treten Mißbildungen und krankhafte Zustände des Leibes ein, welche vermittelst der Arzneikunst, durch Beseitigung der Hindernisse, oder Irrleitungen der Lebensthätigkeit, oft geheilt werden können. Im Seelischen verkündet sich, durch Schmerz und Mißstimmung, jener unvollkommene Zustand. Werden aber die Grundtriebe, die allgemeinen Bedingungen, unter welchen das Leben wirksam sein kann, unerfüllt gelassen, so wird Zerrüttung und Verartung des ganzen Lebensbaues die Folge davon, und der Schmerz des Seelischen so gewaltsam, daß, mit Erschütterung und Verwüstung von dessen zarten Organen, selbst die Thätigkeitserscheinungen des Geistes gehemmt oder geirrt werden. Furcht und Schrecken, bei Gefahr der Lebenserhaltung, oder für sie erregter Zorn, können zum Wahnsinn und zur Raserei

treiben; eben so der unbefriedigte Hunger, und der ungestillte Zeugungstrieb.

Wird aber die Lebenswirksamkeit in den Werkzeugen der seelischen Innensinne gestört und irre geleitet, das Organ selbst dadurch verletzt, theilweis oder gänzlich mangelhaft: so wird sich die Seele auch nur mangelhaft durch dasselbe äußern können, und eben so, vermittelst des Seelischen, der Geist. Denn wie schon, bei fehlerhafter Beschaffenheit der äußern Sinnwerkzeuge, des Auges, des Ohrs rc. rc. die Seele unvollkommner von Außendingen zu Empfindungen und Gewahrungen erregt wird, und durch diese im geistigen Bewußtsein nothwendig unvollkommene Vorstellung von Dingen der Außenwelt: eben so auch bei fehlerhaftem Zustande der innern Sinneswerkzeuge. Die Mängel derselben werden aber unstreitig durch die nämlichen Ursachen herbeigeführt, welche ich eben vorhin, als allgemeine der Lebensstörung im Schaffen des leiblichen Gebildes, erwähnt habe, und können eben sowohl durch unangemessene Erregung und Bethätigung des Lebens von Seiten der Außenwelt, als von Seiten des geistigen Einwirkens stammen. Die dadurch gewordenen Hinderungen und Beschränkungen der Seele, wie des Geistes, rein und vollkommen ihre Wesenheit erscheinen zu lassen, werden gewöhnlich Seelen-, Gemüths- und Geisteskrankheiten geheißen. So wenig das wesende Leben aber in sich selbst verderben und erkranken kann: eben so wenig auch die Seele und der Geist, in eigner Urheit.

Bloße Seelenkrankheiten, wie wir sie nennen müssen, also ohne Mitthätigkeit des Geistes, können wir nur an Thieren beobachten; und doch nur selten, wenn wir nicht dazu auch Blindheit, Taubheit und andre Gebrechen der Außensinne rechnen wollen. — Es gibt also eigentlich nur Gemüthskrankheiten, von denen man die sogenannten Geisteskrankheiten allein dadurch unterscheidet, daß diese sich, als mangelhafte, oder gänzlich gehinderte Fähigkeit

zu Aeußerungen des Verstandes im Begreifen, Urtheilen und Erkennen, offenbaren.

---

### 103. Verderbniß der innern Sinne.

Bei Gemüthskrankheiten ist selten, oder nie, nur ein oder das andre Organ des innern Sinnes in unregelmäßigem Zustande, ohne daß nicht auch die übrigen Innensinne, bei vollständiger Gesundheit ihrer Werkzeuge, ins Mitleiden gezogen werden sollten. Am leichtesten aber wird vom Leiden eines jeden der Gedächtnißsinn bewegt; er der, möcht' ich sagen, mit dem Geiste am nächsten in Berührung steht; durch den dieser den Stoff seiner meisten Vorstellungen empfängt, und in dessen Reichthum er selbstschöpferisch, zur Imagination, oder Einbildungskraft, wird.

Ohne Gedächtniß würde der Gefühlsinn nur vorübergehend, oder flüchtig, aufgeregt werden, und Lust und Unlust eben so schnell verschwunden, als vergessen sein. Aber das Gedächtniß bewahrt oft mit allzustrenger Treue, die Gegenstände des Abscheu's und der Liebe, und verjüngt die Gefühle des Zorns, der Freude oder Trauer, noch in späterer Zeit. Allzureger Gefühlsinn äußert sich krankhaft in Empfindelei und Empfindlichkeit; oder in jenen beständigen Aufwallungen der Enthusiasten, die bei den geringsten Anläßen außer sich, in Entzücken, gerathen; oder in der Trostlosigkeit einer zügellosen, wie einer stummen Trauer um Verlornes, welche verderbenvoll auf die Lebensgesundheit zurückwirkt, und, durch Zerrüttungen im Gedächtnißorgan, wahnsinnige Einbildungen bleibend macht. Der Druck gewisser innerer Empfindungen des Körpers, von anhaltenden Gefühlen der Bangigkeit begleitet, kann nicht nur das Urtheil des Leidenden auf die seltsamste Weise über die Ursach des Uebels irre führen,

sondern auch die Vorstellung von dieser Ursach in eine immer wieder tönende des Gedächtnisses umschaffen. Ich rede von den Grillen und Einbildungen, die in manchen Zuständen der Schwermuth (Hypochondrie, Melancholie) laut werden.

Der Sinn der Aufmerksamkeit kann durch zu große oder zu geringe Beweglichkeit fehlerhaft erscheinen. Im erstern Fall führt er zum flatternden Alles- und Nichtsbeachten; zur zusammenhanglosen Geschwätzigkeit; zur Gedankenzerstreutheit und sogenannten Ideenflucht; im andern Fall zur stumpfsinnigen Gleichgültigkeit, oder Unachtsamkeit; oder auch zu einer sogenannten Abwesenheit des Geistes, der, mit irgend einem Gedanken beschäftigt, die Vorfälle der Gegenwart nicht bemerkt, und sich nicht leicht in diese zurückfinden kann.

Aus allzumächtig herrschendem Gewohnheitssinn entspringt nicht nur die lächerliche Spießbürgerei, welche selbst oft den Fortschritten der Geistesentwickelung hinderlich wird, sondern auch, rückwirkend auf Lebensthätigkeit, eine Krankheit des Heimweh's, welche meistens Erbtheil bildungsarmer Bewohner einsamer Gegenden zu sein pflegt.

Lebhafter Nachahmungssinn, verbunden mit einer reizbaren Imagination, verartet nicht nur zu einer thörichten Nachäffungssucht, sondern stürzt mit seiner sympathetischen Gewalt zuweilen in unheilbares Unglück. So wissen wir z. B., daß Personen, durch das Beobachten und sich in den Zustand von Fallsüchtigen hineinsinnend, selber epileptisch geworden sind, oder, daß ein glücklich erkünstelter Wahnsinn endlich zum wirklichen wurde.

Aber die große Mehrheit aller Krankheiten des Gemüths entspringt offenbar, wie schon gesagt, aus Lebensfehlern, oder eigenartigen Zuständen im Bau der Gedächtnißorgane. Wir wissen, daß die Gedächtnißfähigkeiten bei allen Menschen verschieden sind. Einige Personen sind fast unvermögend, sich abgezogene und reine

Begriffe und Urtheile zu vergegenwärtigen; andre haben ein mangelhaftes Orts-, andre ein schwaches Zahlengedächtniß. Doch die meisten behalten, gleich den Thieren, am leichtesten bildliche, durch die Außensinne gegebne Vorstellungen. Sind die Gedächtnißorgane gänzlich durch irres Schaffen des Lebens zerrüttet oder gelähmt, wie beim vollendeten Uebel des Cretinismus, daß darin kein Eindruck haftet, keine oder nur dürftige Erinnerungen darin wach werden: so ist damit die Möglichkeit alles Lernens aufgehoben; so fehlt zu Vorstellungen deren Inhalt, oder die Bezeichnung derselben durch Wörter; so brüten Leib und Seele in dumpfer Gedankenlosigkeit hin. Ich habe Cretinen gesehn, die in ihrer Mißgestaltung, nur reinthierische Bedürfnisse und Gewöhnungen äußerten, ohne jemals ahnen zu lassen, daß ihnen auch nur das leiseste Gefühl des Rechts, oder Unrechts beiwohne. Es bleibt mir noch jetzt zweifelhaft, ob sie, ihrer Menschengestalt ungeachtet, wirkliche Menschen waren; ob sich in solchem verzerrten Lebensgebilde ein geistiges Wesen dem seelischen habe anschließen können? — Dumme und blödsinnige Personen, die schwer begreifen, Sachen mit einander und Wörter verwechseln, unrichtig auffassen, Aufgefaßtes wieder leicht vergessen, stehen jenen am nächsten. Sie haben ein theilweis unthätiges, das heißt, für manche Dinge ganz unempfängliches, oder überhaupt ein sehr unempfindliches, sprödes Gedächtnißorgan. Leer an zu behaltenden Eindrücken, vermag der Geist auch nicht, sie zu erneuern. Bei dieser Dürftigkeit an Gedächtnißbildern, ist unvermeidlich, daß der Geist nur mit den wenigen seinen Verkehr treibt, die er vorfindet; daß er unrichtige Begriffe bildet, weil ihm Anknüpfungspunkte mit andern unentbehrlichen fehlen; Dinge mit einander verbindet, die wenig oder nichts mit einander gemein haben, weil er keinen bessern Inhalt zu Vorstellungen empfangen hat. Aus dem gleichen Grunde begreifen junge Kinder, bei der Armuth ihres Gedächt-

nisses, beim Mangel der Mannigfaltigkeit von Kenntnissen und Erfahrungen, das ihnen Gesagte falsch und fällen sie oft irrige Urtheile.

Hinwieder treten nicht minder traurige Erscheinungen andrer Art bei Personen hervor, welche, im Gegensatz von jenen, bei allzureizbaren, rührigen Werkzeugen des Gedächtnisses, daher auch mit lebhafterer Imagination, von irgend einer Begierde, oder einem Wunsche, anhaltend getrieben werden. Die entfernteste, die leiseste Berührung verjüngt in ihnen sogleich die Erinnerung an den Gegenstand, der sie beschäftigt hat. Und gleich wie eine lange gedauerte Tanzmusik, auch wenn sie beendet ist, noch immer in den Ohren fortklingt: so werden Bilder und Vorstellungen, die sonst durch Willkür hervorgerufen wurden, zuletzt unwillkürlich erscheinen, und beharrende Einbildungen, sogenannte fixe Ideen, werden. So entspringen durch theilweise Ueberreizungen der seelischen Gedächtnißorgane krankhafte Gemüthszustände, bei sonst vollkommen gesundem Körper. Es entstehen durch theilweise Zerrüttungen jener Organe, Zustände, in welchen der Wahnsinnige zwar ganz richtig in seiner Art denkt, aber doch unter falschen, ihm durch Imagination gegebnen Voraussetzungen, die er für Wirklichkeiten hält. Oft ist die sogenannte Verrücktheit ein, während leiblichen Wachseins, eigenmächtiges Spielen, oder traumartiges Selbstschaffen der Seele (69.) unter den Gedächtnißbildern, während der Geist, diese Bilder für Wirklichkeiten der Außenwelt haltend, nach ihnen urtheilt und seinen Willen bestimmt, wie dies zuweilen auch bei gesunden Personen im plötzlichen Erwachen aus einem lebhaften Traum im Schlafe, oder im Zustande völliger Betrunkenheit der Fall ist. Ich will nicht die mannigfachen Artungen und Stufen des Wahnsinns auseinandersetzen. Sie erleiden, je nach Verschiedenheit ihrer ersten Quellen, und nach der Mächtigkeit des sie begleitenden Gefühls, vielfache Abweichungen

unter sich. Am meisten werden sie durch unmäßige Furcht, unmäßige Zuneigung, unmäßige Selbstschätzung (Hochmuth), allzubegierige Ergreifung irgend einer wissenschaftlichen Aufgabe erzeugt.

Aber statt der theilweisen Anstrengung und Ueberreizung, oder Verwöhnung, in einzelnen Verzweigungen des Gedächtnißorgans, kann dieses auch krankhaft, und in solchem Grade allgemein-beweglich, ich möchte fast sagen, flüssig geworden sein: daß, bei Anregung einer einzigen Erinnerung, einer einzigen Vorstellung, alle zugleich laut werden und den Geist aufregen. Dann fehlt jedes Festhalten eines Gedankens; die Aufmerksamkeit wirft sich nach allen Richtungen. Es wird zusammenhangslose Geschwätzigkeit; sinnloses Durcheinanderreden. Aehnlichkeit damit haben Delirien in heftigen Fiebern, wo das gesammte Nervengewebe der Innensinne stürmisch erregt wird.

---

## 104. Geisteskrankheiten. Politischer und religiöser Wahnsinn. Verkehrtheit des Verstandes.

Wohl sollt' ich auch von Geisteskrankheiten reden, unter welchen man gewöhnlich Mangel des Erkenntnißvermögens, vermeinte Gebrechen des Verstandes begreift. Es ist hier nicht nöthig zu wiederholen, daß der Geist in seiner Wesenheit nicht erkranken könne; so wenig, als das wesende Seelische und Belebende. Er bildet Wahrnehmungen, Begriffe, Urtheile und Erkenntnisse nach dem gleichen Gesetzthum im weisesten, wie im gedankenlosesten und irresten Menschen. Der Mangel in den Aeußerungen von Vernunft und Verstand liegt daher nothwendig außer ihm selbst; sei es in Schwäche und Gebrechlichkeiten der innern Sinneswerkzeuge (73.), besonders des Gedächtnisses (68.); oder im falschen Inhalt, welcher dem Gedächtniß beigebracht und darin

unablösbar bleibend geworden ist. Wer wird den Blindgebornen für geisteskrank halten, wenn er die rothe Farbe mit Trompetenschall vergleicht? oder den Greis im hohen Alter für wahnsinnig, wenn er kindisch geworden ist, weil seine Gedächtnißnerven den Dienst versagen? Der Geist äußert sich nur vermittelst seines Seelischen und dessen vom Leben gebauten Organe; und vergleicht, urtheilt, richtet nur über das in seiner Eigenständlichkeit, was ihm im Kenntnißschatz des Gedächtnisses vorräthig liegt. Schwäche des Verstandes ist also nicht sowohl Mangel oder Krankheit des Geistes, als vielmehr Mangel und Untauglichkeit der Innensinne; ein Dasein des Stumpfsinns. Mit unvollkommnen Werkzeugen wirkt auch der Meister unvollkommen. Auch hat Erfahrung gelehrt, daß Wahnsinnige und Stumpfsinnige kurz vor ihrem Tode zu voller Geisteskraft gelangt sind (97. a.); oder, wie man zu sagen pflegt, „zu vollen Sinnen" gekommen sind; sei es, daß ihre Organe andre Stimmung erhielten, oder daß ihre Seele, schon meist von denselben entbunden, dem Geiste freier dienen konnte. So ist auch der Geist nicht krank, wenn er Wahres und Falsches, Gutes und Böses, Schönes und Häßliches, Gewesenes und Vergangenes verwechselt, und nicht mehr unterscheiden kann, sobald ein durch betäubende Getränke und Speisen, oder durch heftige Gemüthswallungen und Leidenschaften u. s. w. erregter fieberhafter Rausch ihm den freien Gebrauch der Sinneswerkzeuge entrissen hat.

Beinah aber könnte man sich versucht fühlen, politischen und religiösen Aberglauben, und die sich aus beiden entwickelnde bürgerliche und kirchliche Schwärmerei, zu wirklichen Geisteskrankheiten zu zählen. Sie entspringen keineswegs, wie der Großtheil aller andern, aus Schwächen und Gebrechen des menschlichen Körpers und fehlerhaften Bildungen der Sinnenmittel, sondern werden im Geiste selber durch falsche Nahrung, die im Gedächtniß liegen bleibt, erzeugt. Solche Krankheiten verwirren Be-

griffe, Urtheile und Willensentschließungen; und zerstören erst, vom Geiste aus, nur zu oft Gesundheit und Leben des Leibes. Wie der menschliche Leib durch die ihm dargereichten Nahrungsmittel, je nach Beschaffenheit derselben, gesunden oder erkranken muß: so ist auch des menschlichen Geistes gesunder Zustand vorzüglich von der Nahrung abhängig, die ihm zu Theil wird. Seine Speise aber sind Kenntnisse, durch Lehre, Erziehung und Erfahrung gegeben. In der Nothwendigkeit seines Wesens, fordert er Wahrheit, statt Irrthums oder Lüge, und Selbstwahl im Geschäft der Erkenntniß, auf daß er die eigne Kraft darin übe. Jede Nöthigung, fremdem Urtheil, ohne eigne Prüfung, nachzuurtheilen, wird zugleich sein Vorurtheil sein; und jeder blinde Gehorsam des Glaubens, Knechtschaft des Geistes, welcher, Freiheit zu bewahren, das ewige Recht hat.

Aber auch inmitten des blödesten Aberglaubens, der schreiendsten Irrthümer, in welchen der Menschengeist Sinnliches und Uebersinnliches verkehrt sieht, und verkehrt behandelt, ist er in seiner Wesenheit der Unerkannte. Er nimmt nur die Welt und ihre Verhältnisse als solche, wie sie eben seinem Gedächtniß überliefert sind durch Schule, Kirche und Landesgesetze; er wirkt darin, wie der Wahnsinnige unter seinen beharrlichen Einbildungen; hält den gewohnten Irrthum für ehrwürdige Wahrheit, und, das dafür verübte Verbrechen, für heiliges Streben, für gottgefälliges Werk. Je reizbareres Gefühl und je lebendigere Imagination den mit Irrthum aller Art, mit Aberglauben und Vorurtheilen genährten, Geist begleiten: um so leichter geht er zu jenen politischen und religiösen Schwärmereien über, in denen er staatsumwälzerischer Weltverbesserer werden, oder das Rad der Zeit, den Fortschritt der Menschheit, rückgängig machen will; Geisterseher wird; göttliche Eingebungen hat; oder in frommer Glaubenswuth (Fanatismus) denen, die nicht erkennen, wie er, Kerker,

Scheiterhaufen, Blutgerüste, baut. — Wehe den falschen Lehrern; Gnade den Irrenden!

---

## 105. Heilmittel, oder Verwahrungsmittel, gegen seelische und geistige Krankheiten.

Die herrschendste Gemüthskrankheit ganzer Völker ist in der That bürgerlicher und kirchlicher Wahn, der Millionen Sterblichen das flüchtige Dasein vergiftet. Die Menschheit wird gesunden, wenn Freiheit der Erkenntniß aufhört, Verbrechen zu sein. Schwerer sind die Rettungsmittel andrer Seelen- und Geistesbedrängungen zu finden, die aus organischen Fehlern des Leibes hervorquellen. Noch ist im Gebiet der Heilkunde das geheimnißvolle Reich der Nerven, das Eigenthümliche ihrer Beschaffenheit, Verflechtung, Bestimmung, Nährung und Bethätigung, von undurchdringlicher Finsterniß bedeckt. Wird je ein Strahl der Wissenschaft da hineinleuchten? Vielleicht ist eben diese ewige Nacht ein Mahnen der Natur für das menschliche Geschlecht, daß es das einzige, allein wirksame, vom Grund aus gegen Gemüthskrankheiten sichernde Mittel ergreife; naturgemäße Einfachheit der Lebensweise in Nahrung, Trank und Befriedigung der Triebe; Verhütung der Ehen unter Ungesunden, oder in zu naher Blutsverwandtschaft; Mäßigung in Allem. Nur Rückkehr zur Einfalt der Natur, nicht Kampf wider ihr unabänderbares Gesetz, rettet vom Elend des Gemüths. Thiere, in naturgemäßer Freiheit, Menschen, noch nicht durch Barbarei und Civilisation irre, kennen jene Zerrüttungen der Lebenskräfte selten oder nie, über welche unser Zeitalter schmerzlicher und allgemeiner, als das Alterthum, klagt. Hätten wir in Städten und Dörfern eben so viele vollmächtige Gesundheits-

wächter, als Krankenärzte, würden Millionen ihr Dasein segnen, welches sie heut beweinen.

Die meisten Gemüthskrankheiten sind unheilbar, wenn sie sich einmal jahrlang ins Nervenleben eingewurzelt haben. Bei ihrem Beginnen kann oft große Zerstreuung, Gefühle mächtig aufweckende und beschäftigende Musik, anhaltende Abziehung der Aufmerksamkeit von der beharrlichen Einbildung, hülfreich werden; gleichwie auf langen Reisen, bei einzelnen Personen und ganzen Völkern, Aberglauben und Vorurtheile am leichtesten verfliegen.

Aber in diesen Blättern kann nicht der Ort sein, umständlicher von Seelen-Heilkunde zu sprechen.

---

### 106. Die Natur nicht und nicht der Geist sind ausschließlich das All und Eins und Höchste.

Vielleicht ist es nöthiger, mich über eine Bemerkung zu erklären, die beim Lesen meiner Ansicht der Natur und Welt in Manchem aufsteigen möchte. Denn, indem ich das Wirken und Gegenwirken des in Stoffen und Bewegkräften wesenden Sachlichen, so wie die Einwirkungen und Rückwirkungen des Lebens auf diese und Seele und Geist, und dieser beiden hinwieder auf das Ganze im Menschen, auseinander setzte, gleichsam zergliederte und zerstückelte, könnte es das Ansehn gewinnen, als wäre der Mensch, wie das gesammte All des Vorhandenen, ein vielfach zusammengesetzter Mechanismus; ein mannigfaltiges in einander greifendes Treib- und Räderwerk, worin die ewige Nothwendigkeit zuletzt der das All bewegende Gott wäre; und wohl eine Vereinigung von Wesen, aber keine Einheit des Wesens bestände. Und doch ist sich niemand eines solchen Ueberganges von

auf einander folgenden Erregungen durch Stoffe, Bewegkräfte, Leben, Seele, Geist, und wieder durch die ganze Kette zurück, auch bei sorgfältigster Selbstbeobachtung bewußt. Alles geschieht in uns gleichzeitig; ich sollte sagen zeitlos. Jeder äußere Eindruck ist zugleich Gedanke; der Gedanke und Wille, zur Bewegung eines Gliedes, aber schon die Bewegung selbst. In jeder Thätigkeit der Imagination ist zugleich Thätigkeit des Gefühls, Aufmerksamkeit, Nachahmungssinn, Gewohnheit, Urtheil, Wille, regere Lebensbewegtheit in Nerven, Blut, Muskeln, u. s. w. vorhanden, ungetrennt, wie Eins und Dasselbe. Wer wollte es läugnen?

Die wesende Natur, sie in ihrer Urheit, ist nur das Eine und Gleiche in sich; ist wirkend, ein sich gleichartiges Andersſein, Gegensatz des Unbestimmbaren ihres Selbstes zum Bestimmbaren; ist, im Reichthum ihres Wesens (für den Geist) in unterscheidbaren Beziehungen sich äußernd. Sie ist die in sich sachlich-allgegenwärtig-wirkende, selige Einheit; gleichwie der Geist in sich das im Wissen wollende Wirken ist. Natur und Geist sind wesend zeitlos, d. i. ewig. Zeit ist nur Bezeichnung der Endlichkeit des Bewirkten (30.). Aber nicht die Wirkungen sind auch zugleich das Wirkende, sondern nur das Bewirkte; die Gedanken nicht zugleich das Denkende; sondern das Ur- und Sachliche der Natur, wie des Geistes, wirken in sich, und dabei zeitlos. Natur und Geist, wohl im Erscheinen unterscheidbar, sind wesend untrennbar, in Einheit wirksam. Es ist nur ein All-Eins, dessen Vollendung wir Sterbliche nicht kennen. Was wir Natur nennen, ist nur die Tiefe des unendlichen All-Eins, gleichsam nur Unterlage oder Basis des Geistes; der Geist ist ihre Verklärung, ein Schimmerlicht aus unbekannten, fernen Höhen des unendlichen, allgegenwärtigen Eins und Alls.

Wohl herrscht im ewigen Spiel des Wirkens und der Wirkungen eine unzerbrüchliche, starre Nothwendigkeit. Aber diese Nothwen-

digkeit ist eben die Wesenheit der Natur selbst, ist ihr Wirkens-Gesetzthum, ohne welches sie nicht wesen und wirken könnte. Wie gesagt, ist sie aber nicht selber das All und Eins der vorhandenen Unendlichkeit, sondern nur die Tiefe desselben. Der Menschengeist über dieser Tiefe schwebend, sich selbst, seiner Wesens- und Wirkensnothwendigkeit angehörend, weiß sich schon, was der ganzen Natur nicht eigen ist, in seinem Wirken wählend. Er weiß sich, als Nothwendigkeit, in der Weise seines Erkennens und Denkens; als Nothwendigkeit auch in Gang und Weise seines Erregtwerdens und Erregens. Aber auch Wahl und Freiheit zur Selbstbestimmung im eignen Wirken, ob nach den Forderungen des Höhern und Heiligen in ihm, oder der Natureinwirkungen, ist sein Eigenthum (80.). — Triebe (Nothwendigkeiten des Wesenden zum Wirken) sind in der Natur; sie sind auch im Geiste, aber andersartige, hier denn dort. Im Geiste kündet sich (als Aeußerung seines Gesetzthums), ein Trieb zum Wahren (im Erkennen), zum Heiligen (im Wählen). Die Natur offenbart nichts davon.

Und dies Streben nach Wahrheit und Heiligkeit ist Streben nach Selbstvollendung des Geistes im Ewigen; Ringen des Geisterreichs zur Vollkommenheit. Daher, wie ein Fortschreiten in der Entwickelung des einzelnen Sterblichen, ist ein Fortschreiten gesammter Menschheit, seit sie von sich selbst weiß, wahrnehmbar. Ein Zeuge der Vervollkommnungsfähigkeit (Perfektibilität) und der wachsenden Vervollkommnung, ist uns die ganze Weltgeschichte geworden. Zwar haben wir von derselben nur eine Kunde von kaum sechstausend Jahren. Doch auch diese genügt schon, als unverwerfliches Zeugniß. Wird unser Geschlecht einst die Geschichte von zwölf Jahrtausenden besitzen, um wie viel glänzendere Thatsachen wird solche für die Fortschritte der Menschheit in Er-

kenntniß und Veredlung aufweisen? — Die Civilisation mehrerer Völker in unserm Zeitalter ist, ungeachtet aller ihrer Verirrungen und Gebrechen, schon Aufschwung von der Stufe der Barbarei zum Hochmenschlichen (75.).

---

### 107. Fortschreiten der Menschheit.

In allen ihren Sphären tritt die Natur, gegensätzlich in sich werdend, immer weiter zu Ordnungen, Geschlechtern und Arten der Geschöpfe aus einander; alle wieder unter sich in Körperbau, Lebensweise, Trieben und seelischen Fähigkeiten verschieden. Wie mannigfach ist die Familie der Hunde, vom Dächsel zum Pudel, vom Windhund zur Dogge; aber auch Schakal und Wolf gehören dazu. Diese Mannigfaltigkeit nehmen wir in den Geschlechtern der Bären, Katzen, Affen u. s. w. wahr. Nur im Geschlecht der Menschen fehlt sie, dem wahrscheinlich jüngsten auf der Oberfläche des Erdballs. Zwar Himmelsstrich, Boden und Nahrungsmittel erzeugen auch in ihm Abweichungen der Knochenbildung und Farbe; aber der Menschenschlag von Kaukasern, Negern, Mongolen, Malaien, Kupferfarbnen, u. s. w. bietet keine so große Verschiedenheit dar, als unter den Thierarten der nämlichen Gattung, die Ungleichheit der Raffen. — Doch nicht dies ist der eigentliche Vorzug des Menschen. Der Mensch erhält ihn durch die Begeistung seines Körpers. Alle Sterbliche haben ein und dasselbe Gesetzthum mit einander gemein; gleiche Formen des Denkens; gleiches Streben nach dem Wahren, Heiligen und Schönen; gleiches Bewußtsein des Unendlichen in ihren Urideen; gleiche Wahlfreiheit. Im Reiche der Geister sind keine Geschlechter, Gattungen und Arten; nur verschiedene Stufen ihrer Emporbildung zum Vollendeten. Und alle, auf jeder Stufe,

sind mit Sehnsucht nach Vollendung erfüllt; und alle ringen aufwärts, sich in ihren mannigfaltigen Verhältnissen und Zuständen einer Fähigkeit zur Vervollkommnung bewußt.

Unter der unwandelbaren Gleichheit ihrer Gesetze verharrt die Natur, wenn auch nur seit der Mensch sie kennt, beim Wechsel ihrer Erscheinungen mit Gleichförmigkeit. Stoffgebilde, Pflanzen, Thiere sind heut nicht anders, nicht wunderbarer und vollkommner, als vor Jahrtausenden. Aber wie anders steht das über den Erdball verbreitete Menschengeschlecht, denn wie vor Jahrtausenden. Wohl ist's noch dasselbe, seiner Gestalt, seinen Lebenstrieben, Begierden und Gefühlen und Allem nach, was ihm die Natur aus ihrem Machtkreis verlieh; nicht aber überall mehr ist's, was es uranfänglich, dem Geiste nach, gewesen ist. Wer läugnet, oder bezweifelt das Fortschreiten der Menschheit in Kenntniß und Erkenntniß, in sittlicher Veredlung, in schönern Gefühlen? — Mag uns dies Fortschreiten im Lauf der Jahrtausende langsam dünken: aber es ist thatsächlich vorhanden. Wie sich der Säugling allmälig von der Thierheit entstrickt; so die Menschheit, welche sich immer mehr entthiert.

Wahr ist's, weise und tugendhafte Männer, edle und freie Geister, haben auch längst vor uns gelebt; aber wer stellt es noch in Frage, daß sie nicht in größerer Zahl unter allerlei Nationen heutiges Tages gefunden werden, zumal unter Nationen, denen das Gotteslicht Christi leuchtet? Wahr ist's, einst auch hatten Athen und Rom, Korinth und Karthago begonnen, das Thierfell der Barbarei abzustreifen. Aber wie einst nur wenige, einzelne Städte, so glänzen, und heller in unsern Tagen, große Völker, und zum Theil einige Welttheile. Wahr ist's, jene Glanzpunkte sind längst erloschen; Tyrus, Sidon, Babylon, wie Memphis, Said und Meroe liegen in Trümmern; aber Untergang einzelner Reiche, Rückfall einzelner Völker, ist nicht Untergang, oder

Rückfall der Menschheit in alte Wildheit und Finsterniß. Wahr ist's, auch unter den gesittetsten Nationen unsrer Zeit erblicken wir noch Wilde, Halbwilde und Barbaren in Menge, wie sie die Vorwelt sah; inmitten christlicher Tempel, noch das alte Heidenthum. Aber auch unter Heiden, Juden, Mahomedanern, Brahmanen, Buddisten u. s. w. wohnen Tausende, die „Gott fürchten und recht thun; ihm angenehm (Ap. Gesch. 10, 35.)“ Wahr ist's, daß von den acht- bis neunhundert Millionen Menschen auf Erden sich kaum der fünfte, oder sechste Theil bis zur Stufe der Halbbarbarei, oder Civilisation erhoben hat; aber vor wenigen Jahrtausenden sah man auf dieser Stufe noch nicht den millionsten Theil!

Und was sind denn sechs Jahrtausende? Sechs Tropfen, im uferlosen Ocean der Zeiten! Das Fortschreiten der menschlichen Geister, ja, die Entwickelung alles Wesenden zu einer für uns unahnbaren Vollendung, das Aufsteigen des finstern Abgrundes zu wundervoller Verklärung und Selbstverherrlichung ist — (warum soll ich's nicht mit Gewißheit aussprechen, da ihr die helle Erfahrung, als Zeugin, zur Seite steht?) — ist das allgemeinste Gesetz im endlosen Wesenreich und All Gottes.

---

### 108. Fortschreiten der Natur selbst.

Wenn zuweilen in unsern Tagen an einer fortschreitenden Entwickelung; oder gar an Möglichkeit einer weitern Vervollkommnung (Perfektibilität) der Menschheit gezweifelt werden kann: ist schwer zu entscheiden, ob es aus Unerfahrenheit in der Geschichte älterer und neuerer Völker geschieht; oder im aufwallenden Mißmuth, beim Anblick so vieler Verirrungen, Gebrechen und Laster in civi-

lisirten Staaten; oder im stolzen Wahn, der Menschengeist habe, wenigstens in Einzelnen schon, die äußersten Gränzen seiner Machtgröße erreicht; oder im trüben Gefühl, Alles habe in der Welt seine Schranken, Alles vergehe, und erneue sich nur in andern Formen wieder, um wieder zu vergehn. Wohl verschwinden alle Formen, alle Erscheinungen; wohl haben sie allzumal Gränzen. Aber das in ihnen wesende Unbedingte, welches Erscheinungen bedingt und begränzt, ist, in Fortbewegung seines sich Erschließens zu vollendetern Erscheinungen, ein Unendliches. Da es selbst die sich unbewußte Natur ist, sollte der Geist es nicht sein?

Die Natur offenbart sich auf unserm Weltball nicht mehr, als dieselbe, wie einst, da ihre Urstoffe aus unermeßbaren Räumen der Himmel zu einem Stern erst zusammengeronnen waren. Sie prangt in ehedem unbekannter Fülle des Reichthums und der Vollkommenheit ihrer Erscheinungen. So ist es; so war es; so steht es in den Felsenblättern vom „Finger Gottes" geschrieben (47.). Und gleichwie sie, seit Reihen von Jahrtausenden, auf unserm kleinen Weltkörper immerdar eine andre und herrlichere aus sich ward: schafft und gestaltet sie wohl auch auf andern Sternen, und wenn auch dort anders bedingend. Während sie in Milliarden Sonnen- und Planetenfamilien, durch endlose Abstufungen und Weisen erblüht: rinnen indessen unter ihrem Hauch vielleicht, in fernen Himmeln, neue Welten verdichtet zusammen. Alles, was heut noch auf Erden wohnt und besteht, kann dereinst wieder unter einer neuen Erdrinde begraben liegen, über welcher nach Jahrtausenden bewundernswürdigere Gebilde glänzen sollen. Dann können höhere Wesen über den verschütteten Städten, Dörfern, Denkmalen und Gebeinen der Menschen wandeln, wie über einem ungeheuern Welt-Herkulanum. Wer sagt an, wo der Höhenpunkt der Vollendung dessen sei, was ewig weset, und, sich unendlich gegensätzlich, wirkt und schafft?

Fürwahr, gäbe es einen solchen letzten Höhepunkt, über welchen hinaus nichts Vollendbares läge: so würde die in Allmacht und Unbedingtheit wesende Natur der Dinge nicht die Allmächtige und Unbedingte sein; so würden wir den Schlußstein ihres allgegenwärtigen Baues denken, oder ahnen können. Doch dem Erkenntnißgesetz des Geistes steht der Gedanke, wie Wahnwitz, da; er ist sinnloser Widerspruch in ihm selber.

Findet aber ein solcher Aufgang der wesenden Natur zu vollenderem Sein in sich statt, — und die unwegläugbare Urkunde davon liegt vor uns aufgeschlagen! — sollte der Menschengeist, der sich und sie, und Höheres, als sie, weiß, von diesem ewigen Fortschreiten ausgeschlossen sein? Oder ist das sich bewußte Wesen ein tieferes, als das seiner selbst Unbewußte; geringer, als todter Stoff, als belebte Pflanze, als beseeltes Thier?

Ich könnte auch davon sprechen, daß seit dem Erscheinen der Menschheit auf Erden, und sobald sie, aus der ersten Unmündigkeit hervorgegangen, sich selber klarer geworden war, Hoffnung und Glauben, nicht nur an ihr unvergängliches Dasein, sondern auch an höhere Zustände in irgend einem andern Verhältniß nach dem Leibestode, lebendig ward. In den Religionen der ältesten Völker, und der heutigen, selbst der Wilden und Halbwilden, zeigt Glaube und Hoffnung darauf hin; wie kindlich und reinsinnlich immerhin die Vorstellungen von einem künftigen Leben, von Engeln, Paradiesen, Wiedersehn der Geliebten u. s. w. sein mögen. Woher kam der Menschheit dieses zuversichtliche Erwarten? ist das Ahnen von ewiger Dauer und höherer Stellung bloß zufällig, oder eine in seinem Innern sich verkündende Selbstoffenbarung des Allwesens? — Man kann sagen: es sei dies Erwarten bloße Wirkung des, allen Thieren inwohnenden, Triebes zur Daseinsbewahrung, und der Begierde nach Besserm, entsprungen; dann vom Menschen, als Trostmittel, durch seine Einbildungskraft ausgeschmückt

worden. — Sei es! — In diesem Falle wäre immer die Natur der Dinge selbst Ueberlieferin der Offenbarung ewigen und edlern Daseins; sie selbst erste Lehrerin dessen, wovon der Geist aus sich nichts wüßte. Aber hätte sie gelogen, und eitler Weise die Ahnung im Geiste angeregt? Sie, die in allen Wirksamkeitssphären mit dem Gesetzthum des Geisterreichs voller Einklang ist, wäre sie es hier allein nicht? — War sie es nicht, die durch Gewalt ihrer Erscheinungen den Menschen zum Glauben an höhere, unsichtbare Wesen aufschreckte, und so den in sich hellgewordnen Geist zum Gottwissen leitete?

Daß die Natur dem Geiste Vorstellungen anregt; und daß sie ihm dafür die Zeugnisse sichtbar in den Gräbern ihrer frühern, allmälig immer vollkommner gewordenen Schöpfungen vorgelegt hat, ist aber wahrlich nicht ihr eignes Werk. Sie, sich ihrer unbewußt, in ewiger Nothwendigkeit ihres Gesetzthums, kann auch nicht Unwahrheit aus sich geben. Es spricht ein höheres Wesen aus ihrem Munde zu uns, — Gottes Stimme.

---

## 109. Unvergehbarkeit des Geistes.

Es mag sein, daß der Gedanke ewiger Selbstentfaltung nicht nur des Geistes, sondern auch der gesammten Natur, Manchem befremdlich dasteht, zumal dem, der von quälenden Zweifeln umstrickt, fragt: „Wie mögen wir jener unendlichen Entwickelungen des Daseienden und also auch des Geistes sicher sein, da wir von dessen Unvergänglichkeit nach dem Leibestode keine schlechthinige Gewißheit haben, sondern höchstens ein Vermuthen und sehnsüchtiges Glauben?“ — Und woher, frag' ich zurück, auch nur dies sehnsüchtige Glauben und Vermuthen? Die Idee der Geistes-

Unsterblichkeit, wäre sie wirklich nicht aus der Eigenheit des Geistes unmittelbar hervorgegangen, widerspricht wenigstens nicht der Vernunft; ja die größten Denker anerkennen in ihr sogar einen nothwendigen Vernunftglauben. Sie schimmert selbst, wie schon erwähnt, aus der sich unbewußten Natur im Leben und Gefühl derselben hervor, als ein zeitliches Fordern ihres Gesetzthums, als Instinkt und Daseinstrieb. Auch das Thier, ohne Vorstellung seines Daseins, sträubt sich gegen dessen Vernichtung. Die Natur, als erste Lehrerin des Geistes, drängt ihn zur Annahme und Liebe eines unendlichen Vorhandenseins. Wird sie, in sonst allgemeiner Uebereinstimmung mit ihm, hier zum ersten Mal der Vernunft widersprechend?

Es dürfte erwiedert werden: die Natur spiegelt in uns nur ihre Erscheinungen herein, die in unserm Ich nicht mehr sie selbst sind, sondern sich erst in Empfindungen, dann in Vorstellungen und Begriffe verwandeln. Das Draußen kann ganz andre Beschaffenheiten und Verhältnisse haben, als unser Erkenntnißgesetz sie stellt und ordnet. Wir kennen die Dinge außer uns nicht an sich, sondern nur, als Bewirktes und Erscheinung für uns. — Aber das Bewirkte ist nicht außer dem Bewirkenden, sondern in seiner Ursache, und erregt nicht das Entgegengesetzte, Widersprechende von sich im Empfinden und Gedanklichen an, sondern im Gegensätzlichwerden, das Gleichartige (17—20.). Wäre dem nicht so: dann könnten auch unsere innern Gewißheiten kaleidoskopische Täuschungen der Vernunft sein; die Vernunftwahrheiten nothwendige Selbstbelügungen des sie erzeugenden Geistes, und dieser ein Ich-All (21.); oder das All des Vorhandnen, Ausgeburt eines öden, wilden Wahnsinns sein. Wir dürfen selbst nicht den Gesetzen unsrer Vernunft trauen. Dürfen wir aber dies: so besitzen wir Wahrheiten, welche Uebereinstimmungen in sich selber und in der Einheit des Alls sind.

Zur vollständigen Gewißheit von Außendingen, sagt man, wird nicht nur die innere, gedankliche, sondern auch die durch Erfahrung gegebne Wahrnehmung des Gegenstandes, oder des wirklichen Daseins des außer uns, als Vorhanden-Gedachten, erfordert. — Wäre dieser Satz Wahrheit: so würde auch das Urgewisse (13.) aufhören, aus welchem doch erst alle andern Gewißheiten quellen; — so würde die unmittelbare, nicht von der Sinnenwelt gegebne Erfahrung (12.) ungültig stehn, und hinwieder die mittelbare Erfahrung, in welcher doch größtentheils der Ursprung der Ungewißheit ruht (14.), am sichersten entscheiden. Wenn man spricht: die Unvergänglichkeit des Geistes ist darum nicht unbedingte Gewißheit, weil wir die Zukunft, jenseits des Grabes, noch nicht aus Erfahrung haben, oder noch keiner der Todten zurückgekehrt ist, uns seine Fortdauer zu verkünden: so klingt dies ungefähr, wie jener Satz eines irrsinnigen Grüblers, der da behauptete: niemand könne verbürgen, daß die ganze Welt und Gott selber morgen noch vorhanden sei, weil niemand morgen gelebt habe, und niemand, der morgen schon war, es heut bezeugen könne. Mit völlig gleichem Fug und Recht dürfte auch der Blindgeborne das Dasein der Farben, und der Sehende das Dasein der, seinen bloßen Augen unsichtbaren, Aufgußthierchen, oder fernschwebenden Weltkörper bezweifeln, oder läugnen. Erwiesen aber ist, daß alles das, was wir durch die Sinne erfahren, weitaus der geringste Theil dessen ist, was wir wissen (6.).

Es gibt sogar an Zweifelsucht Erkrankte, welche die scheinbare Bewußtlosigkeit des Geistes im Schlafe, in Ohnmachten und andern Zuständen, als Zeugen für die Möglichkeit einer Geistesvernichtbarkeit anrufen; wiewohl derselbe Geist, nach Vorübergang der zeitweiligen Zurückziehung des Seelischen von den belebten Organen, wieder in seiner Thätigkeit hervortritt, wie er und was er gewesen. Wenn bei vorherrschender, freierer Wirksamkeit

des Lebens (wie zur Zeit des tiefen Schlafes), oder bei dessen plötzlicher Störung und Hemmung, die Seele von ihren Sinnwerkzeugen, mithin auch von denen des Gedächtnisses, augenblicklich (wie in Ohnmachten, Epilepsien u. s. w.) zurückgewichen ist (65.), fehlt freilich in denselben auch Erinnerung an das indessen Geschehene; aber Geist und Seele, wenn auch vom Leben gleichsam in sich zurückgedrängt, blieben dennoch die unvernichtet Wesenden. Die scheinbare Bewußtlosigkeit ist nur Mangel der Erinnerungen, zu denen das noch mit dem Leibesleben vermählte Seelische die Mittel aufgab. So erinnert sich auch der erwachte Nachtwandler und Somnambule, aus gleichem Grunde, nicht mehr seines Thuns in dem ungewöhnlichen Zustande, da sein Seelisches von den gewöhnlichen Gedächtnißorganen entbunden war; wohl aber gedenkt er, im wiederkehrenden Schlafwachen des, was er im frühern gethan hat.

Die furchtsamen Bedenklichkeiten, welche sich in seinem Geiste gegen seine Unvergehbarkeit entspinnen, beurkunden mir selber aber sein sich Fordern, als Genossen des Ewigen, und sich daher, im Ewigen, Wissen. Die Bedenklichkeiten entspringen allesammt, oder in ihrer Mehrheit, aus dem Verwechseln des Wesenden mit dessen Erscheinen im Endlichen (5. 18.). Da wird aus dem Zerfallen der Stoffgebilde das Zerfallen der sachlichwirkenden allgegenwärtigen Naturmacht (22.) gefolgert; aus dem Verschwinden des elektrischen Funkens, der Tod der Bewegkraft; aus dem Hinsterben der Blume und des Thiers, das Sterben des Belebenden; aus dem Wechsel des Zeitlichen, das Nichtsein des Ewigen. Da wird das Bewirkte zur Ursache des Wirkenden verkehrt und das Sinnliche zum Quell des Uebersinnlichen erhoben.

Allein die Vergehbarkeit des Geistes ist eine so unbedingte Unmöglichkeit, als das Vernichtetwerden dessen, was im kleinsten Atom erscheint. Nichts kann sich von dem, was im All der Dinge

weset, nichts sich aus der Allgegenwart des Vorhandnen verlieren; oder wohin? Könnte das kleinste Atom in seiner Wesenheit verschwinden aus dem Dasein: so könnte auch die gesammte Natur, das unendliche Weltall sich entwesen und vernichten, und das Höchste der Wesen selber. Kein Wort weiter von diesem Unsinn!

Nur das im Unendlichen geäußerte Anderssein desselben ist das Endliche; das Gegensätzliche im Ewigen ist das Zeitliche; das aus dem unwandelbaren Wesen der Natur getretene Erscheinen der Wirkungen sind das Wandelbare und Vergängliche, gleichwie es der Wechsel des Gedanklichen im beharrlichen Wesen des Geistes ist (8.).

---

## 110. Der entkörperte Geist.

Weitaus der Großtheil des menschlichen Geschlechts zweifelt nicht an Fortdauer seines Ich's nach dem Leibestode. Entspringt diese Zweifellosigkeit auch nicht durch Ueberzeugung von der Unmöglichkeit einer Wesensvernichtung, und daß selbst das im leichtesten Sonnenstäubchen erscheinende Ur des Stoffischen und Bewegenden nicht aus dem Universum verschwinden könne; oder daß der Geist mit seinem Heiligkeitsgesetz, welches hienieden noch an Unerfüllbarkeit gränzt, ohne Fortdauer sich selbst zum Widerspruch würde, so entspringt die Zuversicht auf Unsterblichkeit doch, unter allen Völkern, durch den festen Glauben an Lehre ihrer Religion, unterstützt von eigner unbezwingbarer Sehnsucht nach Unvergänglichkeit, und Hoffnung auf Vergeltung des Guten und Bösen in der Ewigkeit. Mehr hingegen beschäftigen sich die Ueberzeugten, wie die Glaubenden, mit Vorstellungen, Muthmaßungen und Zweifeln über die eigentlichen besondern Zustände ihres Ich's nach dem Tode. Verwöhnt durch das tägliche Schaun der Sin-

nenwelt, können sie sich kein Fürsichbestehn des Geistes, ohne irgend eine Körperlichkeit, sinnlicherweise vorstellen. Die Einbildungskraft muß das Beste dabei thun. Das Alterthum erfand die Seelenwanderung, oder eine Auferstehung der Todten am jüngsten Tage der Welt. Andre bekleideten den Geist mit einem neuen Leibe, aus feinern Stoffen geformt, aber nach menschlicher Art; Andre dachten sich ihn in nebelhafter Gestalt gespenstisch auf Erden umherwandelnd, sogar nächtlicherweile Lebenden sichtbar; wieder Andre ihn anders.

Ohne eben in diese und ähnliche Einbildungen näher einzugehn, können sie doch wohl die Frage veranlassen: Was ist oder bleibt einst der entkörperte Geist? — Und die einfachste, vernunftgemäßeste Antwort scheint mir: Bei schlechthiniger Unvernichtbarkeit seines Wesenthums (109.) ist und bleibt er wenigstens derselbe, welcher er gewesen ist, ein wesendes Wissen (5.). Denn das Wissen oder Bewußtsein ist sein unterscheidendes Eigenartige von andern Wesenartungen. Nicht Stoffe, nicht Bewegkräfte, oder Leben und Seele, haben ein Wissen, ein Gesetzthum der Erkenntniß. Nicht von ihnen empfängt er dies, wenn ich so sagen darf, Eigenthum seines Selbstes, denn sie können nicht geben, was sie in sich selbst nicht sind und haben; sondern angeregt durch sie, wird er ein Wissen von ihnen, dann, zwischen sich und ihnen unterscheidend, ein Wissen seines Selbstes, oder besser, ein Vonsichwissen. Und unvertilgbar im Reich des göttlichen Alls, wie dieses selbst, ist er und bleibt er ein ewig im Wissen wirkendes Wesen; sein Wirken, wie sein Bewirktes, ist in ihm (20.), ist das Gedankliche, wenn auch kein in erlernter Menschensprache erscheinendes, sondern wortloses Denken.

Er ist und bleibt in seinem Wesensgesetz, wie ein Denken, so auch ein Fordern des heiligen und vollkommnern Insichseins. Dies erkennt er im irdischen Gewande, welches die Natur aus ihren

Wirksamkeitssphären verlieh, als ein Unerreichbares. Im Ringen für seine Selbstständigkeit gegen die Einwirkungen der Thiernatur, wenn sie dem Heiligkeitsgesetz widerstrebt, erstarkt er, als höheres Wesen; steigt er über die Natur auf; oder, den Kampf scheuend, sich selbst entweihend, sinkt er, durch eigne Schuld erschwachend, in den Abgrund des Thierthums, zwar freier Wahl bewußt, aber dem eignen Geist abtrünnig, einem ihm fremden dienstbar geworden. Der Geist, der stärkere, oder schwächere, göttlichere oder thierische, welcher er auf Erden in seiner Menschheit war, ist er und bleibt er an und in sich, nach der irdischen Entkörperung. Bliebe er es nicht: so wäre sein eignes Wesenthum, sein eignes Gesetz, sein inneres nie verstummendes Fordern des Edlern, ein in sich Zwiespältiges, Zerrissenes; eine Ausnahme von der durch das unendliche Reich des Vorhandenen herrschenden Harmonie desselben; so wären Thier und Mensch, Vernunft und Unvernunft, Sünde und Tugend, Verruchtes und Göttliches Einerlei.

Die Stufen der Selbstläuterung und Reinheit, oder Selbsttrübung und Unreinheit, der Selbststärkung oder Selbstschwächung zum Vollendetern, unterscheidet den Geisterwerth. Der Geist bleibt, auch nach seiner Entkörperung, das, was er auf der Stufe, in sich, gewesen, die er errungen hat. Er ist sein Selbstrichter. Es entsteht dadurch keine Mehrung oder Minderung in seiner Wesenheit; nur ein Näherssein dem Göttlichern, durch Selbstheiligung. Denn so wenig die wesende Natur in ihren Wirksamkeitssphären vermehrt oder vermindert werden kann (Ausdrücke, die nur, den Erscheinungen im Zeitlichen abgezogene, Begriffe bezeichnen), so wenig kann ein Geist in seiner Selbstheit vergrößert oder verkleinert werden. Schon auf Erden ist sich unser Geist in seiner Selbstheit, vom ersten bis zum letzten Augenblick, als unwandelbar Gleichbleibendes bewußt. Das Mehr und Minder seiner Befähigung zu dieser, oder jener Art des Wirkens, hängt von der Tüch-

tigkeit, oder Untüchtigkeit, der ihm dazu vom Leben gewordenen Werkzeuge und von Einwirkungen äußerer Verhältnisse ab. Je nach Beschaffenheit der äußern oder innern Organe kann er, durch Uebung derselben, größern Scharfsinn, oder Witz, oder Beobachtungsgabe, oder andre bewundernswürdige Fertigkeiten erwerben und äußern. Je nach Maßgabe der Umstände, des Unterrichts und der Erfahrungen, kann der seelische Gedächtnißsinn mit mannigfachern Kenntnissen ausgestattet werden. Allein diese Fertigkeiten, Kenntnisse und Wissenschaften sind nicht der wesende Geist selbst, sondern nur sein Gewußtes. Es bleibt das Wissende derselben. Niemand kann dem andern mehr Geist geben, sondern ihn nur, durch Erregung, vermittelst des Wißbaren, zur Thätigwerdung in sich stärken und, im Vonsich- und Anderm-Wissen, läutern und steigern zum Erkennen des Höchsten, des Nicht-Irdischen, des Ewigen. Der in der Wissensmacht des Göttlichen sich selbst verklärende Geist bleibt, was er war, auch nach der Abscheidung von seiner irdischen Hülle. Bliebe er es nicht: so ständen das im todten Felsblock Wesende und der Gott denkende Geist in der Reihe der Wesen auf gleicher Höhe neben einander.

---

### 111. Der entkörperte Geist zum Weltall.

Das beseelte Thier, wenn es auch instinktmäßig für Unverletztheit seines Lebens streitet, hat eigentlich keine Todesfurcht; denn es besitzt keine Kenntniß, so wenig seines Lebens, als seines erfolgenden Todes. Es fühlt sich aber in beiden, unbewußt beider. Der Mensch allein hat Wissen vom Tode, durch Erfahrung, gewonnen; aber auch ein Wissen vom Unendlichen und Ewigen, ohne mittelbare Erfahrung, in ihm selbst Gewordenes. Er hat, durch die Natur seiner Lieblichkeit, Todesgraun empfangen; aber, von anders her, unzerstörbare Sicherheit des Fortdauerns seiner

Ichheit. Ohne diese Aussicht wäre die Todesfurcht, wäre das Leben selbst, das entsetzlichste Geschenk, welches der Schöpfer dem Sterblichen hätte geben können.

Doch ein Fortwesen des Geistes nach der Todesstunde, in seiner reinen Selbstheit, ohne Verbindung mit dem übrigen Weltall; daher ohne Angeregtwerden von diesem zum in sich Gegensätzlichwerden, zu Vorstellungen und Gedanken; ein unabänderliches, wahrnehmungsloses Hinbrüten über nichts; ein ewiges wissend Wesen ohne Gewußtes, ein freies Wollenkönnen, ohne Wahl; ein Heiligsein ohne Heiligwirken, — das wäre zwar keine gänzliche Vernichtung, aber würde ihr gleich kommen. Es wäre der unerfüllte Geist, ein leeres Vermögen, das nichts vermag; eine Ursach ohne Wirkung; ein erinnerungsloses Schweben im Vorhandnen; und die Ewigkeit wäre kaum gleich einem Augenblick der Gegenwart. Die Vernunft stößt solche Vorstellungen, als sich Widersprechendes, ab. Wir würden wahrlich schon in der menschlichen Hülle vollkommner sein, als es in jener Weise nach dem Tode möglich wäre.

Der allgegenwärtigen Natur urverwandt (27.), bleibt der Menschengeist, ihrem unermeßlichen Dasein unentziehbar; im ewigen Verbande mit ihr, welchen Welten er sich einst auch zuschwingen möge. Sie umfaßt ihn in ihrer Gränzenlosigkeit. Das Ur und Höchste aller Wesen, erhaben über sie, ist ungeschieden von ihr; denn eben sie ist nur sein Wort zur Geisterwelt, ist Gotteswort.

Als Vermittler zwischen Natur und Menschengeist steht das Seelische, durch welches sie ihn erregt, und er sie erregt (78.); durch welches sie sein Gewußtes, er das Wissen von ihr und Erfüllung seiner eignen Wesenheit (20.) wird. In ungetrennter Einheit sachlich wirkend, ist sie auch die Urseele des Alls (55.), und das All ist von dieser, möcht' ich sagen, durchflossen. Und gleichwie aus der Fülle der seelischen Wirksamkeitssphäre sinnliches Gewah-

ren und Fühlen, als Wächter und Beseliger des thierischen Lebens hervorgehn: so empfängt der Geist aus ihr, die ihm ein Gleichartiges ist (91.), seine Werkzeuge. Die Seele, das ihm Nächste im Naturwesen, bildet gleichsam des Geistes Leib.

Das Seelische, der unsichtbare Leib unsers Geistes! — Immerhin mag das Allzubildliche des Ausdrucks etwas hart scheinen, besonders denen, welche gewöhnt sind, Seele und Geist noch für eins und dasselbe zu halten, oder mit einander zu verwechseln. Der Gedanke selber ist weder neu, noch steht er ganz ohne Rechtfertigung durch Naturbetrachtungen und Thatsachen der Erfahrung.

Wir wissen aus täglichen Wahrnehmungen, daß das Seelische allein zwischen unserm Geist und der übrigen Natur der Dinge, durch Gewahrung und Gefühl das verknüpfende Mitglied sei; daß wir, ohne dasselbe, kein Erfahren von Stoffen und Körpern, von bewegenden Kräften und von einer die Körper belebenden Macht hätten. Wir wissen, daß nicht der todte Leichnam empfindet, nicht das stoffische Gebilde des Auges sieht, des Ohres hört, sondern nur während der Beseelung, daß auch nicht das Leben selbst in den Sinnenwerkzeugen das Gewahrende und Empfindende sei, weil der Mensch, im schweren Schlaf, in Betäubung, in Ohnmachten und ähnlichen Zuständen leben kann, und nichts vom Aeußern empfindet, weil sich die Seele von den Organen abgewendet hat. — Wir wissen ferner durch Erfahrungen, daß in Sterbenden sich zuerst, mit dem Geiste zugleich, das Seelische vom Körper trennt; aber in diesem, der kein Zeichen von irgend einem Empfinden, Erkennen der Dinge und Willen äußert, noch das pflanzische Leben fortwähren kann und wirklich fortwährt, selbst im Grabe*); daß erst, wenn das Leben sein Stoffgebilde gänzlich

*) Für die Fortdauer des Belebenden im entseelten Körper spricht auch, daß man, bei späterer Wiedereröffnung von Gräbern und Särgen,

verlassen hat, die Körpertheile in Gährung und Verwesung, unter dem Spiel der freigelassenen Bewegkräfte, zerfallen.

Eben so bekannte Thatsachen lehren, daß die Seele, selbst im gesunden Leibe des Menschen, wie des Thiers, nicht immer auf die äußern Gränzen des Körpers beschränkt sei, sondern über sie hinaus ihren Kreis erweitert (54. 55.); daß sie durch Genuß, oder Aufnahme vom Urseelischen im All der Natur, erhöht und gestärkt werden könne*), gleichwie auch das Leben durch Zutritt von, seinem Bedürfniß entsprechenden, Stoffen und Bewegkräften, mit denen sich aus dem allverbreiteten Urleben Frisches vereint, gestärkt und gemehrt werden kann; daß die Seele in ihrer Halbentbundenheit vom Leibesleben und dessen Organen, aber noch mit dem Geiste vollkommen verknüpft, wie z. B. im Zustand mondsüchtiger Nachtwandler, im sogenannten magnetischen Hellsehen der Somnambulen, oder zuweilen in der Verzückung sibirischer Schamanen, Entferntes wahrnehmen, Vergangenes in Erinnerung zurückrufen, Bevorstehendes erahnen, selbst Gemüthsereignisse Anderer (z. B. des Magnetisirenden) wissen könne, und nicht bloß zufällig und unwillkürlich, sondern vom Geisteswillen, nach bestimmten Richtungen, geleitet (72.).

Möge man nun diese Zustände Nacht- oder Lichtseite der Wesen nennen: so erkennen wir in dergleichen bekannten und mannigfaltig verkannten, Erscheinungen, eigenthümliche, dem Geiste untergebene Wirkensartungen der Seele, die, ihre gewöhnlichen

noch Haare des Hauptes und Bartes, Nägel der Finger und Zehen der Eingesargten, in ungewöhnlicher Länge fortgewachsen gefunden hat.

*) Es scheint, daß auch vom Seelischen des Magnetisirenden Uebergang in das Seelische des Magnetisirten stattfindet, indem dieser sich dadurch vorübergehend erquickt und gestärkt, jener hingegen geschwächt fühlt.

Nervenleiter verlassend, gleichsam in ihrem eignen Element, dem Urseelischen des Alls, hinausschweifend, mit Beistand desselben wahrnimmt, was sie, gebunden an die Organe des leiblichen Lebens, nicht wahrnimmt. Und was sie, ohne Hülfe irdischer Sinnwerkzeuge, vermag: wird sie auch entkörpert vermögen, nämlich den Geist im Verband mit dem Weltall bewahren. Ich möchte, zu dem bisher Angedeuteten, noch eine bekannte Thatsache fügen. Ist die Seele, während der eben gedachten Zustände, in halber Entbundenheit vom Leben: so muß nothwendig auch das Geisteswesen dann zum Theil losgebundner vom Leben sein. Der Geist aber, abgelöster, als sonst, von Lebenseinwirkungen, ist an sich sodann freier von der Macht der Triebe von irdischen Begierden; in seinem heiligen Gesetzthum ungehemmter wesend. Daher bemerkt man an Personen, im Augenblick hellern Schlafwachens, ein edleres Sein, voller Wahrhaftigkeit und Widerwillen gegen thierische Neigungen und Gesinnungen Andrer.

Es hat nicht an Denkern gefehlt, welchen es nicht unwahrscheinlich däuchtete, daß, wie Stoffe und bewegende Kräfte, die das Leben zu seinem Einheitsgebilde verband, nach dem Abscheiden des Lebens wieder ins Allgemeine des Stoffischen und der Bewegkräfte aufgelöst übergehn, ja die Lebensgattung selbst wieder in das Urleben zurücktritt: so auch löse sich der entkörperte Geist, und die Seele, in den Urgeist des Alls und in dessen Urseele auf. Doch abgesehn davon, daß ein solches Verschwinmen des wissenden Geisteswesens in das All des Urwesens einem Tode des Geistes gleichkömmt, und eine solche Vorstellung im schneidenden Zwiespalt mit dem Entwickelungsgesetz der ganzen Natur und dem Heiligungsgesetz des Geistes steht; abgesehen auch davon, daß damit in der göttlichen Weltordnung der Reinste und Unreinste der Geister auf gleiche Stufe gestellt, Sünde und Tugend auf Erden und immerdar gleichgeltend, die Vernunft selbst überflüssig, oder

kraft, der Einzelleben in das Urbelebende. Hinwieder diesseits der Scheidelinie, oder im Geisterthum, sind sich die Einzelwesen, als solche, ihrer beharrlichen Selbstheit urbewußt. In diesem Bewußtsein des unvernichtbaren Geisteseinzelnen athmen alle Völker, alle Religionen und Philosopheme. Ein höheres, göttlicheres Wesenreich, als die Natur, ist, im Gegensatz zu ihrem Reich, in ewige Einzelwesen auseinandergetreten.

Wohl schauen wir in den Abgrund der Natur mit Erstaunen und Entzücken nieder, und von Jahrtausend zu Jahrtausend hellern Auges. Es erhebt uns im Wahrnehmen unsrer Geisteswürde ein seligkeitsreiches Gefühl. Aber wir erkennen zugleich, daß wir im unendlichen All der Vorhandenheit keineswegs die Höchsten der Wesen sind. Denn was über uns noch im unendlichen Gottesall wohnen und walten mag, dafür fehlt das Auge. Wir haben nur aus jenen Höhen ein Gesetz empfangen, welches uns dort Erhabneres ahnen läßt; ein Gesetz, welches in seiner Unbedingtheit, für den Augenblick unsers Erdenwallens, zu umfassend und unerfüllbar ist. Hinwieder der Natur zu eng verbunden, in ihre Wesenheiten thierisch eingekleidet; mit dieser Thiernatur sogar ihrem starren Gesetzthum zum Theil untergeordnet, wählend und schwankend zwischen ihm und dem eignen höhern, stehn wir ohne Zweifel doch nur auf der tiefsten Stufe der höhern Wesenregion. Gleich den Thieren, über welchen wir erhaben sind, die nicht himmelwärts, nur erdwärts schaun können, und denen nichts von Gabenfülle und Majestät des Menschengeistes ahnet: so der Menschengeist, wenn er den kühnen Blick zu dem emporwendet, was über ihm und über der Natur, auf höhern Stufen der Wesenheit wandelt. Auch wir sehen nur gesenkten Hauptes, unter uns, in die verdämmernden Tiefen des Alls, aber forschen vergebens nach dem da droben.

---

### 113. Ahnungen der Geisteszukunft.

Es keimen die Ahnungen von jenseits aus dem Innern des Geistes hervor, der sich bewußt wird, daß all sein Wissen beschränkt, daß seine höchste Weisheit ein Nichts wird vor der Weisheit, welche ihm aus den Wundern des Weltgebäu's und der Verhängnisse entgegenstrahlt; daß zwischen ihm und dem Urheber des erscheinenden Alls ein unendlicher, ein größerer Zwischenraum sein müsse, als zwischen dem kleinsten Gas-Atom und dem eignen geheimnißvollen Ich; daß eine weite Abstufung der Wesen, wie in der Natur zum Geiste, noch von ihm zu Gott vorhanden sein müsse. Der Ruf dieser Ahnungen hallt uns aus sämmtlichen Jahrtausenden und Religionen auch der nur halberwachten Völker entgegen; wie vom Ganges und Nil der menschlichen Urzeiten, so heut noch aus Wildnissen an den Quellen des großen Maranon. So kindlich auch diese Religionen vom „Leben nach dem Tode", von „Engeln und Teufeln", vom „dritten, vierten und siebenten Himmel" stammeln: in diesem Stammeln verkündet sich eine unwillkürlich im Menschengeist gewordne Offenbarung. Der Zweifler, inmitten seiner trostlosesten Verdüsterung, kann sich ihrer nicht ganz erwehren; und der leichtfertigste Wüstling vernimmt von Zeit zu Zeit ungern ihre Stimme, inmitten seines Sinnenrausches.

Und wenn auch der einsichtreichere Mensch jene bildlichen Vorstellungen belächelt, tritt doch die Ahnung, welche sich in ihnen von einem stufenweisen Uebergang der Wesen zum vollkommnern ausspricht, aus der Kunde der Naturgesetze, der Geistesgesetze, aus den eignen Folgerungen und Schlüssen vom Gekannten auf Ungekanntes entgegen, wo das Gleichartige und Ebenmäßige im Gang der Naturerscheinungen und Geisteserscheinungen überall herrscht und selten irre leitet. Nirgends Stillstand im weiten Reich des Wesenden und Seienden, überall Bewegung und Fort-

schreiten; nirgends Zusammenhangslosigkeit und Sprung; überall Uebergehn vom Verwandten zum Verwandten und Gleichartigen. Wir erblicken diese Uebergänge in den Schöpfungen der Natur, zum Herrlicherwerden ihres Selbstes, in den ehrwürdigen Denkmalen ihres frühern Wirkens und Seins, welche sie in den Abgründen unsers Weltkörpers, wie weissagende Bilderschrift hinterlassen hat (47. 108.). Wir erfahren das allmälige Aufsteigen des Geistes zu freierm edlerm Sein, in der Entwickelungsgeschichte jedes Einzelnen, von der ersten Stunde des Säuglings durch das Knaben- und Jünglingsalter, bis zu den Tagen des gereiften Mannes und Greises; wir nehmen es wahr im Lebenslauf der gesammten Menschheit, wie sie seit ihrem Beginnen auf Erden, allmälig aus dem Schlamm thierischer Urwildheit hervorsteigt und zur Selbstverklärung fortrückt (75.), so sehr sich auch Barbarei, und was sich in ihr gefällt, dagegen sträuben mag. — Wie? und dies allgemeine Gesetz im göttlichen All sollte, bei Tod und Auflösung des Menschenleibes, aufgelöst werden in seiner Gültigkeit und Allherrschaft, während jedes Atom des verweseten Körpers, Belebendes und Beseelendes, gleich dem aus seiner Lebenshülle entlassenen Geiste, ewig fortweset?

Die Ahnung vom stufenweisen Aufgang der Geister zu einem heiligern und vollendetern Dasein ist wohl mehr, als leeres Vermuthen, als schmeichelnde Einbildung. Und wenn uns aus dem Nachthimmel die Millionen selbstleuchtender oder beleuchteter Weltkörper anglänzen: sind ihre Strahlen nicht Zeugen, die uns von göttlicher Herrlichkeit im Ewigen predigen? Unser Erdball ist ein Wohnplatz von Menschengeistern, aber er ist, wenn auch nicht der kleinste, doch bei weitem nicht der größte aller Planeten, die sich, in ungeheuern Entfernungen von einander, mit ihm in weiten Kreisen um die Sonne bewegen. Die Masse des Sonnenkörpers aber ist bekanntlich größer, als sämmtliche Massen der sie beglei-

tenden Planeten und deren Monde. Dennoch ist auch noch die Sonne einer der kleinern unter den zahllosen Fixsternen; denn immer wahrscheinlicher wird, aus ihrer eignen Bewegung durch die Himmel, daß sie bloße Begleiterin einer größern Centralsonne sei, die im Mittelpunkt ihrer Bahn strahlt. Wer wagt es, bei diesem Gedanken zu glauben, daß alle jene Milliarden von Haupt- und Neben-Weltkörpern öde stehn und unbewohnt von Wesen andrer, und höherer oder niedrerer Art, als wir selbst sind? daß nur unser kleiner Erdball, auf welchem die Sterblichen milbenartig umherwimmeln, das beste und reichste Kleinod des uferlosen Weltenreichs sei? Wer wagt, unter so erhabnen Erinnerungen, am Dasein einer ununterbrochnen Wesenkette zu zweifeln, in welcher Alles emporstrebt, in fortgehender Verherrlichung zum Allerhöchsten und Allerherrlichsten!

# VIII. G o t t.

## 114. Der Gottgedanke.

Wohin im Ewigen der Weg der Geister, und welchen neuen Verhältnissen und Zuständen er entgegenführt, das liegt dem Spähen des Verstandes im tiefsten Dunkel. Auch ist's schlechthin Unmöglichkeit, Vorstellung von dem zu bilden, was und wie der Geist auf höherer Vollendungsstufe sein möge, ohne schon auf solcher Stufe zu stehn. So ist's auch unmöglich und vergebens, dem Blindgebornen Vorstellungen vom Eigenthümlichen des Sehens, vom Zauber des Lichts, von Pracht der Farben, Formen, Nähen und Fernen beizubringen. Er versteht uns erst, wenn er selber sehend wird. So bleibt dem vollkommensten aller Thiere die Klarheit und Macht des menschlichen Geistes, mit der er sich zum Bändiger der furchtbarsten Geschöpfe macht, die Elemente zügelt, den Lauf der Welten durch die Himmelsräume berechnet, und das erkennt, was allen Sinnen verborgen ist, ein verschlossenes Geheimniß. Das Thier müßte Mensch werden, um dessen höheres Wesenthum zu begreifen. Und würde jenseits uns im Seelischen, auch nur ein einziger neuer Sinn aufgethan: so wäre darin eine Weltverwandlung. Und entfaltete sich im Geiste ein Vermögen, weit über alle Vernunft empor: das göttliche All strahlte in anderm Glanz.

Im ersten Augenblick des Nachdenkens mag uns seltsam dünken, daß, während wir im engen Horizont unsers Wissens, von aller

Kunde höherer Zustände und Wesenordnungen über uns abgeschieden sind, wir dennoch vom Allerhöchsten der Wesen ein Wissen in uns tragen. Sollten wir denn dem allwaltenden Ur alles Daseins näher stehen, als den uns nächstverwandten Wesen in der über uns emporgehenden Geisterkette? — Allerdings! Wir stehn ihm näher, weil er uns am nächsten steht; er, der in uns, um uns, in allen höhern Wesenreichen, wie in denen der Natur unter uns, allgegenwärtig waltet und weset; Alles in ihm, er in Allem, ohne ihn nichts ist. Und eben der Gottgedanke ist die Urkunde, welche verkündet, der Menschengeist gehöre einer weit über die Sinnenwelt erhabnen Wesenreihe an. Diese Kunde ward uns nicht durch menschliche Erfindung zu Theil, sondern weil sie im Geiste durch Selbstoffenbarung des Allgegenwärtigen*), als Urgewißheit (6.), hervorquillt; und durch Selbstoffenbarung des in sämmtlichen Reichen der Natur allgegenwärtig Waltenden**). Wir sagen wohl, die Natur sei unsre Lehrerin; aber Gott ist's, der sich in ihr uns lehrt. Darum ist diese Offenbarung ein dem Geiste unentwendbares, nothwendiges, unwillkürliches Wissen; der Schlüssel des Weltgeheimnisses. Ohne dem wäre unser eignes Dasein ein ewig unauflösliches Räthsel.

Im bildungsreichsten, wie im bildungsdürftigsten Volke entsteht der Gottgedanke aus dem Geiste. Er beginnt, als Ahnung; wird zum Glauben; erweitert sich zu hellerer Erkenntniß; verklärt sich in Gewißheit. Er ist keine nachgebetete Ueberlieferung der Familien, Horden, Nationen gesammter Zeiten. Welttheile und Inseln, die gegenseitig ohne Kunde von einander waren und sind, hatten und haben Kunde vom Göttlichen.

---

*) Röm. 1, 19.

**) Röm. 1, 20.

Das erste Erwachen des Gottgedankens in den menschlichen Geschöpfen der Vorwelt, das erste Aufleuchten desselben in den Vorstellungen noch lebender Wildenhorden, begann und beginnt zugleich mit dem Hellerwerden ihres eignen Selbstbewußtseins. Unmündige Kinder, denen jene in ihrer Erfahrungslosigkeit ähnlich sind, werden lange auf dem mütterlichen Arm umhergetragen, bevor sie ihr Ich von Andern, sich von der Welt, dann die Welt, von dem unterscheiden, was sie nicht sehn und doch Ursach der Veränderungen ist, die sie anstaunen. So werden auch die unmündigen Völker vom Mutterarm der Natur getragen, und von ihr, nach Maßgabe der vorhandnen Erfahrungen und Vorbegriffe, unterrichtet. Im Anstaunen der Naturerscheinungen und der darin regen Mächte, ahnet ihnen ein Gewaltigeres, Unsichtbares darin. Diese Ahnung ist der Gottgedanke, wie trübe er auch noch in ihnen leuchte. Unwissend, von wannen die Vorstellung von Gott oder Göttern gekommen, die sich ihnen doch nirgends zeigen, halten sie, in frommer Verehrung, ihre Altvordern selbst für edlere Naturen, und daß der Gott, oder die Gottheiten, mit denselben persönlich Umgang gepflogen haben, um sich zu offenbaren.

Man verachte die Verehrer der Fetischen, oder furchtbarer, oder wohlthätiger Thiere nicht; nicht Anbeter der Gestirne, der Quellen und Bäume; nicht das Heidenthum, wenn es guten und bösen Geistern und Gottheiten Opfer darbringt; oder seine Götter in menschlicher Gestalt, mit menschlichen Leidenschaften und Begierden bekleidet. Es ist dies ein erstes Lallen der Religion im Munde der Unmündigen, wie wir es auch sogar noch in civilisirten Staaten unter denen oft vernehmen, welche sich mit dem Namen der Christen schmücken. Es ist das erste Sehnen und Suchen nach dem Draußen, was im Innern des Geistes waltet und mit dessen Wesen Eins ist.

Mit erweitertem Gebiet der Kenntnisse strahlt das Gotteslicht

der innern Offenbarung heller darüber. Die Götzenbilder fallen. Die Natur selbst wendet die Menschenkinder von der Anbetung ihrer ab. Sie selber lehrt, daß sie nicht das Höchste und Einzige sei. Sie nennt uns eine Macht und Weisheit, welche nicht die ihrige ist, und welche der Menschengeist nicht durch die Formen seines Denkens in sie hineingelegt hat, die er aber, im Bewußtsein eigner Ohnmacht, anerkennt und anstaunt. Jeder neue Blick in die endlosen Fernen des mit Welten bevölkerten Alls, und in die bodenlosen Tiefen der Natur, ihres Wesens und Wirkens, bringt ihm das Gefühl seines eignen niedrigen Standes. Aus ihren wunderbaren Abgründen steigt Weissagung; und der Geist wird in sich Gottes voll; er weiß sich in ihm, ihn in sich; sich „göttlichen Geschlechts" *).

---

### 115. Urgewißheit von Gott.

Wenn sich der Geist, im Zustande der Halbentwickelung, nicht mit dem Glauben an ein Dasein Gottes genügen läßt; sondern Gewißheit (13.) fordert, und Zweifel erwachsen: so entspringen diese nicht, weil die mittelbare oder unmittelbare Offenbarung in seinem Innern stumm geworden wäre (auch inmitten der Zweifel glaubt er noch unwillkürlich), sondern weil der Verstand (8.) beim Forschen falsche Pfade wählte. Dann fordert er wohl, mit kindischer Befangenheit, sichtbare Wunder und Zeichen. Dem armen Sterblichen kömmt nicht zu Sinne, daß er jeden Augenblick durch ein Labyrinth von Wundern wallt; daß diese im Grashalm und im Staube zu seinen Füßen liegen, und aus den Himmeln von

---

*) Ap. Gesch. 17, 28.

jedem Stern herabsinken; daß jeder seiner Athemzüge Wunder sei. Oder er fordert sogar zu seiner Ueberzeugung persönliches, sichtbares Erscheinen Gottes unter den Menschenkindern. Er begehrt in kindischer Einfalt die Endlichwerdung des Unendlichen; die Begränzung der Allgegenwart.

Diesen Kinderwünschen fast ähnlich sind die einseitigen, wenn auch scharfsinnigen, Versuche vieler Schulweisen und doch oft Unweisen, welche, bei der in ihrem Geiste unaustilgbaren Urgewißheit von Gott, sich mit dieser nicht begnügen, sondern die Wesenheit der Gottheit und deren Beschaffenheit ergründen und begreifen wollten. Sie verwechselten die Wirkungen mit der Ursach; oder bedachten nicht, daß das Wesende gewußt und gekannt, und dennoch schlechthin an sich unbegreifbar sein müsse (19.), weil es an sich ohne Mannigfaltiges in seiner Einheit beharrt, und das Mannigfaltige nur in seinen Erscheinungen oder Aeußerungen besteht, vermittelst deren es auf uns einwirkt; gleichwie der Menschengeist nur in seinem Gedanklichen ein Mannigfaltiges wird, und nur vermittelst seiner Gedanken auf die Natur oder auf Menschengeister erregend zurückwirkt. Daher gingen die Weltweisen des Alterthums, und selbst der spätern Zeiten, in den verschiedensten Richtungen irre aus einander, und suchten das Unfindbare; oder erfanden, was sie nicht fanden.

So hielten die Einen den sinnlich gewahrbaren Stoff, oder auch wohl eine feinere, dem Schau'n der Sinne entrückte Materie, weil sie das überall Verbreitete ist, für Urquell alles Daseienden; das Bewirkte für das Allwirkende; das Bedingte für das Allbedingende; hinwieder die wunderbare Macht des Belebenden, die Gefühle der Freude und des Schmerzes, die erhabensten Ideen des Geistes, die weisen Ordnungen des ganzen Weltgebäu's, Heiliges und Unheiliges, für Wirkungen und Eigenschaften der Materie, je nach deren verschiedner Zusammensetzung. So war die stoffische

Welt ihr Gott, oder auch der blinde Zufall, welcher nach vieltausendjährigen Bewegungen und Mischungen der Stoffe, diese unabsichtlich in solche Verbindung gerathen ließ, daß sie darin auf immer beharrten. — Diese kindlich-rohe Vorstellung von einer Gott-Welt (des Materialismus) sagte tiefern Denkern nicht zu. Sie unterschieden das in den endlichen Dingen der Welt von dem, sie aus sich, Bewirkenden; die Erscheinungen vom dahinter waltenden Wesen; die Welt, von der sie gebärenden Natur. Sie erhoben diese sich Unbewußte zur Schöpferin des wissenden Geistes; die starre Nothwendigkeit zur Ursach der Geistesfreiheit; zur Geberin eines Gesetzes, welches mit ihrem Wirken nichts gemein hat, und unter ihren gesammten Erscheinungen unerfüllbar steht. Sie machten die Natur zum Gott, der erst im Geiste ein Gewußtes werden kann, und doch nur ein mangelhaft Erkanntes; der sich in seinen Erscheinungen mit unendlicher Weisheit äußert, ohne davon zu wissen und ohne vom Menschengeist ergründet zu werden; zu einem Gott, der zugleich Vollkommenheit und Unvollkommenheit ist. — Diese Lehre (des Naturalismus), wie viel des sich Widerstreitenden sie auch darbieten möge, ist, wie schon gesagt, höchste Erkenntnißstufe eines selbstdenkenden Heidenthums. Um die Widersprüche solcher Ansicht aufzulösen, ist es nur noch ein Schritt zum Glauben an einen einzigen, über Welt, Natur und Geisterthum erhabnen, allwaltenden Gott (zum Deismus).

Ohne die in der Wesensnothwendigkeit unsers Geistes schon, vor allem Denken, vorhandene Urgewißheit eines Urwesens, der auch die ganze Natur entspricht, würde das Menschengeschlecht nie einen Gott im Weltall gesucht haben. Das Urgewisse (6.) aber versteht sich von selbst; kann nicht gedanklich bewiesen werden; bedarf keines Beweises, als sich selbst, und ist die Grundlage, auf welcher der Verstand erst alle andern Beweise baut. Wir kennen Gott aus unmittelbarer Erfahrung des Geistes (12.), und

erkennen ihn aus mittelbarer Erfahrung, durch Natur und Schicksal.

Daher sind die Bestrebungen Derer vergeblich gewesen, welche das Dasein Gottes reingedanklich aus einem Hauptgrundsatze, durch Schlüsse und Folgerungen darthun wollten. Denn ihr Hauptgrund, von dem sie ausgingen, war selber nur vom Geist Bewirktes, Gedankliches. Sie bewiesen nicht ein wesendes Dasein, sondern nur Uebereinstimmung ihres Gedankenspiels mit diesem selbst und die formenhafte Richtigkeit desselben.

Andre, die zur vollendeten Gewißheit vom göttlichen Dasein ein Fürwahrhalten aus zureichenden Gründen der Erkenntniß und sinnlichen Erfahrung des Gegenstandes forderten, gelangten zu demselben Ergebniß, wie jene. Weil sie den Gegenstand, dessen Vorhandenheit sie zu beweisen trachten, nicht ur=sachlich wesend, und auch nicht sinnlich gewahrbar schauen konnten, verblieben sie im Spielraum ihrer Gedanklichkeit; fanden sie keine Brücke von dieser zur wesenden Wirklichkeit außer sich (vom Ideellen zum Reellen), und erreichten somit nichts Anderes, als Anerkennung einer unabweisbaren Nothwendigkeit, das Dasein Gottes inner ihrem eignen Gedankenthum für wahr zu halten, wenn auch nicht die wirkliche, wesenhafte Vorhandenheit. Dieser Vernunftglaube ward ein bloßer, unentbehrlicher Nothbehelf ihres Geistes, um in ihm den Zwiespalt des Heiligkeitsgesetzes und dessen Forderungen mit der ungenügenden Erfüllbarkeit derselben im Endlichen, zwischen der Sehnsucht nach Vollkommenheit und dem Unvollkommenen in dieser Welt, zu schlichten. Jene Denker endeten, womit sie hätten beginnen können! Denn die Nothwendigkeit des Gottglaubens war kein Ergebniß ihrer Schlußfolgerungen, sondern diese waren aus jener entsprungen, und konnten nichts bezeugen, als das Vorhandensein ihrer Urquelle (der Urgewißheit) im Wesen des Geistes; die unmittelbare Erfahrung (12.) in sich von Gott;

die Selbstoffenbarung Gottes*) im Geist. Und was würde auch mit jenem Vernunftglauben, oder Selbsttrost der Vernunft, gewonnen, ohne Wissen der Wirklichkeit des Ur's aller Wesen? Es wäre damit wohl ein Schlußstein des gesammten Gedankenwerks gefunden; doch wie mag dies Beruhigung gewähren, wenn dennoch in dem Draußen der Schlußstein des gesammten Wesenthums zweifelhaft bliebe?

Es kann aber in der Welt der Gedanken nichts vorhanden sein, was sich in ihr nicht entweder aus der urgewissen Wesenheit des Geistes, oder durch Erregung vom außer ihm Wesenden, als Vorstellung abspiegelt (8.). Was irgend die edelste oder wildeste Imagination Bewunderswerthes, oder Unnatürliches, zusammengestalten mag: es ist immerdar aus Einzelheiten dessen in einander gefügt, was schon im Gedächtniß aufbehalten lag. So gewinnen wir anderseits Kunde vom Göttlichen, weit über die Natur und ihre Erscheinungen, selbst über den Geist und seine Vorstellungen hinaus. Wie könnten wir den Gedanken des Unendlichen, des Ewigwahren, des Heiligen, in uns hervorbringen, wir, denen in der Welt nur Endlichkeit, Sündhaftigkeit und Täuschung begegnet, wenn das in ihr und von ihr Nie-Erfahrene nicht unmittelbar aus der Urheit und wesenhaften Wirklichkeit unsers Geistes erscheinend würde? Der unwissende Wilde mag durch Furcht oder Bewunderung inmitten der Naturwirkungen zur Ahnung höherer Mächte, der entfaltetere Geist des Denkers durch das Wunderreich der Außendinge zur hellern Erkenntniß des Göttlichen geführt worden sein. Aber die Menschheit konnte nicht finden, was nicht schon, vor aller Furcht und Bewunderung, und nicht schon vor allen Gedanken in ihrem Geisteswesen, vorhanden

*) Röm. 1, 19. 20.

war. Man findet nicht das Nichtvorhandne, und weiß nicht das Nichtgekannte.

---

## 116. Ueber bildliche Vorstellungen von Eigenschaften des höchsten Wesens.

Gott hat sich unmittelbar in der Wesenheit unsers Geistes offenbart, er das All, und Eine in Allem. Kein Sterblicher hat Gott den Sterblichen offenbart; Keiner ihnen das Gesetz der Heiligkeit vom Himmel gebracht. Von den Urhebern der frühesten und der jüngsten Religionen wurde das Wissen vom Göttlichen in der Welt vorausgesetzt. Lehrer und Gesetzgeber des Alterthums reinigten nur die rohen Vorstellungen ihres Volks von jenen Unvollkommenheiten, die ein Erbe aus noch kenntnißärmern Zeiten waren. Sie läuterten die Begriffe vom Gerechten und Guten. Sie befestigten, für allzusinnliche Zeitgenossen, die Ideen vom Uebersinnlichen vorsichtig im Boden der Sinnlichkeit. Sie kleideten darum das Unsichtbare, in Sichtbares, ein; hüllten es in die Pracht feierlicher Gottesdienste; unterstützten das Ganze mit Hoffnungen, Wundern und Schrecken. Nicht für das, was, in jeder sich klar gewordenen Vernunft, eine, selbstgewordene, unerlernte Gewißheit ist, fordern sie Glauben, sondern für das Erlernte, und für höhere Einsicht und Würde des Lehrenden; gleich wie man auch von Kindern, die zur Selbstprüfung nicht gereift sind, nothwendig Glauben an der Aeltern höhere Einsicht und Würde fordert. So darf uns nicht befremden, daß Nationen im Stande unentwickelter Kindheit des Geistes, wenn auch ihr Verstand für irdische Verhältnisse und Bedürfnisse sehr ausgebildet sein mochte, dennoch das Ueberirdische reinsinnlich, und ihre Götter, in menschlicher Gestalt, dachten. Es darf uns nicht befremden, wenn sie Jehova, Brama, Buddha, Zerwan, Allah, oder mit wel-

chem Namen sonst die tausend Sprachen der Menschenkinder das Wesen alles Wesenden bezeichnen mögen, wie mit allen Tugenden, so mit Thorheiten, Schwächen und Leidenschaften der Sterblichen begabten, bis dem reifern Verstande diese Gebilde selbst lächerlich wurden, oder doch nicht das Höchste zu sein schienen. Ueber ihren Göttern sahn Rom und Griechenland noch Höheres walten, — ein Fatum, dem die Götter selbst untergeordnet waren.

Nicht daß ein höheres Wesen über der Welt walte, sondern was, und wie beschaffen dies Wesen sei, hat von jeher die Gedanken der Menschheit beschäftigt; und beschäftigt heut noch die Schulen der Theologen und Philosophen vieler Länder. Vergebliches Bemühn! Selbst der Menschengeist erkennt nicht die Beschaffenheit seines eigenen Wesens, sondern nur das Vorhandensein desselben durch Kenntniß (4.) seiner Aeußerungen. Ueber Beschaffenheit des Gotteswesens vernünfteln wollen, ist eitles Trachten. Wie mögen wir es ergründen, die wir uns in unsrer eignen Urheitlichkeit nicht ergründen können? Wir, die selbst in der Reihe der Wesen noch so tief stehn!

Wohl spricht man von den Eigenschaften unsers Geistes; eben so von Eigenschaften der Seele, des Lebens, der Materie, der bewegenden Kräfte des Lichts, der Wärme, Elektrizität u. s. w. Diese belehren uns aber nicht von der Insichbeschaffenheit des Wesenden, sondern nur von dessen Wirkungen, oder seinem Anderssein für uns; und da wir, in den Erscheinungen aus dem Wesen, Abspiegelungen desselben erkennen, bilden wir, durch Uebertragung, daraus Eigenschaften, d. i. besondere Wirksamkeitsweisen des uns, an sich unbekannten, Wesenden. So spricht man auch von den Eigenschaften Gottes, dessen Wirken wir, in der Natur, im Schicksal und im eigenen Geiste wahrnehmen. Aber wie wenig kennen wir von der Natur, die doch nur der tiefste Saum vom Gewande des Allerhöchsten ist! Wie wenig von ihrem

Walten und Wirken auf tausend fernen Weltkörpern, wo es ein ganz anderes, als auf dem von uns bewohnten kleinen Nebenstern einer Sonne ist.

Doch wie gering auch unser Wissen noch ist, ja, wie sehr wir uns auch noch irren können, indem wir das Vollendete in Natur und Geist zum Maßstabe von Gottes unendlicher Vollkommenheit machen, und was wir in jenen bewundern, als Zeugnisse seiner Eigenschaften nehmen: können wir denn anders, als nach dem Abglanz seiner Herrlichkeit uns, auf menschlich-kindliche Weise, ein Bild vom ewigen Allvater entwerfen? Nicht die Urgewißheit von seinem Dasein, sondern die Vorstellung seines Wesens, ist ein Vernunftglaube, dessen Nothwendigkeit gebieterisch aus dem Gesetzthum unsrer Erkenntniß und aus der Stellung unsers Geistes im All der Wesen hervortritt.

So bietet die unbegränzte Natur, sie die allgegenwärtige Sachlichkeit dessen, was den Sinnen gewahrbar ist, die Idee der Allgegenwart Gottes; sie, in allen belebten und unbelebten Gebilden ihre unendliche Einheit ausprägend, bietet uns die Vorstellung vom lebendigen und all-einigen Gott. Unser Anstaunen ihrer unwiderstehlichen Macht, ihrer Geheimnisse und Wunder lehrt uns von seiner Allmacht, seiner Allweisheit. Ihr Beseelendes und Beseligendes spricht uns von seiner Allseligkeit. — Eben so nehmen wir aus der Herrlichkeit unsers Geistes das, wovon keine sinnliche Erfahrung Kunde gibt, und was in denselben aus Gott hereinstrahlt, die Ideen des Unendlichen, Wahren und Heiligen, und eignen es ihm wieder zu. Darum nennen wir ihn das Unbedingte (Absolute), in welchem alle Artungen des Wesens und Seins bedingt sind; darum ihn den Schöpfer; das Weltall seine Schöpfung; ihn, den Ewigen, über Räume und Zeiten Erhabnen, den Allgütigen, den Allerheiligsten.

Wenn der kenntnißdürftige, mehr nachglaubende, als selbst-

denkende Großtheil der Sterblichen sich seine Gottheit noch zu menschenartig vorbildet; sie sogar des Zorns oder der Rache fähig hält; und den Widerspruch in einer Vorstellung nicht wahrnimmt, nach welcher Gottes Allbarmherzigkeit mit ewiger Strafe und Höllenqual des Sünders vereinbar sein soll: nein, lächeln wir nicht darüber, stolz auf unser vermeintes Besserwissen. Auch die Weisesten unter den Weisen bilden sich die Gottheit noch zu menschenartig vor, und bemerken nicht Widersprüche, welche entspringen, indem sie in Gott Eigenthümlichkeiten der menschlichen Natur, aber ins Unendliche ausgedehnte, vereinigen. Sie sprechen auch wohl von einem „Willen Gottes", als könnte im Allerheiligsten noch, wie im Menschen, ein So- oder Anders-Beschließen, ein Wählen zwischen Besserm und Schlechterm stattfinden; oder von ihm, dem „höchsten Vernunftwesen" und dessen „Gedanken", als wenn das Ur des Alls nicht ein Anderes, weit über alle Vernunft erhabnes Wissen sein möge; oder sie schaffen Gott zu einem ewig in Natur, Welt und Geistern, in starrer Nothwendigkeit waltenden, sich selber dunkeln, Fatum oder Schicksal; Andre wieder anders. — Kein Wort mehr über jene Vorstellungsweisen von Beschaffenheit des göttlichen Wesens. Ich könnte Mandeville's Fabel von Bienen wiederholen, welche noch keinen Menschen gesehn hatten, und, um sich seine Erhabenheit vorzustellen, ihm ihre Formen und Eigenschaften, als ins Endlose vergrößert, beilegten, woraus freilich noch immer kein Mensch, sondern nur eine ungeheure Biene ward; oder könnte wohl mit Paulus, dem Apostel, sagen: „Sie haben die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes in ein Bild verwandelt, gleich dem vergänglichen Menschen*);" und „da sie sich für Weise hielten, sind sie zu Thoren geworden."

*) Röm. 1, 23.

Unter allen Lehrern der Menschheit, vom Anbeginn derselben bis heut' kenn' ich nur Einen, der, menschlicher Weise, von Dingen und dem Verhältniß der Geister zum Allerhöchsten, am würdigsten gelehrt hat. Es ist der, welcher die Selbstoffenbarung der Gottheit in uns, durch seines Geistes Licht, von den Nebeln der Irrthümer reinigte, wie Keiner vor ihm und nach ihm. Es ist Jesus Christus.

---

## 117. Christus.

Es sei mir erlaubt, von ihm zu reden, wenn auch nicht ganz auf die unter Schriftgelehrten der vielerlei Kirchen und Glaubenssekten übliche Weise. In Aufschließung meines innersten Seins, darf ich die eigne Ansicht der außerordentlichsten Erscheinung nicht verschweigen, welche, seit dem geschichtlichen Wissen der Menschheit, je im Geisterreich hervorgegangen ist. Nicht von seiner Person will ich reden; sondern von seiner Lehre. Er selber sprach über seine Persönlichkeit wenig; und dann nur auf bildliche Weise, um sein Erscheinen, und den Zweck desselben, mit den bisherigen Ansichten des jüdischen Volks jener Tage, und mit den schriftlichen und mündlichen Ueberlieferungen seit Moses, in Einklang zu bringen, daß er nicht gekommen sei, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen*). Mehr, als er selber, sprachen seine Jünger und die Erzähler seines Lebens (die Evangelisten), von seiner Person; Alle mehr oder weniger verschieden, je nachdem sie seine Aeußerungen aufgefaßt, oder dem Ideenkreise derer, für die sie schrieben, angemessen gemacht hatten; alle mit dem Zweck, durch Schilderung der Würde und Herrlichkeit des von Gott in die Welt Gesand-

---

*) Matth. 5, 17.

ten, seinem Worte Glauben zu erwerben. Mehr, als die Jünger, wußten die spätern Verkünder des Evangeliums, die Ausleger der Worte der Apostel, über die Persönlichkeit Christi, über die verschiednen Naturen in derselben, sogar über Naturen und Personen in Gott selbst, zu sagen. Das Christenthum Christi selbst ward, in den Streitfragen über Christi Person, nur zu oft Nebensache; hinwieder ein menschliches Christenthum, aus Dogmen und Symbolen vieler Kirchen und Sekten hervorgebildet, Hauptsache. Wäre dieses aber die Hauptsache gewesen: so würde dem, der Jesum gesandt hatte, wahrlich es ein Leichtes gewesen sein, alle Irrthümer, abweichende Auslegungen und Zweifel der Nachwelt unmöglich zu machen.

Abgesehn von Allem, was das Priesterthum verflossener Zeiten und gegenwärtiger, über die in Sagen- und Bildersprache des Orients gehüllte Geschichte der Person Jesu mündlich und schriftlich gelehrt und geträumt hat; abgesehn von Allem, worüber Weise und Unweise, welche sich seit dem ersten bis zum neunzehnten Jahrhundert jemals mit Christi Namen schmückten, in mancherlei Behauptungen und Widerlegungen, in gegenseitigen Verketzerungen und Verfolgungen, christuswidrig, auseinander gefallen sind: bleibt immer, selbst für Juden und Heiden, selbst für den philosophischen Zweifler Eins noch, des höchstens Erstaunens würdig. Ich würde dies Eine, wiewohl es vor Augen liegt, unbegreiflich nennen, falls ich darin nicht „den Finger Gottes" sähe, das heißt, ein wunderweises Lenken und Ordnen des Schicksals im Geisterthum, wie ich es schon im Weben und Wirken der Natur erkenne. Wenn Zeichen und Wunder, vor Alters, unter wundersüchtigen und wundergläubigen Barbaren verrichtet, den spätern Jahrtausenden nicht mehr als Urkunden einer göttlichen Sendung, genügen können: so werden Wunder andrer Art, die wir erst in unsrer Zeit verstehen und die nicht geringer sind, als die, welche wir in

Schöpfungen der Natur anstaunen, voll unerschütterlicher Gültigkeit und Kraft verbleiben müssen.

Es hat Sokrates, Plato und Zeno, alle erleuchtete, tugendhafte Weisen, die wir immer noch mit Ehrfurcht nennen, gelebt und gelehrt, bevor Christus kam. Wir kennen ihre Ideen, und bewunderns würdigen Vernunftträume von göttlichen Dingen. Sie waren Glanzpunkte im Geisterreich ihrer Zeitalter. Sie sind es nicht mehr für das heutige, in welchem wir, von höhern Standpunkten der Wissenschaft und Naturkenntniß, ihre Fehlschüsse nachweisen. Wer weist heut aber, in der Lehre Christi von göttlichen Dingen Irrthümer und Fehlschüsse nach, wenn dieselben nicht erst durch spätere Mißverständnisse und Auslegungen hineingetragen worden sind?

Aber jene Weisen des Alterthums, aber Moses, Zoroaster, Confutse und andre Propheten und Lehrer der Vorwelt, erscheinen dem Beobachter, im Sein der Zeiten, jeder wie ein Johannes der Täufer, nur als Vorgänger Christi, die ihm den Weg bereiteten. Was sie lehrten, war das Höchste für ihre Schule, ihr Zeitalter, ihre Nation. Religiöses Sein ist das wirkliche Geistes-Leben der Völker, welches deren Wandeln und Handeln mächtiger regelt, als das bürgerliche Gesetz. — Nach jenen Vorarbeitern kam Jesus Christus, und ward das Licht, nicht seines Zeitalters, sondern aller Zeitalter; nicht seines Volkes, sondern der Menschheit. Er ist der Vorläufer keines Weisern geworden. Und wenn noch heut Zwiespalt herrscht, trägt nicht seine von ihm verkündete Wahrheit die Schuld, sondern Irrthum und Schwäche seiner Verkündiger. Es gibt nicht zwanzig, dreißig Christenthümer, sondern nur ein einziges Christenthum; und dieses ist die wahre Weltreligion; und dies ist sie, weil göttlichen Ursprungs; und sie ist dies, weil geläuterte Selbstoffenbarung der Gottheit im Wesen aller menschlichen Geister.

Durch Jesus erst ward die Selbstoffenbarung Gottes, die sich den Sterblichen lange Zeit in ungewissen Ahnungen kündete, zum reinen, lichten Bewußtsein erhoben; durch ihn das Verhältniß unsers Wesens zum höchsten Wesen, durch ihn das Gebot der Geistesfreiheit und Selbstheiligung von Irrungen des blöden Verstandes, von Schnörkeln der Schulsysteme, von Sophismen irdischer Selbstsucht geläutert; durch ihn der Blick in das Ewige beseligend. Und was von diesem Allen in der Vorwelt nur stückweis, mangelhaft, oder mehr oder minder fantastisch und verworren, in Mysterien der Priester, in Schulen der Weltweisen, nur einzelnen Nationen, einzelnen Auserwählten, mitgetheilt worden war: das ward, durch ihn, was es sein sollte, Gemeingut des menschlichen Geschlechts. Er aber gewährte es in einer Vollendung, wie es die scharfsinnigsten Denker, vor und nach ihm, nicht vollendeter gewährt haben und gewähren konnten; und zugleich in einer Einfalt und Klarheit, daß selbst Unmündige und Wilde die ewigen und höchsten Wahrheiten, wie er sie, losgeschält von Kirchlichkeiten und Nationalitäten, gab, nicht bloß als Erlerntes, glaubten, sondern mit Ueberzeugung begriffen. Sein Wort war kein Räthsel für die menschliche Vernunft, sondern eben das, was sie in sich selber befriedigte; war die einzig mögliche Lösung des dunkeln Welträthsels für sie. Ein trübes Wissen und Ahnen vom Göttlichen ward, durch ihn, zum Wort.

Dies Wort der frohen Botschaft, seine Lehre, war nicht seine Lehre und Offenbarung, sondern, wie er selbst sagte*), Gottes in ihm; und war, wie er selbst sagte, eine Wahrheit, welche jeder erkennen kann, weil sie schon in jedem Geiste von Gott gegeben wohnt**), und ihn von den Fesseln des Thierthums frei

*) Joh. 7, 16. 17.

**) Röm. 2, 14. 15.

macht[1]). Und weil eine Selbstoffenbarung des höchsten Wesens in den Geistern allein eine Ur-Wahrheit ist; alles Andre nur menschlich Ersonnenes und Beigefügtes: so mahnte er, uns in ihr zu heiligen; dem Vollendeten und Vollkommnen nachzustreben, wie Gott auch das Allvollkommne ist[2]). Darum konnte schon einer der ersten Christusjünger rufen: „In allerlei Volk, welcher Gott fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm[3])!" Die Hauptsumme der von Christo entschleierten Gottesoffenbarung ist: Es ist ein allwaltender, allgegenwärtiger, unsichtbarer Gott, ein höchster Geist[4]). (Auch in den Halbwilden von Amerika's Urwäldern, wohin nie der Name Christi erscholl, spricht sich innere Offenbarung durch Verehrung des „großen Geistes" aus.) Er ist der Vater des Wesenalls[5]); in ihm leben und weben und sind wir; wir seine Kinder, ewig mit ihm im göttlichen Vaterhause, wo der Wohnungen viele sind[6]), und jeder empfängt und wird, was er durch Selbstheiligung geworden[7]). Das höchste der Gebote Christi zur Selbstheiligung ist aber: Liebe Gott über Alles, den Nächsten als dich selbst; oder, was du willst, das dir Andre thun sollen, das thue ihnen auch. Dies ist der heilige Grund aller Pflichten der Gerechtigkeit und Güte.

So stellte Christus, menschlicher Weise zu reden, die gesammte Menschheit, als eine große Gottesfamilie, dar; unter sich Brüder und Schwestern; zum Allvater, als Kinder desselben. Er

---

1) Joh. 8, 32.
2) Matth. 5, 48.
3) Ap. Gesch. 10, 35.
4) Joh. 4, 24.
5) Matth. 6, 9.
6) Joh. 14, 2.
7) Gal. 6, 8. 9.

nannte nicht seine eigne Mutter, nicht seine leiblichen Brüder nur, die ihm Verwandtesten, sondern sprach: Wer den Willen thut meines Vaters im Himmel, der ist mein Bruder, meine Schwester, meine Mutter*). Wie er den Allvater seinen Vater, so nannte auch er sich hinwieder einen Sohn Gottes, wie auch alle Menschen „Söhne Gottes"**) (ʽυιὸι του Θεου). Und wie er sich einen Gottessohn nannte, so auch einen Menschensohn, der nicht göttliche Anbetung und Dienst forderte***), wohl aber, daß man in ihm und seinem Wort den Vater ehre, der ihn gesandt hatte†). Wiewohl jeder Sterbliche, welcher zur Erleuchtung der Miterschaffnen, sei es in weitern oder engern Kreisen wirkt, ein Werkzeug des Allerhöchsten, ein von demselben in die Welt Gesandter genannt werden kann, ist Christus dieses doch im herrlichsten Sinn des Wortes. Seine Enthüllung der Gottesoffenbarung, seine Lehre, welche Stamm und Wurzel aller Religionen in der Welt ist, bezeugt, daß, wie in jedem Geiste Göttliches wohnt, in ihm eine Fülle des Göttlichen war. Und wem diese Urkunde der göttlichen Sendung nicht genügt, der findet sie in den Wundern der Weltgeschichte, in der weltordnenden Gewalt über den Entwicklungsgang des Menschengeschlechts.

Denn Christus erschien, zum Welterlöser aus den Banden der Geistesfinsterniß und Verthierung, „als die Zeit erfüllet war"; da sein Wort Wurzel schlagen und das Senfkorn des Evangeliums zum weltbeschattenden Baum aufwachsen konnte; nicht früher, nicht später! Er erschien, als viele Propheten und Weisen der Völker schon ihm den Weg bereitet hatten; als in einem großen

*) Matth. 12, 50.

**) Röm. 8, 14—46. Matth. 5, 45.

***) Matth. 20, 28.

†) Joh. 5, 23.

Theil der Erdbewohner schon, unter tausendjährigen Erfahrungen, der Verstand zu höherer Selbstthätigkeit gestärkt worden war; als durch Centralisation der Staatsverwaltung von vielen Ländern dreier Welttheile, die alten Verhältnisse derselben erschüttert und alle dem Scepter eines einzigen Gebieters untergeordnet lagen. Er erschien, als das römische Weltreich (niemandem ahnte es damals noch) bald unter seiner eignen Last, und das Heidenthum bald unter seinen eignen Zweifeln, zusammenbrechen sollte; als die Legionen der Cäsaren, im Umtausch ihrer Standorte, vom Tajo zum Euphrat, vom Nil zur Themse wanderten und, überall andern Göttern begegnend, an den eignen irre werden mußten. Wäre Christus früher in die Welt getreten, würde sein Wort auf den Kreis einer vereinzelten Nation beschränkt geblieben sein, wie einst das mosaische Wort; nun sprach Christus zu einem unermeßlichen Weltreich.

Und er erschien inmitten eines kleinen asiatischen Volks, jedoch eines solchen, in welchem Moses schon die Idee der All- und Einheit Gottes geweckt hatte. Hier, wie nirgends noch, war das Erdreich zum Empfang des auszustreuenden Samens vorbereitet. Das Erscheinen Christi in der rechten Zeit, am rechten Ort, um mächtig in den Entwicklungsgang der Menschheit einzuwirken, war, wie jedes Geborenwerden eines Sterblichen, nicht sein Werk, sondern das einer höhern Hand. Nennt Ihr es Zufall? — so ist abermals Zufall Euer Gott. Aber der Bau der Feldblume, wie des ganzen Erdballs und der endlosen Weltenfamilie des Himmels, die Verkettung Eurer Lebensereignisse, wie der Völkerschicksale, verkünden ein stilles Werden und Ordnen nach einem Gesetz, welches weit über alles menschliche Ergründen hinaus liegt.

Christus erschien;. lebte wenig beachtet; war kein Hochgestellter seines Volks; suchte nicht Umgang mit Großen und Reichen, sondern da, wo gewöhnlich Sittenreinheit und Unverdorbenheit des

Gemüths am meisten gefunden wird, in den Mittelklassen des Volks. Hier, im heiligen Wandel, lehrte er Heiligendes; verbreitete er Licht über die höchsten Angelegenheiten der Menschheit, wie Keiner vor ihm; war fast noch Jüngling, kaum noch in sein Mannesalter eingetreten; und, mißverstanden von Vielen der Zeitgenossen, oft selbst von seinen Blutsfreunden und Schülern*), besonders aber von Priestern, Weltgelehrten und Staatshäuptern. Durch diese ward er, drei Jahre nach seinem öffentlichen Auftreten, zum Tode geschleppt. Er war nicht der Erste, welcher die Wahrheit seiner Ueberzeugungen, die Tugenden seines Lebens, mit eignem Blute besiegeln mußte; aber der Erste, bei dessen Tode der Vorhang vor dem Allerheiligsten des Geisterthums zerriß, daß das Allverhüllte unverhüllt und offen vor den Augen aller Sterblichen dalag. Da erblickten sie Gott in seiner Herrlichkeit, als ihren und aller Wesen Vater; da sich selbst, als seine Kinder; da vor sich die Ewigkeit aufgethan, als ihr Vaterhaus, und die Liebe, als den Himmelsweg dahin.

Unter Allen, die je auf Erden vom Weibe geboren worden sind, hat keiner, wie Christus, so außerordentlichen Verwandlungen der Menschheit, und dadurch so ungeheuern Umwälzungen der Reiche, der Sitten, der Gesetzgebungen, der Wissenschaften, den Ursprung gegeben. Wie gar nichtig und flüchtig sind die Thaten und Stiftungen aller Pharaonen, Cäsaren und Chane geblieben, in alter und neuer Zeit, mit ihrem blutigen Schwert und ihrem verblendenden Golde! Jesu That war das Wort! Es fiel erschütternd in den Ozean der Zeiten, und die Erschütterung pflanzte sich fort in immer mächtigern Wellenschlägen, in immer ausgedehntern Kreisen; von einem Jahrtausend zum andern, und noch heut immerdar durch alle Welttheile künftigen Jahrtausenden entgegen.

---

*) Joh. 36. Matth. 20, 20—28.

Anfangs trugen nur wenige Jünger das Jesuswort durch die damals bekanntern Gegenden Asiens, Europa's, Afrika's. Jeder gab es, wie er es von dem göttlichen Meister empfangen, und sprach von ihm nach Maß eigner Begeisterung, Ansicht, Bildung und Gemüthsweise; oder mit Rücksicht auf Uebungen, Denkarten Vorurtheile der verschiednen Nationen. Sie mußten Allen Allerlei werden, um Viele zu gewinnen*). Die bildliche Sprache des Orients, der jüdische Aberglaube, oder die mosaische Offenbarung und deren rabbinische Auslegung wäre dem Römer, dem wissenschaftlich gebildeten Griechen Fremdes gewesen. So entstanden eben dadurch, unter den ersten Christen schon, unvermeidliche Mißverständnisse und abweichende Vorstellungsarten über die Persönlichkeit des Urhebers der Weltreligion. Der Eine sprach: Ich bin Paulisch; der Andre: ich bin Apollisch; der Dritte: ich bin Kephisch; der Vierte: ich bin Christisch!**) Und die Spaltungen dauerten fort. Spricht man doch heut auch noch: Ich bin Griechisch; ich bin Römisch-katholisch; ich bin Lutherisch; ich bin Reformirt, oder Pietist, Methodist, Mennonit u. s. w. Aber das Licht der göttlichen Urwahrheit, wie es Jesus ins Reich der Geister gebracht, leuchtete im Innern aller Hüllen, Sekten und Kirchen, mit denen es menschlicher Witz, oder menschliche Unwissenheit, umgab. Es leuchete, wohin es, selbst von einzelnen Kriegern, welche den römischen Adlern folgten, getragen worden war, vom Jordan bis zu den Pyrenäen und zum Indus; von Aegypten bis ins schottische Gebirg.

Dann erst, als die Funken überall still glommen, riß ein Sturm der Verhängnisse Völkerhorden aus uralten dunkeln Wohnsitzen und schleuderte sie, wie Spreu, durch einander; und die

---

*) 1. Kor. 9, 20—22.

**) 1. Kor. 1, 12.

Funken wurden zu lodernden Flammen, auf daß Alles in Erkenntniß des alleinigen Gottes entbrenne. Siegende und besiegte Legionen, begeisterte Jesusjünger und wandernde Barbarenstämme, alle von einer unsichtbaren Macht des Schicksals getrieben, wurden zu Werkzeugen des Jesuswortes. Selbst Stifter andrer Religionen, von Mahomed in Arabien bis Nanek unter den Shiks, kamen nur, dem Geiste der Christusreligion, durch die Wildnisse Asiens und Afrika's, den Weg zu ebnen, indem sie, wie früher Moses bei seinem Volke, die Götzen des Heidenthums von den Altären stießen, und die zwar noch blöden, aber doch schon gereiftern Geister zum unsichtbaren, alleinigen Gott hinaufwiesen.

Der Weltsturm legte sich. Zertrümmert lag das römische Weltreich. Nichts vom ehmaligen Zustand europäischer Verhältnisse war geblieben, als das Christenthum. Seit dem Tage auf Golgatha hatte eine ganz neue Geschichte der Erdbewohner begonnen. Aus den Strömungen und chaotischen Mengungen der Völker, in welchen Jerusalem, Theben, Athen und Rom versunken lagen, schien, wie aus dem Schlamm einer langsam verlaufnen Sündflut, eine neue Menschheit hervorgestiegen. Wohl sah man, durch allgemeine Barbarei, die ehmalige vielgefeierte, heidnische Civilisation überwältigt; aber sich bald auch die rohe Tugend der Barbaren mit der Sittenanmuth der Ueberwundnen schmücken. Wohl sah man den einfachen Adel des Urchristenthums, mit Lappen griechischer Schulgelahrtheit morgenländischer Fantasien, mit Ueberbleibseln des Judenthums, wie des heidnischen Götzenthums, entstellt; aber auch in den Völkern eine höhere Inbrunst für das Göttliche und Ewige entzündet. Nicht bloß der gemäßigtere Himmelsstrich Europa's führte ein schnelleres Abstreifen der Wildheit und Barbarei herbei; mehr noch das Himmelslicht der Christuslehre brachte ein geistigeres Leben. Die Verkünder desselben retteten in Kirchen, Klöstern und Schulen, die in Schrift bewahrte Erfahrung

und Weisheit der Vorzeiten. Wärme und Licht des Göttlichen im Evangelium machte die Kette der Leibeigenschaft, die Eisenscepter der Tyrannen, die Bande todten Kirchenglaubens verwittern; die Nebel des ererbten Aberglaubens nach und nach auseinanderfließen.

Und abermals „war die Zeit erfüllt", zu einem neuen Weltalter reif. Es sprengte die Kraft des Schießpulvers jetzt die Felsenburgen zwingherrlichen Ritterthums und verrückte die erschütterten Schranken erblicher Stände und Kasten. Es lüftete ein kühner Schiffer den Vorhang von unbekannten Weltgegenden, und knüpfte, rings um den Erdball, Verband und Verkehr zwischen Nationen, die von ihrer gegenseitigen Vorhandenheit, seit Jahrtausenden, nicht gewußt hatten. Das Jesuswort scholl über die Meere hinaus in die Wildnisse Amerika's und Australiens. Nun schüttete Guttenberg's Werkzeug die Schätze des Gotteswortes und des Alterthums in die Tiefen des Volks, und ward ein Sprachrohr der Geister zu Geistern, wie zu denen, die nach Jahrhunderten noch kommen sollen. Nun erst strömte der Geistesreichthum, welchen Christus gegeben, in das Leben andrer Welttheile über. In Europa selber, dem bisherigen Herde des ewigen Lichtes, hatten schon einzelne Glaubenshelden, die Tennen der Kirche, nach dem Bedürfniß ihrer Tage, gefegt, und Anfang gemacht, die Spreu des Juden- und Heidenthums vom fruchtbringenden Kern zu scheiden.

Und der Staub und Moder der verweseten Vorwelt fällt noch mehr und mehr, von Jahrhundert zu Jahrhundert, ab von den Völkern und ihren Thronen, ihren Gesetzbüchern, Kriegspanieren, Altären und Richterstühlen. Das ist der Zauber des Evangeliums! Schon sehn wir, inmitten der civilisirten Barbarei, allerorts der sittlichgroßen, hochmenschlichen Wesen, d. i. der reinen Jesusjünger viele. Diese Entwilderung der Menschheit, diese Civili-

sation, wer mag der Weltgeschichte widersprechen? ist das Werk des Christenthums! Vom Christenthum aus, weht im Verkehr der Nationen, in Befreundung der Civilisirten mit Barbaren, nun schon ein heiligender Sinn durch Glauben und Sitte selbst der Bekenner des Korans, wie des mosaischen Gesetzes, der Veda's, wie der Zendavesta. Die Religion Jesu, diese enthüllte Selbstoffenbarung Gottes, durchdringt und verklärt langsam, aber unwiderstehlich, immer mehr die andern Religionen. Sie wird derselben innerstes Leben, trotz Beibehaltung von deren äußerer, verwitternder Rinde der Bräuche und Meinungen in Tempeln, Pagoden, Synagogen und Moscheen. Sie wird deren innerstes Leben, weil das Göttliche und Heilige das innerste Leben aller Geister ist.

So ist das Senfkorn, ausgesäet an den Ufern des Jordans, emporgewachsen zum jugendlichen Baume, wie der es vorausgesagt hat, der es säete. Wäre mir zum Beweis der göttlichen Sendung Christi, oder der Wahrheit seiner Lehre, ein Wunder vonnöthen: hier ständ' es vor mir in der Schicksalsgeschichte der Menschheit. Und dies Schicksal ist Wirken des ewigen Weltordners in der Verflechtung der Ereignisse, in der Verspinnung von Ursachen und Wirkungen, in höchsten, wie tiefsten Sphären des Wesen-Alls.

Hier könnt' ich meine Ansicht des göttlichen Alls schließen, denn mir fehlen für das, was ich noch andeuten möchte, Zeichen und Worte. Vielleicht hätt' ich früher schweigen sollen, um der Verdammungssucht von Kirchengläubigen und Schulweisen zu entgehn. Mögen sie aber mir verzeihn, wie ich während des Erdelebens auch meinen Gegnern jederzeit verziehn habe. Ich folge dem Strahl der Selbstoffenbarung des Göttlichen in mir; er spiegelt sich anders in andern Geistern, wie die Sonne sich anders im kleinen Thautropfen des Halmes, und im weit-erglänzenden See

spiegelt. Religion und Philosophie aber sind, ich wiederhol' es, ein untrennbares, himmlisches Geschwister, was immerhin die unter sich hadernden System= und Glaubens=Künstler sagen mögen. Was wider die Vernunft streitet, streitet wider das Gottesgesetz in den Geistern. Was über die Gränzen der Vernunft, weil über die Gränzen unmittelbarer und mittelbarer Erfahrung (12.) hinausgeht, doch ohne Widerspruch des Vernunftgesetzes, wird Ahnung und Glauben. Wer aber der Vernunft in Glaubenssachen ihr Recht versagt, verdächtigt bei vernünftigen Wesen den eignen Glauben.

Und so wag' ich's, wenn auch nur unvollkommen und bildlich, aber folgerecht mit allem Frühergesagten, noch meine Ansichten vom sogenannten Gericht Gottes über die Geisterwelt, und von der sogenannten Persönlichkeit Gottes auszusprechen.

---

### 118. Schicksal, Verhängniß. Göttliches Gericht.

Ja, es besteht eine göttliche Leitung der Verhängnisse, eine heilige Weltordnung, welche, im Natur= und Geisterreiche, fortschreitend zum Vollkommnern drängt. Deß ist Jedermann täglicher Zeuge. Er ist's, beim Rückblick auf vergangne Tage seines eignen Lebens, und auf vergangne Jahrtausende unsers Geschlechts.

Eine bedeutungslos scheinende Begebenheit, eine Umstimmung der Witterung, eines Kindes Spielerei, wirkt mit unberechenbaren Erfolgen in der Verknüpfung der Dinge fort, welche den Sterblichen zuletzt Hoffnungen ohne Zahl vereiteln; die schlauesten Pläne zerreißen; Heere vernichten; Staaten umwälzen; Welttheile umgestalten. Niemand sieht sie vorher; niemand hat Macht, sie abzuwehren. Kein Sterblicher ruft sie aus dem Gewühl allseitiger Bewegungen herbei. Sie kommen und quellen aus dem dunkeln

Schoos der Umstände, gegen ihn an. Er nennt sie Schickungen des Verhängnisses, Zufälle, Schicksale, blindes Fatum, oder aber Walten einer göttlichen Vorsehung; und unterwirft sich ihrer Nothwendigkeit. Denn die Nothwendigkeit ist das eherne Gesetz des Schicksals, weil das Gesetz der Natur (81.), in der Gesammtheit ihrer Bewegungen; das Gesetz, nach welchem sie, in sich selbst ändernd (53.), ihre Erregungen durch das Reich aller Einzelwesen, vom Verwandten zum Verwandten (77), ewiglich fortpflanzt. Daher, was heut im Innern des Erdballs und auf seiner Oberfläche geschieht: Erdbeben, wie Pestilenzen, Veränderungen der Klimate, wie der Völkerzustände, Familienbegebenheiten, wie Begegnisse des Einzelnen, sind, in der Verflechtung der Ursachen und Wirkungen, ein Nachgebornes aus der Geschichte des ersten Tages, an welchem der Erdball menschlich bewohnbar geworden ist.

Auch der Menschengeist, der Verwandte der Natur (80.), empfängt die Einwirkungen derselben. Sie setzen seiner Thätigkeit unabänderliche Bedingungen und Schranken. Er gibt sich die Umstände und deren Wechsel nicht selber; er kann sie nur benutzen. Er nennt sie glückliche und unglückliche, gute und böse. Sie sind es an sich selbst aber nicht; der Mensch macht sie sich dazu, durch Klugheit oder Unklugheit, durch Tugendlichkeit oder Sündlichkeit. Die Natur ist sündenlos (84.); also auch die Verstrickung ihrer Thaten und Werke, das Schicksal. — Hinwieder wirkt an der Mensch erregend auf die ihm verwandte Natur ein. Jede seiner Handlungen spinnt sich im dunkeln Schoos der Wesenheiten und Dinge, ihm unbekannt, als ein langes Gefolge von Aenderungen und Ereignissen, ins Unendliche fort. Da liegen sie außer seinem Gesichtskreis; außer dem Gebiet und Gesetz seines Willens; im Gebiet der Naturnothwendigkeit. Das aus seinem Mund geworfene Wort, der von seiner Hand geschleuderte Stein,

gehören ihm nicht mehr. Sie sind einer fremden Gewalt anheimgefallen, die nach eignem Gesetzthum verfügt. Im gehört allein die Wahl der Handlung, die in ihr gewaltete Absicht an; die gute oder böse; vernunftgemäße, oder vom Gesetz der Heiligkeit verworfene. Das Gute, was er bezweckt, kann in der Wirklichkeit zum Unheil entarten; das Uebel, welches er stiften möchte, segenvoll nachwirken. Doch ihm gebührt weder der Ruhm von diesem, noch der Vorwurf von jenem. Darum ist des Menschen Urtheil trüglich, der nur die That sieht; darum geht seine Rechtspflege mit verbundenen Augen einher!

Hat der Geist des Sterblichen keine Gewalt über das Schicksal, so ist auch er hinwieder dem Gebot desselben nicht unterthan. Er kann die Ereignisse des Tages und der Stunde nicht abwehren; aber mit Besonnenheit und Kraft auf sie zurückwirken, treu dem eignen Gesetzthum. Wer Ehre, Rang, Pracht, Reichthum und andre Scheingüter des Lebens nicht, als Wesentliches des irdischen Daseins, über Alles liebt, sondern Selbstheiligung, durch Gerechtigkeit, Güte und Wahrheit, steht über jedem Schicksal erhaben. Das Geschick kann ihm Gesundheit, Freiheit, selbst Leben rauben; aber nicht Tugendsinn, nicht Liebe und Wahl des Heiligen, nicht Unsterblichkeit. Der Heldenmuth des Geistes kann und wird eher das Band zwischen sich und der Natur zerreißen, als das Band zwischen sich und dem Göttlichen.

Nur der menschliche Leib, dies Eigenthum und Werk der Natur, bleibt, mit Allem, was ihm in der Sinnlichkeit zusteht, ein Spiel der Verhängnisse. Der Geist soll es nicht sein! Wir leben wohl in der Natur, aber nicht für sie: sondern für höhere Sphären der Geister und für das Göttliche in denselben. Wer für die Natur lebt, ist, wie jedes beseelte Thier, ihr Knecht. Wir leben nicht für uns allein, sondern für Andre unsers Wesens. Wir sterben nicht allein unsrer willen, sondern auch Andrer

willen, zu deren Bestem und Geistesheile. Alles lebt, alles stirbt für einander zum gegenseitigen Wohl. Denn in der Natur, wie in der Geisterwelt, und beide umfaßt das heilige Gottesreich, steht nichts vereinzelt für sich; geschieht nichts, ohne Zusammenhang mit Allem; und treibt Alles und reift Alles zum Vollkommnern empor (108.). Was wir Schicksal nennen, ist Offenbarung der göttlichen (moralischen) Weltordnung, — Gottes Finger!

Weil unsre Geburt, wie unser Tod, beides von einer allweisen Schicksalsverkettung abhängig, nicht bloß unsre eigne Persönlichkeit allein berührt, sondern auch für Andrer Bestes stattfindet: warum klagen wir mit unsern Thränen, wenn wir auch Gott nicht nennen, doch sein Walten im Schicksal an, falls ein Vater, eine Mutter inmitten unerzogner Kinder stirbt? oder ein Liebling in der Blüte schöner Hoffnungen? oder ein Bösewicht in seiner ganzen Sündigkeit? oder ein Säugling, ein Kind, welches kaum das erste Licht erblickt hat? Sie Alle traten in die Welt und schieden aus ihr, nicht nur und ausschließlich ihrer selbst wegen, sondern auch für Andre. Der Augenblick der Geburt, wie des Todes, ist leise Verwandlung der Verhältnisse im ewigen All; Uebergang des ewig Wesenden in ein anderes Sein (52.). Du fragst: Wozu ist der Mensch hier gewesen, der während, oder bald nach seiner Geburt stirbt? Er erschien und verschwand, nicht seinetwillen einzig, sondern auch einwirkend in Geistesgang und Loos Andrer; er hat seine Bestimmung im Allerheiligsten Gottes erfüllt. Du fragst, wenn unter einstürzenden Bergen, unter versinkenden Inseln, oder Schiffen, unter Gifthauch länderverödender Seuchen, Tausende hinweggerafft werden: Warum sind sie gleichzeitig, unter dem unbarmherzigen Streich ihres Verhängnisses gefallen, gleich den Halmen des Grases unter der Sichel des Schnitters; ohne Unterschied; der Säugling, wie der Greis;

der Schuldlose, wie der Schuldbeladene? — Allerdings steht der irdische Leib nicht höher, als der Lebensbau des Grashalms; beide sind Erzeugnisse der Natur; und was in beiden wesete, ist, weil unvernichtbar an sich, noch immer und ewig unvernichtbar (52.). Aendern und Wechseln des Endlichen im Unendlichen, ist weder Thatsache der Barmherzigkeit, noch Unbarmherzigkeit; so wenig das bloße Aendern und Wechseln des Gedanklichen im Geiste, Thatsache seiner Barmherzigkeit, oder Unbarmherzigkeit ist; und der Tod des Menschen so wenig, wie seine Geburt, eine Belohnung, oder eine Strafe ist.

Lohn und Strafe sind Begriffe, welche wir nach Wirkungen der Natur schufen; nach Wirkungen, die nothwendig auf unsre ihr gemäßen, oder ungemäßen, Handlungen folgen. So wird Süßigkeit der Ruhe nach vorhergegangnen Arbeiten erst recht erquickend; aber Genuß unverdaulicher Nahrung erzeugt Unwohlsein. Reinlichkeit belohnt, Unreinlichkeit bestraft sich selbst. Die angenehme Wirkung, gleichsam der Lohn, oder Dank der Natur, ist nur Reizmittel, ihrem Gesetz gemäß zu handeln; ihr schmerzliches Einwirken, ihre Strafe, nur ein Reizmittel, ihr Gesetz künftig nicht zu verletzen. Selbst die Naturstrafen bezielen Besserung (85.). Thiere belohnen und bestrafen einander nicht. Sie kennen nur instinktmäßige Liebe und Nothwehr und Rache. Der Menschengeist versteht aber das Heilige und Heiligende in der Naturordnung, welches mit seinem Innersten übereinstimmt, und, als Göttliches im Wesen der Natur, doch ihr unbewußt, sie verklärt. Lohn und Strafe sind weder Dank noch Undank der Natur, oder des Schicksals, für unsre Handlungen; sondern nur auf sie und ihr Wirken übertragene Vorstellungen. Klagen über ein unverdientes Schicksal sind daher an sich thöricht. Unsre Tugenden erwirken und verdienen sich nicht sinnlich-angenehme Einwirkungen von der Natur, sondern innere Selbstachtung, Selig-

keit des Gemüths. Man sagt mit Recht: „Tugend belohnt sich selbst“; kann nicht irdisch vergolten werden.

Wenn ich einerseits wahrnehme, daß der Geist des Menschen den Lohn seines Strebens nach Vervollkommnung, nicht in Außendingen, sondern eben in dieser Vervollkommnung selbst findet; anderseits, daß weder in ihm, noch in der Natur außer ihm, ein sprungweiser Uebergang vom Tiefern zum Höhern, von mindrer zur größern Entfaltung, erkannt wird, sondern ein allmäliges, stufenweises Fortschreiten vom Gleichartigen zum Gleichartigen: so erkenn' ich, daß der Geist nach seiner Trennung von der irdischen Hülle, oder nach dem Leibestode, durchaus derselbe, mehr oder minder, veredelte, bleibt, der er gewesen ist. Die Stufe, welche er auf der Erdenwelt errungen hat, bleibt die seinige, nach dem Uebertritt in andre Verhältnisse des unendlichen Gottesreichs. Der Thiermensch verwandelt sich nicht plötzlich in den vollkommnen Gottesmenschen; der sündige, blinde, schwache Geist nicht plötzlich in den vollendeten, heiligen. Es verträgt sich weder mit dem göttlichen Gesetz in unserm Innern, noch mit den Lehren der Natur, jener Glaube, daß der Geist nach dem Tode, durch Bitte oder Verdienste Anderer, erhöheter werde. „Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen!“ Das ist göttliches Gericht; ein anderes, als menschliches!

---

### 119. Von der göttlichen Wesenheit.

Jene Urgewißheit vom Dasein und Walten eines höchsten Wesens, jene unentreißbare Ueberzeugung von einer göttlichen Gesetzgebung und Ordnung, ist zuletzt die Achse, um welche sich alle Theologien und Philosophien drehen. Doch genügte auch das

noch nicht den Theologien und Philosophien der Sterblichen. Man wollte mehr wissen. Man fragte: Wo ist Gott? und was und wie ist Gott? Man forderte eine Vorstellung von der „Persönlichkeit Gottes."

Eine verzeihliche Forderung des Sterblichen, auch des weisesten! Verzeihlich, weil auch der Weiseste nur, vermittelst seiner äußern und innern Sinne, gleichsam aus den Mutterbrüsten der Natur erst Nahrung saugt, und daher fast sein gesammtes Gedankenthum vom Sinnlichen durchflossen besteht. Selbst die so erhabene, als menschlich-schöne Idee, welche Christus von der Gottheit (117.) darstellte, genügte den Kindern des Staubes nicht immer ganz. Sie kleideten sich das Urwesen des Alls noch weit sinnlicher, noch weit menschlicher ein; oder aber, wenn ihnen die Vorstellung einer menschenhaften Gottheit zu niedrig und thöricht schien, schufen sie sich das unbekannte Höchste aus dem Gekannten, und setzten sie das gesammte Weltall, oder das hinter demselben unsichtbar Wesende, die Natur, oder die sie und sich wissende allgemeine Geistheit des Menschenthums auf den Thron des Allerhöchsten. Sowohl die Einen, wie die Andern, waren und sind in mehr oder minder sinnlicher Denkweise bestrickt und gefangen. Sie tummelten sich entweder im geschlossenen Kreise ihrer abgezognen und reinen Begriffe umher; oder im schönen Irrgarten der Fantasien und Gefühle, in welchem sie Gottes Persönlichkeit, nach dem Ebenbilde irdischer Fürsten, mit Hofstaat von Engeln, Erzengeln, Heiligen und Heiliginnen umringten. Was vermochten sie anders? Sie konnten nicht aus sich, nicht über sich hinweggehn.

Denn ihr Wissen von dem, was weset, hatten sie zwar durch dessen Einwirken empfangen, aber darum noch keine Vorstellung von dem, wie das Wesende in sich beschaffen, oder was es an sich sei. Der menschliche Geist sogar besitzt eigentlich nur ein halbes Wissen seines Selbstes, nämlich das Bewußtsein des

eignen Wirkens; aber die andre Hälfte seines Wissens fehlt, nämlich das Bewußtsein der innern Beschaffenheit und Eigenthümlichkeit, durch welche er wirkt. Schon diese Wahrnehmung führt ihn mit Nothwendigkeit zu der Gewißheit, daß weder der Geist für sich, noch die Geistheit des gesammten Menschengeschlechts, noch die mit ihr engvereinte, sich unbewußte Natur des sich durch die Sinne verkündenden Alls, Gott sei; daß noch ein höheres Andre auch außerhalb unserm Bewußtsein wesen müsse, in welchem, wenn man so sagen dürfte, jene erhabnere Hälfte jenes Wissens wohnt, die uns fehlt: Gott, aus dessen Licht das Geisterthum hervorstrahlt, ohne mehr, denn Ausstrahlung zu sein, nicht das Licht in seiner Urheit selbst. — Vielleicht klingt diese Sprache mystisch; aber eben das Unwißbare, über Welt, über Natur, über alle Vernunftmacht des Geistes Schwebende ist das größte und anbetungswürdigste Mysterium, zu dem wir nur, wie ich hier, in mangelhafter Bilderschrift hinaufdeuten können.

Es sei fern von mir, die religiösen Vorstellungen der verschiednen Kirchen- und Glaubensparteien unter den Völkern, oder die der Philosophen von den ältesten Zeiten, bis Spinoza, Schelling, Hegel u. a. m. von Gott, und seiner Persönlichkeit und Nichtpersönlichkeit, bestreiten und widerlegen zu wollen, was sie ja ohnehin schon gegenseitig selber zur Genüge thun. Ich ehre, in ihnen allen, mehr oder minder edle Geistesblüten, die in mannigfaltiger Verschiedenheit doch immer das Eine und Selbe künden: Dasein einer allwesenden Gottheit. Nicht das Mangelhafte, selbst nicht das Unwürdige in menschlichen Vorstellungen von Gott und göttlichen Dingen ist das Tadelnswürdige: sondern allein der stolze Dünkel dabei, und die hässige Leidenschaftlichkeit der Sterblichen ist's, welche sich ausschließlich, als Inhaber des vollendetsten, besten Wissens, geltend machen wollen, und was ihren erlernten, oder selbstgefundnen Ansichten widerspricht, verhöhnen,

oder verfluchen. Während ihr Denken gottesvoll ist, erscheint ihr Wollen und Wirken gottlos.

Das kindliche Verhältniß der Menschen zum Allvater der vorhandnen Wesen hat Jesus Christus in unübertrefflicher Klarheit und Wahrheit ausgesprochen. Und er heiligte sich in dieser Wahrheit, wie er auch jeden in ihr heiliget, der sie in sein Selbst aufnimmt. Und jeder empfängt sie in sich, wie aus dem eignen Selbst Hervorgetretenes, weil das Höchste unmöglich menschenthümlicher ausgesprochen werden kann, für den scharfsinnigsten, wie für den ungeübtesten Denker.

Doch will ich, um die Welt- und Gott-Anschauung in sich selber abzuschließen, auch die Idee vom Verhältniß des Allerhöchsten im und zum unendlichen All des Vorhandnen darstellen, wie sie aus dem bisher Gesagten, hervortritt.

---

## 120. Gott das Höchste und Eine des Alls.

Die Meisten derer, welche sich der Erforschung von den wichtigsten Angelegenheiten des Menschengeschlechts zuwandten, scheinen mir darum oft irre gegangen zu sein, weil sie, schon in Vorbereitung ihrer Untersuchungen, einseitig verfuhren. Die Einen begnügten sich mit dem Schatz von Kenntnissen, welchen sie, auf dem Wege der Erfahrung, über Naturerscheinungen gesammelt hatten, ohne sich genauer um das Gesetzthum und eigenthümliche Verfahren des Geistes in seinen gedanklichen Wirksamkeitsweisen zu kümmern. Sie gelangten auf ihrem Erfahrungswege zur Vergötterung der Stoffe und bewegenden Naturkräfte (zum Materialismus), und verloren weit Edleres aus ihrem Anblick: die Heiligthümer der Menschheit, sittliche Weltordnung, Wahrheit, Recht, Tugend, Unsterblichkeit, welche ihnen leere Phantome, oder bloße Erzeug-

nisse und Bedürfnisse des gesellschaftlichen Lebens werden mußten. Sie waren, in eigentlicher Wortbedeutung, bloße Weltweise. — Andre hinwieder, ohne umfassendere Beobachtung und Erfahrung von Gesetzen und Wirkungen der Natur in deren unermeßlichem Reiche, mehr in sich selbst gekehrte Schul- und Stubengelehrte, beschäftigten sich ausschließlicher mit Betrachtung der Vermögen, Erkenntnißgesetze, Ideen und Bestimmungen von Thätigkeitsweisen des menschlichen Geistes. Sie fanden in ihm, in seiner Gedankenwelt, die Gesammtheit des vorhandenen Alls. Das Draußen ward ihnen zum chaotisch Fremden, welches nur im Kaleidoskop des Geistes, durch Nothwendigkeit in demselben, geordnetes Dasein empfing. So ward ihnen die gesammte Wirklichkeit zu einem Reich von Ideen und Begriffen; der Geist alleiniger Schöpfer dieses Reichs; er, oder der Gesammtgeist der Menschheit, der Gott darin; Wesen und Sein das Gleiche; und das vom Geiste Ungekannte ein Nichtvorhandenes. Sie mußten nothwendig auf dem Wege des Reinbegrifflichen zur Vergeistigung des Alls, zur sich selbst Vergötterung des Geistes (zum Idealismus und Spiritualismus) gelangen, und, mit der Wirklichkeit außer dem Geiste, auch einen höhern Gott verlieren; weil dieser selbst nur gedankliche Schöpfung war, oder sich mit ihm, dem Wesen-All, für eins und dasselbe (identisch) halten. Sie waren im strengsten Sinn des Wortes bloße Schulweise.

Widerspruch und Unzureichendes, welches in den Ansichten der Einen, wie der Andern, unvermeidlich auf dem gewählten Wege mittelbarer Erfahrung, von Außen, oder reinbegrifflicher Vorstellungsweise, führte andre Denker zum Zweifeln an der Wahrheit (zum Skepticismus), zum Mißtrauen gegen Möglichkeit unbedingter Gewißheit. Dies war einst mein Loos, bis ich die Aufmerksamkeit, aus dem Gebiet des Unbedingten der Ideen und des Reingedanklichen, auch dem ewigen Walten der Natur, und dem wun-

derhaften Schicksalsgang der Sterblichen zuwandte. Dann erst ward mir die Verwandtschaft und Verbrüderung der wesenden Natur mit dem Geisterthum (27.), und eine heilige, das All durchherrschende, Ordnung heller; ein Ahnen und Wissen dessen, was erhaben über Natur und Geist, im Unendlichen weset. Und ich ward inne, daß der gesunde Verstand der Menschheit, im Allgemeinen, von jeher das Wahre vollständiger erfaßt habe, als jene einseitige Weltweisheit, oder einseitige Schulweisheit.

Ohne Anwendung der Vernunftgesetze wäre keine Erkenntniß der Natur und ihrer mannigfaltigen Erscheinungen möglich, ohne Erregung des Geistes, durch Einwirkungen der Natur aber würden die Denkformen des Geistes ohne Inhalt, er selbst ein nichtswissendes Wissen sein. Eins ist dem Andern schlechthin Nothwendiges; Eins vollendet das Andre. Die Natur, im wesenhaften Verband mit dem Geiste, lehrt ihn, durch ihr eignes Wesensverhältniß, und wieder in dem seinigen zu ihr, auch jenes Verhältniß erahnen, in welchem sie und er zur in ihm geoffenbarten Gottheit, und hinwieder das Höchste des Wesenden, zum All der Wesenden aus ihm, stehe. Die Natur bezeugt, der Geist weiß in sich urnothwendig, daß im unendlichen, ewigen Wesenall keine Zusammenhangslosigkeit, kein Zwiespalt walten könne, sondern nur Einheit in Allem, und Alles in Einem; wohl Mannigfaltiges im Bewirkten, aber das Bewirkte im Wirkenden nur Selbsterfüllung (20.) von diesem.

Die Natur bezeugt und lehrt, wie sie wesend, in sich gegensätzlich zu verschiednen Wirksamkeitsweisen (22.), zwar in ihr selber ungetrennt, aber unterscheidbar, aus einander geht. Der Geist weiß sich urheitlich einzelwesend (79.), als Ich, und als solches wissend und wollend im Wirken. Die Natur bezeugt und lehrt, wie sie in den Wirksamkeitssphären ihrer Wesenheit, wie in deren Erscheinungen, dort als Unendliches, in diesen als Endliches, sich

stufenweis zu größerer Herrlichkeit erschließt. Eben so weiß sich das Geisterthum auf Erden, nicht nur im Vonsich- und Andern-Wissen, lichter werden, sondern auch in Selbstheiligung empor-gehend (75.). Die Natur bezeugt, der Geist erkennt, in ihren Erscheinungen, als Welt, in seinen Erscheinungen, als Gedank-liches, als unwandelbares Gesetz, daß aus dem Allgemeinen und Einfachen des Seins das Besondre und Einzelne quelle. Die Natur bezeugt, daß sie, als das sich Unbewußte, — der Geist weiß, daß er, als kein Allwissen und nicht Allvermögen, im ewigen Reich der Wesen nicht das Einzige, noch weniger das Vollendetste und Höchste sei (106.). Es durchleuchtet ihn ein Licht andrer Sphären, als der Sphären der bewußtlosen Natur. Er trägt in seinem Ich eine über-natürliche Offenbarung (114.), ein Wissen von Gott (115.). Ihm ist, außer dem Naturgesetz, ein anderes, neben Wahlfreiheit, geworden, welches ein Dasein und ein Reich fordert, welches über das Irdische hinaus liegt (80.).

Wo und wie dies unbekannte Reich sei, wer und was Gott sei, ist, wie alles Wesende an sich, obgleich Urgewußtes (6.), den-noch Unbegreifbares (19.). Aber, so weit jetzt schon unser Hori-zont in der Unendlichkeit des Wesens und Seins reicht, spiegelt sich uns, im Bekannten, das Unbekannte entgegen. Und jenes Grundgesetz des fortwährenden Uebergangs vom Gleichartigen zum Gleichartigen, vom Einfach-Allgemeinen zum Besondern und Reicher-Vollendeten, welches in dem schleierlos vor uns liegenden Theil des Weltalls gilt: berechtigt es nicht, an Geltung für das im Ewigen noch Verschleierte zu glauben? Die menschliche Vernunft sucht, inner ihrer Begränzung, vergebens einen andern Maßstab für das, was jenseits ihrer Gränzen wesen mag, wäh-rend der Geist doch Offenbarung seiner ewigen Unvernichtbarkeit und der ewig waltenden Gottesmacht in sich trägt. So darf er, nach Gleichmaß (Analogie) und Aehnlichkeit dessen, was er schon

auf seinem gegenwärtigen Standpunkt kennt und erkennt, hinauffolgern zu dem, was seinem Blick noch entzogen ist. Und wer anders, als Gott selbst, legte, wie in die entfaltete Natur, so in den entfalteten Geist, das Wahrzeichen vom Anfang der Wesen über Wesen zum Herrlichern und Vollkommnern?

Ich sehe das Sachliche der Natur, die bewegenden Kräfte beschränken, und wieder von diesem beherrscht, zu Atomen und Weltkörpern verdichtet, in wunderreichen Gestalten und Ordnungen; sehe, waltend über beide, die Macht des Belebenden, wie sie beide gewältigt und in sich, als Abspiegelungen der Natur-Einheit, zu Einheitsgebilden gliedert, zu Pflanzen- und Thierschöpfungen, deren Heimaten Milliarden Sonnen, Erden und Monde des Universums sind; sehe, wenn auch in mindrer Allgemeinheit, aber höher und anstaunenswürdiger, das Reich des Seelischen, und wie die Natur in ihm zur eignen Gewahrung ihres Wesens sich erhebt, ihr Selbstgefühl wird; sehe, über sie erhaben, eingekleidet in den Reichthum aller ihrer Wirksamkeitssphären, die Fülle der sich, und sie, und Gott wissenden Geister, mit einem Gesetz, welches nicht das der Natur, und doch mit ihm im Einklang ist. Sie bezeugt, und der menschliche Geist weiß, er sei unmöglich selber das Allerhöchste in der Wesenkette; sondern etwa nur wieder ein Mittelglied, welches die Natur mit dem Reich des Allerheiligsten verbindet. Er ist gleichsam Bürger zweier Welten, die beide in seiner Sphäre schon in einander rinnen.

Und wo endet diese unendliche Himmelsleiter? Wo kann Unendliches enden? Wesen mögen über Wesen emporgehn, deren Vollkommenheit und Reichthum wir so unfähig sind zu ahnen, als die Thierseele die Hoheit unsers Geistes; Wesen, deren Vermögen so erhaben über das Vermögen unsrer Vernunft ist, als die Vernunft über das sinnliche Gefühl. Sie mögen emporgehn vom Herrlichen, bis sie sich im Allerherrlichsten verlieren, — in

Gott, der das Eine und Höchste seines ewigen und unendlichen Alls ist, das Ur aller Wesen in ihm, und von dessen Majestät wir, in unsrer Tiefe nur, die Natur, als Saum seines Gewandes, anstaunen.

Alles ist gotterfüllt; Alles göttlich, weil Gottes. Nicht Einzelnes, oder für uns Unterscheidbares ist Gottheit. So ist, — wie mag ich das Unaussprechliche anders, als nur von Ferne, und gleichnißweise andeuten? — so ist nicht ein Theil des Menschen, nicht das einzelne Haar seines Hauptes, der Mensch selbst, sondern nur menschliches. Gleichwie im Menschen aber der Geist, als sein Höchstes, den umhüllenden Wesenverein der Natur (Seele, Leben, Bewegkraft und Stoff des Leibes) durchherrscht, leitet, veredelt: so durchherrscht und durchwefet Gott, der Allerhöchste das unendliche Reich seines Alls.

Vielleicht mag dies Gleichniß unangemessen scheinen. Ich selber erkenn' es, als solches, weil es offenbar ein vermessenes ist. Aber von wannen sollen wir einen andern Maßstab nehmen, als den, welchen uns der Urgeist des Geisterthums selber verliehn, aus Bekanntem das Unbekannte zu ermessen? Ist dieser Gedanke nicht schon der älteste Gedanke der Menschheit: „Gott schuf den Menschen nach **seinem** Bilde?"

Ich schweige! Kein Bild, kein Gleichniß bezeichnet das Ueberirdische wahr und würdig. Ich richte in demuthsvollem Gefühl, aus dem Abgrund des All's, den Geistesblick durch die Sphären der Wesenordnungen, anbetend zum Allerhöchsten; und der Gedanke an ihn wird zum Seufzer: „O, was bin ich, daß er mein gedenkt?" — Und doch durchbebt mich zugleich heiliges Entzücken, daß ich auch in Ihm, daß Er auch in mir ist; daß ich mit Christus zu ihm rufen darf: „Abba, lieber Vater!" daß sein All mein Vaterhaus ist; daß ich, wenn auch noch auf einer untern Sprosse der himmlischen Wesenleiter, höherer würdig werden;

schon auf dem Erdball Vollendeterm im Ewigen entgegenreifen kann, gleichwie ja der Erdball selber nicht mehr der Gewesene, sondern in den aus Ewigkeit hervorgetretenen Zeiten, vollendeter in Fülle des Reichthums geworden ist.

Nein, der Menschengeist ist kein an den Felsen des Erdsterns gefesselter Prometheus! Er, in unsichtbarer Seelenhülle war und ist und wird sein andrer Welten Genosse, die insgesammt, Monden mit Erden, Erden mit Sonnen, Sonnen mit Ursonnen, magnetisch, elektrisch, leuchtend, im engen Wechselverkehr, im All-Leben, All-Seelischen schweben. Wohl ist diese Erdenwelt schön: aber ist sie die schönste unter allen Welten, welche uns aus unermeßlichen Fernen anwinken? Wohl ist die seelische Hülle des Geistes wunderbar: ist sie aber schon das Wunderbarste? Mag die Urseele des Alls nichts Wunderbareres aus sich zeugen. Wohl ist das Licht des Bewußtseins ein helles, in welchem der Geist über dem Dunkel der Natur leuchtet: aber ist es das hellste, in welchem über uns andre Wesen Gottes glänzen? — Es durchzittern den Geist Ahnungsstrahlen eines verklärtern Gottesreichs. Wie, wenn ihm in Gott und Ewigkeit noch eine hellere Leuchte, als Vernunft, wird im Allerheiligsten, — selig sind, die schon hienieden reinen, geheiligten Herzens sind; denn sie werden Gott schaun!

Ich suche Dich, mein Vater, nun nicht länger;
Im Erdenstaube nicht mehr Gott!
Dein Weltall ist mein Haus;
Und deine Ewigkeiten
Sind meine Zeiten,
Und die da waren, leben;
Und die noch kommen, sind.
Ein Gott ist nur;
Sein Name Liebe, Weisheit und Erbarmen:

Und eine Ewigkeit ist alles Sein,
Und alles Sein
Die Himmelsleiter der Vollendung,
Zur Seligkeit.

Ich jauchze weinend, in das Halleluja
Der Geisterwelt, mein Halleluja!
Ich bin; weil Gott;
Anbetung ihm und Liebe!
Mein ist die Seligkeit,
Weil ihm Allseligkeit!
Ihm Halleluja!

# Inhalt.

## V. Das Seelische.

## VI. Der Geist.



## VII. Das Gemüth.